

Paul Schreckenbach

Wildefüer

ERSTES BUCH

Am Fenster eines weiten Gemaches im Grauen Kloster Wittenberg stand Doktor Martin Luther und blickte nachdenklich auf den Hof hinaus. Ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen, denn noch hielt er die Feder in der Hand, womit er einem seiner alten Kindheitsfreunde, dem die Gattin gestorben war, einen Trostbrief geschrieben hatte. Aber bald entwölkte sich seine Stirn, und ein warmer Glanz trat in seine Augen. Sein Lieblingskind, die zehnjährige Magdalene, spielte mit anderen Mädchen ihres Alters einen Ringelreihen. Hell klang der Gesang der feinen Kinderstimmen zu ihm empor, dazwischen erscholl das lustige Bellen des Hündleins Tölpel, das die vorüberflatternden roten Röckchen der Kleinen zu fassen bestrebt war. Die Sprünge des täppischen Tieres belustigten ihn, und er lachte mehrmals kräftig auf. Dann aber schienen andere Gedanken durch sein Haupt dahinzuziehen. Sein Antlitz wurde wieder ernst, und er schüttelte einige Male den Kopf, als ob er sich über etwas verwundere.

»Was ist Euch, lieber Herr? Worüber sinnt Ihr nach?« fragte Frau Käthe. Sie hatte eben das Wämslein des

kleinen Hans ausgebessert und trat nun neben ihn. Luther schlang den linken Arm um ihre Schultern und erwiderte nach einer kleinen Weile, indem er mit der Rechten aus dem Fenster wies:

»Der alte Birnbaum dort brachte mich auf den Gedanken, wie doch unser Gott alles in der Welt so rasch und von Grund aus zu verändern weiß. Was hat der Baum schon alles gesehen! Ich war ein junger Mönch von sechsundzwanzig Jahren, da saß ich unter ihm auf der Steinbank und grübelte nach über das schwere Wort von der Gerechtigkeit Gottes. Da trat Doktor Staupitz zu mir heran und tröstete mich. Wo ist der Staupitz jetzt? Seit langen Jahren gestorben. Dann saß ich mit Philippus dort. Er lehrte mich das Griechische, und ich öffnete ihm die Schrift. Aber auch damals war ich noch ein Mönch. Jetzt ist die Zeit der Mönche vorbei, und meine Kinder spielen unter dem Baume. Wie ist die Welt so ganz und gar verwandelt! Und wenn wieder eine Mandel Jahre dahin sind – ob da wohl der Baum noch steht? Ja, ob wohl die Welt noch steht?«

»Warum sollte sie nicht mehr stehen?« fragte Frau Käthe.

»Weil der Jüngste Tag gewißlich vor der Tür steht,« erwiderte Luther ernst. »Die Macht des Antichrists ist noch nicht gebrochen. Jetzt eben hat er einen Ablaß ausgeschrieben, um Gottes Langmut von neuem zu versuchen. Auch rüstet der Türke, wie man hört, mit

großer Kraft, wird wohl im Sommer wider die Christenheit losbrechen. Falsche Propheten und Schwarmgeister verwirren allenthalben die Köpfe. Seuche und Pestilenz wüten da und dort. In Braunschweig, der werten Stadt, sollen schon etliche hundert Menschen gestorben sein, und die Krankheit greift immer weiter. Die Zeichen sind fast alle da, von denen der Herr Christus redet Matthäi am vierundzwanzigsten.«

»Noch fehlt das Erdbeben,« warf Käthe dazwischen.

Luther nickte. »Du kennst die Schrift wohl. Das fehlt in Wahrheit noch. Aber es kann jeden Tag oder jede Nacht kommen. Wir wissen ja nicht Zeit noch Stunde, aber wir müssen jederzeit darauf gefaßt sein, daß der Herr ein Ende macht mit der Welt.«

Frau Käthe schwieg ein paar Augenblicke. Dann zuckte es wie Schalkheit um ihren Mund, und in etwas leichtfertigem Tone rief sie: »Ei, lieber Herr, was plagt Ihr Euch mit solchen Gedanken! Ihr jagt mir ja beinahe einen Schrecken ein. Aber ich meine, es wird so schlimm nicht werden. Die Welt hat schon so lange gestanden, sie wird wohl auch noch eine gute Weile stehen. Warum sollte auch Gott der Herr die armen unschuldigen Kindlein verderben wollen, die doch nichts gesündigt haben? Wie reimte sich das zusammen mit seiner Güte?«

»Frau,« rief Luther lachend, »wie reimt sich diese Frage zusammen mit deiner großen Klugheit? Weißt

du nicht, daß unser Gott denen die höchste Gnade erweisen wird, die den Jüngsten Tag erleben, dieweilen sie noch in ihrem Leibe sind? Sie werden den Tod nicht schmecken, denn der Herr wird sie verklären. So steht geschrieben im dritten Kapitel des Philipperbriefes.«

Er wandte sich nach seinem Pulte und ergriff eine Bibel, die in rotes Leder gebunden war, und schlug sie auf. »Höre! ›Unser Wandel aber ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilands Jesu Christi, des Herrn.«

Weiter kam er nicht, denn ein lauter Schrei aus dem Munde seiner Frau ließ ihn verstummen. Sie stand mit hoherhobenen Händen am Fenster, blaß, mit weitaufgerissenen Augen, und schien vor Schreck erstarrt zu sein.

»Mein Gott, was ist dir?« rief Luther und trat mit ein paar raschen Schritten auf sie zu. Aber als er einen Blick in den Hof hinabgeworfen hatte, fuhr er entsetzt zurück und ward so bleich wie sie, und die Knie zitterten ihm so, daß er sich am Fenstergesims festhalten mußte.

Da drunten stand mit einem Male, als wäre er aus der Erde emporgewachsen, ein riesiger Hund, etwa vier oder fünf Schritt entfernt von den spielenden Kindern, und stierte sie mit blutunterlaufenen Augen an, als wolle er sich im nächsten Augenblicke auf eines

von ihnen stürzen. Es war die Dogge des Stadthauptmanns Hans von Metzsch, ein Tier, das in ganz Wittenberg um seiner Bösartigkeit willen gefürchtet war und von seinem Herrn an einer Kette gehalten und nur des Nachts abgebunden und in den Hof gelassen wurde. Das Untier hatte sich offenbar losgerissen, denn die Kette schleifte hinter ihm her, und der weiße Geifer, der ihm am Maule hing, ließ vermuten, daß es plötzlich toll geworden sei.

Die Kinder spielten ohne eine Ahnung der grausen Gefahr, aber nun nahm das kleine Töchterchen des Magisters Philipp Melanchthon den Hund wahr und stieß einen durchdringenden Schrei aus. Das Tier duckte sich, als setze es zum Sprunge an, und Frau Käthe schrie droben zum zweiten Male auf. Da erscholl vom Tore her ein scharfer Pfiff. Ein hochgewachsener junger Mann war in den Hof eingetreten und schien mit einem Blicke die Lage zu übersehen. »Hierher!« schrie er mit mächtiger Stimme und riß das Schwert aus der Scheide, das er an der Seite trug. Der Hund warf sich nach ihm herum und fuhr mit einem heulenden Laute auf ihn los. Aber gleich darauf lag er verendend am Boden, denn die Klinge des Fremden, der rasch zur Seite gesprungen war, hatte ihm den Nackenwirbel durchschlagen und war noch tief in den Hals eingedrungen.

Das alles war in wenigen Augenblicken geschehen. Den Kindern ging jetzt erst eine Ahnung auf, in welcher Gefahr sie geschwebt hatten, da sie das rinnende

Blut des großen Hundes sahen. Sie begannen einstimmig ein lautes Wehgeschrei und stürmten dem Hause zu. Da löste sich Frau Käthes Erstarrung. In fliegender Hast eilte sie aus dem Gemach und die Treppe hinunter und riß drunten im Hausflur ihr Lenchen mit einem erstickten Jubelruf fest an ihre Brust. Die anderen kleinen Mädchen drängten sich schluchzend und weinend an sie heran wie ein Schwarm vom Habicht aufgescheuchter Küchlein, die piepsend und glucksend ihre Zuflucht unter den Flügeln der Mutter suchen.

Auch ihr Gatte kam nun die Treppe herunter. Er war noch blaß vor Schrecken, und die Hände, mit denen er sein weinendes Kind aus den Armen seiner Frau nahm, zitterten. »Gelobt sei unser Vater im Himmel, der uns vor großem Leid bewahrt hat!« rief er. »Ihm sei Preis und Ehre!« Dann trat er mit raschem Schritt auf den Retter zu, der mit einem etwas verlegenen Lächeln in der Hausflur stand. Er streckte ihm die Rechte weit entgegen und sagte mit großer Herzlichkeit: »Gott zum Gruße, lieber Herr! Nächst dem Allmächtigen haben wir Euch zu danken. Als sein Werkzeug betretet Ihr mein Haus. Wer seid Ihr, und was sucht Ihr bei mir?«

Er hatte, während er so sprach, den Blick erheben müssen, denn obwohl er von stattlicher Mittelgröße war, überragte ihn der Fremdling bei weitem. »Daß ich Euch einen Dienst leisten konnte, Herr Doktor, ist mir die größte Freude,« erwiderte der junge Mann mit einer wohlklingenden Stimme und neigte sich dabei so

tief, als ob er vor einem Fürsten stände. »Ich bin nach Wittenberg gekommen, nur um Euch zu sehen und, wenn es möglich wäre, mit Euch zu reden.«

»Kommt Ihr in eigener Sache oder um des Evangeliums willen?« fragte Luther und sah ihn freundlich an. »Vor allem aber – wer seid Ihr? Und wo kommt Ihr her?«

»Ich heiße Christof von Hagen und stamme aus Hildesheim. Ich möchte in einer absonderlichen Sache mit Euch reden.«

»Ihr seid von Adel?«

»Meine Sippe gehört zu den alten Geschlechtern der Stadt, und meine Väter haben von jeher im Rate gesessen.«

»Kommt herein,« sagte Luther. »Ich lade Euch ein, bei mir zu nächtigen und für heute abend an unserem Tische fürliebzunehmen, nämlich wenn meine gestrenge Hausfrau und Eheherrin keinen Einspruch erhebt und ein Stüblein für Euch rüsten kann.«

»Von Herzen gern,« rief Frau Käthe und bot nun auch dem Gaste die Hand. »Und nehmt meinen Dank, Herr, und haltet mir's zugute, daß ich Euch nicht gleich gedankt habe. Ich bin noch halb erstarrt, meinte vorhin, das Herz solle mir stillstehen, und konnte kein Wörtlein reden.«

»Das kommt nicht häufig vor,« scherzte Luther. »Du bist sonst die beredteste Frau in ganz Wittenberg. Aber nun bringe uns eine Flasche Rheinwein, liebe Domina,

und ein paar Gläser. Ich will den jungen Herrn aus Hildesheim nach alter deutscher Weise in unserem Hause willkommen heißen. Erlaubet, daß ich vorangehe.«

Er wandte sich der Treppe zu, und Christof von Hagen schickte sich an, ihm zu folgen. Da fühlte er seine Hand von einem Kinderhändchen gefaßt, und eine feine Stimme sagte: »Ich danke Euch auch, Herr, daß Ihr das böse Tier tot gemacht habt. Ich war so erschrocken und habe mich gefürchtet!« Es war die kleine Magdalene Luther, die so sprach. Sie schmiegte sich zutraulich an ihn an und sah mit ihren großen dunkeln Augen ernsthaft zu ihm empor.

»Das ist recht, Lenchen, daß du ein dankbares Gemüt beweisest,« lobte Luther.

Hagen aber strich dem Kinde mit seiner großen Hand leise über das Haar und sagte mit eigentümlich gepreßter Stimme: »Solch ein Schwesterchen hatte ich einstens auch. Sie sah Eurem Töchterchen verwunderlich ähnlich, Herr Doktor.«

»Sie ist gestorben?« fragte Luther teilnehmend.

»Sie starb als zehnjähriges Kind, als ich vierzehn Jahre alt war. Das ist nun schon länger als zwölf Jahre her, aber ich sehe sie zuweilen noch so deutlich vor mir, als ob sie lebte.«

»Sie lebt ja auch, obschon unsere Augen sie nicht sehen,« erwiderte Luther. »Selig sind die Kinder, die Gott in zarter Jugend zu sich ruft! Ihnen ist vieles erspart, und sie haben's gut. Aber für die Eltern und für alle, die

sie liebhaben, ist freilich solch ein Abschiednehmen ein schweres Ding. Bitte, tretet hier herein, Freund! Es ist meine Arbeitsstube, und es sieht nicht sehr aufgeräumt aus, wie das so ist, wo ein Bücherwurm haust.«

Die beiden ließen sich an einem Tische nahe dem Fenster nieder, und gleich darauf brachte Frau Käthe selbst den Wein.

»Nun sagt, was führt Euch zu mir?« begann Luther, indem er bedächtig die goldklare Flüssigkeit in die Gläser goß. »Ihr hanget der reinen Lehre an?«

»Das tue ich, Herr, und von ganzem Herzen.«

»Und Ihr kommt von Hildesheim? Das nimmt mich wunder. Die Stadt soll, so höre ich, fest am päpstlichen Glauben hängen. So seid Ihr wohl ein weißer Rabe in Eurer Vaterstadt?«

»Da seid Ihr doch nicht recht berichtet, Herr Doktor. Die Bürgerschaft, die große Mehrzahl der Bürgerschaft zum wenigsten, verlangt schon seit geraumer Zeit nach der reinen Lehre. Aber sie wird ihr vorenthalten.«

»Ei, wer enthält sie ihr vor? Der Bischof?«

»Der hat dazu nicht die Macht. Er ist nur dem Namen nach Herr über die Stadt. Der Rat ist es, der das Evangelium hindert.«

Luther blickte ihn verwundert an. »Ja, kürt denn bei Euch nicht die Bürgerschaft den Rat? Wie kann er da auf die Dauer widerstreben?« fragte er.

»Ach, bei uns ist die Sache so: Die alten ratsfähigen Ämter und Gilden wählen die Ratsherren auf zwölf

Jahre. Neben dem Rate haben wir ein Kollegium der Vierundzwanzig Männer, das aber auch wieder zum größten Teile aus den Ämtern und Gilden gewählt ist; die kleinere Zahl von ihnen ist aus der Gemeinde. Diese zusammen regieren die Stadt. Es kommt keiner in den Rat, der nicht einem Amte oder einer Gilde angehört, und so müßte denn der Hildesheimer Rat nur aus Handwerkern und Kaufleuten bestehen. Aber das wird umgangen. Die Herren aus den alten und reichen Geschlechtern der Stadt kaufen sich in die Gilden ein und werden so als Gildebrüder der Ratsstühle teilhaftig, und da sie untereinander sich fördern und zusammenhalten, so liegt das Regiment der Stadt doch in ihrer Hand, und die Bürgerschaft meint nur, daß sie sich selber regiere.«

»Soso! An und für sich kein übler Brauch,« sagte Luther, »denn die Gewalt gehört in die Hände der Leute, die des Regiments fähig und kundig sind. Wehe der Stadt, wo der Herr Omnes regiert und jeder mitreden will, sei er auch so dumm und ungelehrt wie ein Holzklotz!«

Hagen nickte. »Da habt Ihr gewißlich recht. Auch ich suche einen Sitz im Rate auf diese Weise, wenn ich heimkehre. Aber bei uns liegen zurzeit die Dinge noch anders. Bei uns meint auch der Rat nur, daß er regiere. In Wahrheit regiert er so wenig wie die Gemeinde der Bürger. Denn ein Mann gebietet in Hildesheim,

und was er will, das geschieht, und wider ihn wagt niemand zu mucken, wenn auch viele die Fäuste heimlich ballen.«

»Ha!« rief Luther. »Ich entsinne mich – man hat mir von ihm erzählt. Heißt er nicht Wildefür? Schlag ihn nicht zu Augsburg der Kaiser selbst zum Ritter?«

»Ja, Herr, Hans Wildefür, der gerade dieses Jahr wieder Bürgermeister ist. Er ist es nicht immer, denn bei uns wechselt die oberste Gewalt Jahr um Jahr. Aber wenn er auch nur im Rate sitzt, so hat er alle Macht in der Stadt, denn sein Wort gilt bei den Ratsherren wie ein Evangelium, und er setzt alles durch, was er will.«

»Und was gibt ihm solches Ansehen?«

»Herr,« erwiderte Hagen nach kurzem Besinnen, »ich müßte lügen, wenn ich nicht sagen wollte: seine große Klugheit gibt es ihm. Auch hat er viel für die Stadt getan in Fehden, auf den Städtetagen und auf den Reichstagen und gilt viel bei der kaiserlichen Majestät.«

»Ist er ein alter Mann?«

»Nein, er ist wohl fünfzig Jahre und einige darüber. Nur an den Schläfen ist er weiß, sonst finden sich wenige graue Haare in seinem schwarzen Barte. Auch kann er noch reiten und trinken und fechten wie ein Junger. Er ist ein wunderbarer Mann, Herr, niemand ist ihm gewachsen, weder im Rat noch in der Tat, und deshalb wagt es keiner, gegen ihn aufzutreten. Das ist der

Grund, weshalb Hildesheim noch nicht dem Evangelium zugefallen ist, denn er ist ein starrer Anhänger des alten Glaubens.«

»Ihr aber,« sagte Luther, nachdem er ihn eine Weile durchdringend angeblickt hatte, »Ihr wollt es wagen, gegen ihn aufzutreten. Denn Ihr wollt Eure Vaterstadt vom Papsttum losreißen und zur reinen Lehre führen. Darum seid Ihr zu mir gekommen, ist's nicht so?«

Hagen war von seinem Sitz in die Höhe gefahren. »Herr!« rief er, »wie könnt Ihr das wissen? Aber was verwundere ich mich? In Euch ist Gottes heiliger Geist. Aus dem redet Ihr!«

»Nein,« erwiderte Luther mit einem ernsten Lächeln, »das hat mit dem heiligen Geiste nichts zu tun. Es fuhr mir nur durch den Sinn, als ich Euch so sitzen sah. Ihr habt so etwas an Euch von einem Sankt Jörg, der mit dem Drachen kämpfte.« Er erhob sein Glas und neigte es gegen das seines Gastes. »So seid mir doppelt willkommen! Aber, mein junger Herr aus Hildesheim, mich dünkt, Ihr habt eine schwere Aufgabe vor Euch. Eben weil Ihr noch jung seid, wird es Euch nicht leicht werden, den Erfahrenen und Erprobten beim Rate und der Gemeinde aus dem Sattel zu heben.«

Über Hagens Gesicht flog ein Schatten. »Ihn zu bekämpfen wird jedem schwer sein, mir aber wohl am schwersten. Denn wisset, Herr, nach meiner Mutter

frühem Tode und nachdem mein Vater in Trübsinn verfallen, war ich sein Mündel und habe jahrelang in seinem Hause gewohnt, und er hat mich gehalten wie seinen Sohn.«

Betroffen, beinahe erschrocken blickte ihn Luther an. »Wie seid Ihr denn zum Evangelium gekommen?« fragte er nach einer Pause.

»In der Fremde, Herr. Ich war zwei Jahre fern von Hildesheim, in Erfurt und Braunschweig zuerst, dann in Nürnberg und kehre jetzt nach der Heimat zurück.«

»Und was hielt Euch so lange in der Fremde fest?«

Über Hagens Antlitz flog ein schnelles Rot, und er senkte einen Augenblick die Stirne. Dann aber hob er die Augen frei empor und blickte dem Fragenden offen ins Gesicht. »Ich will Euch reinen Wein einschenken, Herr Doktor,« sagte er. »Nichts Rühmliches war es, was mich aus der Heimat trieb. Ich hatte einen Streit mit einem Geschlechtersohne aus Hildesheim, der um dieselbe Jungfrau warb wie ich. In einer Trinkstube trafen wir aufeinander, jeder geleitet von etlichen guten Gesellen. Wir höhnten und reizten uns zuerst mit Worten, dann griffen wir zum Schwerte. Ich schlug ihn nieder und wurde dafür auf zwei Jahre aus dem Frieden der Stadt gesetzt. Auch er mußte die Heimat auf zwei Jahre meiden, als er wieder zu Kräften gekommen war von seiner Wunde.«

»Die Tat reut Euch jetzt?« fragte Luther ernst.

»Es reut mich, daß ich ihn reizte, statt ihm aus dem Wege zu gehen. Daß ich ihn niederschlug, kann mich nicht reuen, denn er hob das Schwert zuerst. Darum war es auch ungerecht, daß ich dieselbe Strafe tragen mußte wie er. Sie traf mich um so bitterer, als ich eben freien wollte in der nächsten Zeit.«

»Wer sprach das Urteil über Euch aus?«

»Kein anderer als mein früherer Vormund, und er tat mir damit ein schweres Unrecht an.«

Luther schwieg eine Weile, dann erhob er sich und trat auf den jungen Mann zu. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach mit gütigem Ernst: »Prüfet Euch mit rechtem Fleiße, Freund, daß Ihr nicht falsch Feuer bringt auf den Altar des Herrn unseres Gottes! Denket nach: Weshalb wollt Ihr Euch erheben wider jenen Mann? Treibt Euch der Eifer für Gottes Wort? Oder sucht Ihr die Rache an einem, der Euer Feind geworden ist?«

»Nein!« rief Hagen laut. »Ich suche keine Rache an ihm, bin ihm auch nicht feindlich gesinnt. Ich grollte ihm heftig, als ich von bannen ziehen mußte, aber jetzt denke ich anders. Er hat wohl so an mir gehandelt als Gottes Werkzeug, ohne daß er es selber wußte. Denn was er über mich verhängt hat, das ist mir zum Segen geworden. In Hildesheim waren alle Eure Schriften verboten, und ich verlangte auch nicht danach. In Nürnberg gab mir einer Euer Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen. Da wurden mir die

Augen dafür aufgetan, daß Eure Lehre wohl von Gott sein dürfte, und ich las alles, was Ihr geschrieben habt, und forschte fleißig in der Schrift und fand, daß Eure Lehre zusammenstimmt mit dem Worte Gottes. Da nahm ich mir fest vor, dieser Lehre zum Siege zu helfen in meiner Vaterstadt, sobald ich wieder daheim wäre, und Euch, Herr Doktor, der Ihr uns von Gott gesandt seid. Euch wollte ich aufsuchen auf meiner Heimfahrt, um mit Euch darüber zu reden und Euch zu bitten, daß Ihr mein Vorhaben segnet.«

In Luthers Augen war, während Hagen so sprach, ein immer helleres Licht aufgeleuchtet, und nun, als er geendet hatte, rief er freudig: »Denkt Ihr so, und steht es so mit Euch, so segne ich Euer Werk, das Ihr vorhabt, von ganzem Herzen. Möget Ihr für Hildesheim der Christofer werden, der den Heiland in die Stadt hineinträgt! Und was ich etwa tun kann. Euer Werk zu fördern, das werd' ich gewißlich tun!«

Er nahm Hagens Rechte und drückte sie kräftig. »Wir reden noch eingehend darüber. Ich hoffe, Ihr werdet ein paar Tage in meinem Hause verbleiben, da werden wir —«

Ein starkes Pochen an der Tür unterbrach ihn. Ohne das »Herein« abzuwarten, trat ein großer Mann in geistlicher Tracht auf die Schwelle und rief: »Es ist angerichtet! Eure Frau lädt Euch durch mich zu Tische! Es ist schon alles versammelt. Auch Philippus ist da. Doch verzeiht. Ihr habt ja Besuch.«

»Kommt immer herein, lieber Doktor Pommeranus,« sagte Luther. »Hier habe ich einen jungen Herrn aus Hildesheim, Christof von Hagen, der Großes vorhat in seiner Vaterstadt. Ihr werdet es hernach erfahren. Gebet ihm die Hand, er ist einer von den Unsern.«

»Aus Hildesheim seid Ihr, Herr?« fragte Bugenhagen, nähertretend und Luthers Geheiß folgend. »Habt Ihr dort Weib und Kind?«

»Nein, ich bin noch unbeweibt.«

»Oder Eltern und Geschwister?«

»Auch die nicht. Meine näheren Anverwandten, soweit sie nicht tot sind, leben zurzeit nicht in Hildesheim,« erwiderte Hagen, verwundert über die Fragen.

»Dann braucht Ihr nicht in großer Sorge zu stehen und könnt Gott danken, daß Ihr gerade jetzt nicht dort seid,« sagte Bugenhagen, und indem er sich zu Luther wandte, fuhr er fort: »Ich erzählte Euch gestern, die große Seuche sei in Braunschweig. Nun gehen mir heute Briefe zu mit der Zeitung, daß sie übergesprungen sei auch nach Goslar und Hildesheim und dort viele Opfer fordere.«

»Auch nach Goslar?« rief Hagen erschrocken und erblaßte.

»Ei nun, was ficht Euch an?« fragte Bugenhagen befremdet. »Ich denke, Ihr seid ein Hildesheimer? Wie kommt es, daß Euch die Pest in Goslar mehr entsetzt als in Eurer eigenen Stadt?«

»In Hildesheim,« erwiderte Hagen, »leben mir zwar einige gute Freunde, um die mir's ja leid wäre, wenn sie die Pest befiele. In Goslar aber ist eine – eine, die mir lieb ist, und die, so Gott will, mein Weib werden wird.«

»Die Jungfrau, die Ihr vorhin erwähntet?« fragte Luther.

»Dieselbe, Herr. Und Ihr werdet es verstehen und billigen, wenn ich unter solchen Umständen morgen in der Frühe Euer Haus verlasse und heimwärts reise. Unterwegs kehre ich in Goslar ein.«

»Ihr habt keine Angst?«

»Nein, Herr Doktor. Ich acht', ist's mir bestimmt, an der Pest zu sterben, so kann ich fliehen, wohin ich will, ich sterbe doch daran, und will mich Gott davor bewahren, so kann ich getrost in die Häuser der Seuche gehen.«

»Aber Ihr könnt dort nichts ändern und nichts bessern,« warf Bugenhagen ein.

»Aber ich kann der nahe sein, die ich liebe,« entgegnete Hagen. »Es ist ihr vielleicht schon ein Trost und eine Hilfe, wenn sie mich in der Nähe weiß. Sie lebt bei ihrem alten Vater mit einer Magd allein. Ihre Mutter ist schon vor Jahren gestorben. Gewiß, es wird ihr lieb sein, wenn ich mich in der Gefahr zu ihr finde.«

»Ihr habt ganz recht, und ich kann Euch nicht halten,« sagte Luther. »Wir können ja auch noch den ganzen Abend reden über das, was Euch bewegt, und was

Ihr in Hildesheim tun wollt. Aber nun laßt uns hinuntergehen! Die Sonne ist schon verschwunden, und meine Domina wird unser schmerzlich harren. Die Suppen werden kalt und die Frauen ungeduldig, wenn man sie zu lange warten läßt.«

Über Goslar, die alte Kaiserstadt am Harz, war schweres Leid hereingebrochen. Seit fast einer Woche bimmelte Tag für Tag unaufhörlich das Totenglöcklein, um in die Weite zu rufen, daß wieder jemand des Todes verblichen sei. Ein zugereister Schuhmachergeselle aus Braunschweig hatte die Pest in die Mauern eingeschleppt. Er selbst war gestorben, und mit unheimlicher Schnelligkeit hatte die Krankheit um sich gegriffen. Am ersten Tage waren der Seuche zehn Menschen erlegen, am zweiten schon die doppelte Zahl, und seitdem waren der täglichen Opfer noch mehr geworden. Eine furchtbare Angst hatte die Gemüter erfaßt. Die sonst so belebten Straßen der reichen Stadt waren fast verödet, niemand wagte sich aus seinem Hause heraus, weil alle die Ansteckung fürchteten. Die meisten Läden waren geschlossen, viele Handwerker feierten mit ihren Gesellen, nur die Sargtischler hatten schwere Arbeit Tag und Nacht.

»Das ist ja, als ob man über einen Kirchhof ritte,« sagte ein großer, ganz in Eisen gekleideter Mann, der vom Vititore her sein schweres Roß dem Markte zulenkte. »Es scheint eine sonderliche Furcht über die

Leute hier gekommen zu sein. Bei uns in Hildesheim ist ja auch, Gott sei's geklagt, die Seuche, aber auf den Gassen merkt man nichts davon.«

Der Mann im Priestergewande, der neben ihm ritt, nickte. »Bei uns sind noch nicht viele gestorben, und ich denke, es wird auch so schlimm nicht werden.« Nach einer Weile setzte er mit einem finsternen Blick hinzu: »Mir kann's nur recht sein, daß die Gassen hier so leer sind. Dieses Kleid« – er schlug sich mit der flachen Hand gegen die Brust – »stand vor kaum zehn Jahren hier noch in hohen Ehren. Aber seitdem die vermaledeite Lutherei ihren Einzug in Goslar gehalten, ist es beinahe gefährlich geworden, sich damit zu zeigen. In Braunschweig haben mich die Buben mit Kot und Dreck geworfen, und ich mußte in ein Haus flüchten, wo ich aber auch nur Hohn und Spott fand. Damals gelobte ich mir: Du gehst sobald nicht wieder in eine Stadt, wo die Martinsche Sekte regiert. Ich hätte wohl auch den Ritt für keinen anderen denn für Euch getan, Herr Bürgermeister Wildefür, für Euch und Euren Schwäher, den ich hochachte.«

»Ich rechne es Euch hoch an, Herr Oldecop, und werde es Euch nimmer vergessen. Aber seid getrost, wenn ich dabei bin, krümmt Euch kein Mensch ein Haar.«

»Das meine ich auch. Zwanzig Meilen um Hildesheim herum kennt Euch ja wohl jedes Kind, und wer Euch kennt, der bindet lieber mit dem Teufel an als

mit Euch. Unter Eurem Schutze fährt man sicher seine Straße dahin. Ich wäre aber auch hierhergeritten, wenn Ihr mich nicht in eigener Person hättet geleiten können, allein mit denen da.« Er wies über die Schulter zurück auf die beiden Knechte, die in einiger Entfernung hinter ihnen auf mageren Kleppern folgten. »Ich hätte Herrn Klaus von Hary nicht sterben lassen ohne den Trost unserer heiligen christkatholischen Religion, nach dem er verlangt. Ich denke, Ihr glaubt mir das.«

»Ja, das glaube ich Euch,« erwiderte der Bürgermeister. »Furcht ist nicht Eure Sache, und Ihr seid ein treuer Priester unserer Kirche, wie es deren jetzt nicht allzu viele gibt. Gott gebe nur, daß wir nicht zu spät kommen!«

Sie waren während dieser Reden auf dem Markt angekommen, der im grellen Sonnenschein, aber vollkommen tot und menschenleer vor ihnen lag. An dem stattlichen Gildehause ritten sie vorüber und machten halt vor einem alten, hohen Steinhause, schräg gegenüber. Wildefür schwang sich rüstig aus dem Sattel und half auch dem Priester beim Absteigen, noch ehe die Knechte heran waren. Er ließ ihm auch den Vortritt, als sie nun das Haus betraten, das unverschlossen war, aber in tiefem Schweigen dalag, als sei es unbewohnt.

»Holla!« rief Wildefüer, aber es regte sich nichts. »Er wird oben liegen in seiner Kammer, kommt, Herr Oldecop,« sagte er und schickte sich an, die Diele zu durchschreiten. Da kam ein leichter Schritt die Stufen herab, die im Hintergrunde des großen Gemaches zu dem oberen Stockwerke hinaufführten, und ein Mädchenkopf bog sich über das Holzgeländer der Treppe. Von oben herab fiel ein verirrter Sonnenstrahl gerade auf ihr Haar, so daß es aufleuchtete wie gesponnenes Gold. Ihr Antlitz aber war totenbleich, die großen rehbraunen Augen vom Weinen gerötet.

»Lebt dein Vater noch, Lucke?« rief Wildefüer ihr hastig entgegen.

Das Mädchen flog die letzten Stufen herab und klammerte sich an ihn an wie eine Tochter an ihren Vater. Ihre Antwort war ein Strom von Tränen.

»Er ist tot?« fragte er nach einer Weile.

»Er liegt seit einer Stunde still und starr. Ich weiß nicht, ob er tot ist oder noch lebt.«

»Ist niemand bei dir, Kind? Wo sind Hinnerk und Marthe?«

»Sie sind schon gestern fortgelaufen, wollten nicht in dem Pesthause bleiben. Ich bin allein beim Vater.«

»Die Bande!« sagte Wildefüer grimmig. Dann legte er ihr sanft die schwere Hand aufs Haupt.

»Hättest mich schon ehegestern rufen sollen, Kind! Dann wärest du nicht so lange allein gewesen« sagte er mit weicher Stimme. »Aber du dachtest wohl nicht,

daß es so schlimm sollte werden. Es genesen ja auch viele von der Seuche. Doch nun führe uns zu ihm! Kommt, Herr Oldecop! Hoffentlich ist's noch nicht zu spät.«

Das Mädchen ließ seine Hand nicht los, während sie die Treppe emporschritten. Droben öffnete sie eine Tür und ließ die beiden Männer zuerst eintreten.

Herr Klaus von Hary lag in einem nicht hohen, aber weiten Gemach auf seinem breiten Ehebett, in dem er seit Jahren einsam schlummern mußte, da seine Gattin ihm schon längst hinweggestorben war. Sein hagerer Leib war unter der dünnen Federdecke lang ausgestreckt, die linke Hand hing schlaff neben der Bettstatt herunter, so daß sie fast den Boden berührte, seine Augen waren geschlossen. Er glich einem bereits Verstorbenen.

Oldecop trat rasch an ihn heran, ergriff die herabhängende Hand und suchte den Puls. »Es ist noch Leben in ihm,« sagte er nach einer Weile mit einem Seufzer, »aber es geht wohl bald zu Ende. Die heilige Kommunion kann er nicht mehr empfangen, aber die letzte Ölung will ich ihm geben, auf daß er doch nicht ganz ohne die heiligen Sterbesakramente hinübergehe.«

Er entnahm hastig die heiligen Gefäße dem Beutel, den er mitgebracht hatte, stellte sich dann neben dem Todkranken auf und begann die vorgeschriebenen Gebete. Wildefürer sank sogleich auf die Knie nieder und

faltete die Hände, und die junge Lucke folgte seinem Beispiele.

Als die heilige Handlung vorüber war, erhob sich der Bürgermeister, setzte sich auf das Bett und legte seine Hand auf die Stirn des Kranken. Er zog sie aber sofort zurück, denn die Stirn fühlte sich eiskalt an. »Er ist wohl schon tot,« murmelte er, und eine tiefe Traurigkeit breitete sich über seine Züge.

»Erlaubet, daß ich Euch warne, Herr,« sagte der Priester. »Daß ich ihn berührte, war nötig; daß Ihr ihn berührt, ist unnötig und setzt Euch der Gefahr aus.«

»Ach was!« entgegnete Wildefür gleichmütig. »Habt Ihr Angst, Oldecop? Ihr? Das nähme mich wunder!«

»Angst habe ich nicht, aber man soll Gott nicht versuchen. Auch sollte ein Mann wie Ihr allezeit bedenken, daß er nicht sich allein lebt, sondern anderen, und daß sein Tod ein großes Unglück wäre für alle, die auf ihn bauen!«

»Bin ich wirklich so nötig, wie Ihr meint, so wird Gott mich schon zu bewahren wissen,« erwiderte Wildefür. »Zudem, Herr Oldecop, habe ich immer die Regel bestätigt gefunden: Die Seuche geht dem aus dem Wege, der ihr männlich standhält und nicht vor ihr flieht. Habt Ihr nicht gehört, was der Wittenberger getan hat, als die Pest war in seiner Stadt? Er hat sie alle angerührt, einer soll in seinen Armen gestorben sein. Soll ich weniger Mut zeigen als der Erzfeind unserer Kirche?«

Der Priester schüttelte unwillig sein großes Haupt. »Mit dem, Herr, vergleicht Euch nicht, richtet Euch nicht nach ihm und ahmt ihm nichts nach. Dem kann nichts etwas schaden, denn er steht unter einem besonderen Schutze. Es gelingt ihm alles, bis dann das bestimmte Stündlein kommt, da sein Schutzpatron mit ihm abfährt.«

Wildefüer nickte. »Ihr möget recht haben. Wenn aber ein Mann so viel Mut beweist, weil er sich unter dem Schutze des Teufels weiß, so müssen wir dreimal so viel Mut beweisen, da wir uns unter dem Schutze Gottes wissen. Ihr und ich« – er hielt plötzlich inne und fuhr nach dem Lager des Sterbenden herum, denn ein schwacher Laut war von dort an sein Ohr gedrungen.

»Klaus! Mein alter Klaus!« rief er voller Freude. »Lebst du noch? Erkennst du mich?«

Der Kranke hatte die Augen aufgeschlagen und richtete auf ihn einen Blick, der erkennen ließ, daß er bei Bewußtsein war und ihn erkannte. Aber vergebens bemühte er sich, das Haupt aus den Kissen zu erheben und zu sprechen. Nur einzelne abgerissene Silben drangen an das Ohr Wildefüers, der sich tief auf ihn herniederbeugte und angestrengt lauschte.

»Ich weiß nicht, was er will,« sagte er nach einer Weile bekümmert. »Mich dünkt, er redet von einem Kasten.«

»Ach, Ohm Wildefüer, dann weiß ich, was er meint,« rief Lucke und trat von dem Türpfosten, an dem sie

bisher gelehnt hatte, mit schnellem Schritt auf einen Wandschrank zu. Dem entnahm sie einen kleinen Kasten, dem der Schlüssel ansteckte, und bot ihn dem Bürgermeister dar. »Er hat etwas aufgeschrieben vor drei Tagen, das sollte ich Euch zu lesen geben. Es ist wohl sein letzter Wille.«

Als der Kranke das Kästchen in Wildefüers Hand erblickte, glänzte sein Auge hell auf. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen, sich verständlich zu machen, gelang es ihm schließlich, das Wort »Lies!« deutlich über die Lippen zu bringen.

Wildefüer öffnete den Kasten, der mit Papieren gefüllt war. Obenauf lag ein zusammengefalteter Zettel. »Das ist es, was der Vater geschrieben hat,« sagte Lucke.

»Lies! lies!« tönte es noch einmal gurgelnd, aber wohlnehmbar von dem Lager her.

Wildefüer entfaltete das Papier und folgte dem Wunsche seines sterbenden Freundes. Er las laut und langsam, was da geschrieben stand. Manchmal stockte er, denn die Hand, die diese Schriftzeichen aufs Papier gebracht hatte, war wohl schon sehr unsicher gewesen, und so war manches Wort kaum zu entziffern. Auch übermannte ihn hie und da die Bewegung, und seine Stimme zitterte merklich.

Der letzte Wille des Herrn Klaus von Hary war sehr kurz gefaßt. Er lautete: »Meinem lieben Schwager, dem

ehrbaren, fürsichtigen, weisen und gestrengen Bürgermeister zu Hildesheim Hans Wildefüer, dem Gott gnade. Sonderlich lieber Schwager und Freund! Die böse Krankheit hat mich ergriffen, und ich fühl's, ich werde nicht wieder aufkommen, sondern sterben. Darum so befehle ich Deiner Huld, Güte und Treue meine liebe Tochter, die als Waise in dieser Welt wird bleiben, und bitte Dich und Deine Frau, meine liebe Schwägerin Mette, Ihr wollet sie in Euer Haus aufnehmen und sie halten als Euer eigen Kind. Ich bestalle Dich auch zu ihrem Pfleger und Vormund an meiner Statt, bitte Dich auch höchlichst um Gottes willen, Du wollest das Amt annehmen und Dir lassen meine Tochter befohlen sein. Dir lasse ich all mein Gewaffen und meine Rosse als Angedenken an mich, denn Du bist jederzeit mein liebster Freund gewesen. Mein Haus und Hof und Geld und Gut lasse ich meiner Tochter Lucke, die mir ein gutes und gehorsames Kind gewesen ist. Siehe zu, daß sie in allen Dingen zu ihrem Recht komme. Wenn Christofer von Hagen wieder heimkehrt nach Hildesheim, so will ich nichts mehr dawider haben, daß sie ihn zum Manne nimmt, denn ich erkenne wohl, daß sie ihm von Herzen zugetan ist. Aber er soll Dir zuvor einen leiblichen Eid in die Hand schwören, daß er sich der Lutherei und aller anderen Ketzerei für ewige Zeit will enthalten und fest bleiben will bei unserer alten, heil'gen christkatholischen Religion, der wir beide, ich

und Du, zu aller Zeit sind treu gewesen. Dazu ermahne ich Dich mit allem Fleiße und bitte Dich, Du wollest nimmermehr dulden und zulassen, daß meine Tochter in Gefahr komme, ihrer Seelen Seligkeit zu verlieren. Du wollest auch tausend Gulden nehmen von ihrem Erbteil und sie geben an das Kloster Sankt Michaelis in Hildesheim, auf daß die heilige Messe gelesen werde für meine arme Seele in jedem Jahre am Tage meines Todes und am Tage Sankt Nikolaus, da ich geboren bin. Und nun befehle ich Euch alle der Gnade Gottes und seiner Heiligen. Ich kann nicht mehr schreiben. Es zieht mir die Finger zusammen. Gott sei mir gnädig. Amen.«

Als Wildefür das Blatt sinken ließ und seinem Freunde ins Antlitz schaute, erkannte er an dem klaren Blick seiner Augen, daß der Kranke völlig bei Bewußtsein war. Aber mit Staunen und voller Ergriffenheit sah er, daß eine große Angst aus seinem Blicke sprach, als zweifle der Sterbende, daß ihm seine letzten Wünsche auch erfüllt werden würden.

»Klaus Hary,« sagte er und legte seine Hand wieder auf des Freundes eiskalte Stirn, »wenn es denn Gott oder der Teufel will, daß du schon sterben mußt, so stirb in Frieden. Sorge dich nicht um Christof Hagen. Er ist in meinem Hause erzogen, und ich kenne ihn. Sein Blut ist wild, aber sein christkatholischer Glaube ist wohlgegründet. Ich möchte mich für ihn verbürgen.

Wie es aber auch komme, ich will deinen Willen heilig halten und danach tun in allen Stücken, so wahr mir Gott helfe und seine Heiligen in meiner letzten Stunde! Wir haben uns im Leben einander immer Wort gehalten, mein alter Klaus. Ich halte dir auch nach deinem Tode Wort. Des kannst du gewiß sein.«

In den Augen Harys leuchtete es auf, aber gleich darauf trat wieder der frühere Ausdruck der Angst in seine Züge. Seine Blicke irrten wie suchend umher, und seine Lippen bewegten sich, als wolle er noch etwas sagen. Aber er war nicht mehr imstande, auch nur einen Laut hervorzubringen. Mit ungeheurer Raschheit kam nun der Tod über ihn.

Wildefür erriet, was ihn bewegte. Er beugte sich tief auf ihn herab und rief laut: »Du hast die heilige Ölung empfangen. Hier, Herr Oldecop hat sie dir erteilt, als du deiner Sinne nicht mächtig warst. Du ziehst mit dem Segen der Kirche hinüber.«

Da trat ein wunderbar heller Schein in die Augen des Sterbenden. Es war, als flackere ein Licht noch einmal glänzend empor, das eben verlöschen will. Einen Augenblick sah er mit diesem übernatürlichen seligen Ausdruck seinem Freunde ins Gesicht. Dann mit einem Male sanken seine Wimpern herab, Totenblässe breitete sich über sein Antlitz, und seine Züge verfielen zusehends. Er röchelte eine Weile leise, dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und lag regungslos.

»Er ist tot,« sagte Oldecop und ergriff sein Buch, um das Gebet für die abgeschiedene Seele zu lesen.

Lucke schrie laut auf und wollte sich über ihren Vater hinwerfen. Aber Wildefür umfaßte sie und führte sie mit sanfter Gewalt zur Seite. »Nicht, Kind! Das kann dir den Tod bringen,« warnte er.

Das Mädchen glitt auf eine Truhe nieder, die an der Wand aufgestellt war. Dort blieb sie sitzen und weinte heiß und unaufhaltsam in ihre Schürze hinein. Wildefür stand zwischen ihr und dem Toten mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte und ohne ein Glied zu regen, bis die Stimme des Priesters verklungen war. Dann trat er an das Lager heran und machte das Zeichen des Kreuzes über dem Entschlafenen. »Du bist eines schönen, schnellen Todes gestorben, Klaus,« sagte er. »Von uns fünfen, die wir einstmals die Burg zu Peine entsetzt haben in der großen Fehde und Freunde waren unser Leben lang, bin ich nun der letzte. Nun gebe dir Gott fröhliche Urständ und mir einen Tod so schnell wie den deinen, wenn ich einmal von hinnen muß! – Aber wer kennt sein Ende?« Er stand eine Weile in düsteres Sinnen verloren. Dann schlug er noch einmal das Kreuz über dem Toten und wandte sich nach Lucke um und sagte: »Ich gehe jetzt, deinem Vater ein Begräbnis zu verschaffen. Vor morgen früh wird das nicht möglich sein. Dann übergeben wir das Haus deiner Muhme Bröcker, und du ziehst mit mir nach Hildesheim. Da dort die Seuche schon ist, darf ich dich

ohne Unrecht hinüberbringen. Dann bleibst du bei uns als unsere Tochter, bis Christof von Hagen heimkehrt und ich deine Hand in seine Hand lege.«

Unweit des Almtores in Hildesheim stand das stattliche, hochragende Haus, das der Bürgermeister Hans Wildefüer bewohnte. Vor etwa dreißig Jahren hatte es sein Vater käuflich erworben. Damals war es ein ziemlich unansehnlicher Bau gewesen, der sich von den Nachbarhäusern wenig unterschied. Je reicher aber Hans Wildefüer im Laufe seines tätigen und glückbegünstigten Lebens geworden war, um so mehr hatte sich auch das Aussehen seines Wohnhauses verändert, und der alte Jost Wildefüer würde es schwerlich wiedererkannt haben, wenn er seiner Gruft auf dem Andreaskirchhof hätte entsteigen können. Die Hildesheimer waren ja von jeher baulustige, kunst- und farbenfrohe Leute gewesen. In früheren Zeiten hatten sie diesen Zug ihres Wesens an ihren Gotteshäusern betätigt, weswegen Hildesheim so viele prächtige und kunstvolle Kirchen und Kapellen aufzuweisen hatte wie kaum eine andere Stadt von gleicher Größe im ganzen Heiligen Römischen Reiche. Dann waren sie darauf verfallen, ihr Rathaus, ihre Gilden- und Amtshäuser aufs herrlichste zu schmücken und herzurichten. Nun seit einigen Jahrzehnten war die gesamte Bürgerschaft von dem Verlangen ergriffen worden, in schönen, bunten und kunstvoll verzierten Häusern zu wohnen. Einige reiche Leute hatten damit angefangen, andere waren

ihnen nachgefolgt, zuletzt wollte keiner nachstehen, auch die Ärmsten nicht. Wer wenig Geld in der Truhe hatte, ließ wenigstens über der Tür ein paar geschnitzte Figuren aus Holz oder Rosetten unter den Fenstern anbringen und Sprüche oder Verse auf die Hauswand pinseln, deren Anfangsbuchstaben in hellen Farben, in einem tiefen Rot oder in schimmerndem Blau leuchteten. Die Reichen aber ließen die ganze Vorderseite ihrer Häuser mit hölzernen Schnitzwerken überkleiden, und es gab Meister in Hildesheim, die darin eine hohe Kunst entfalteten. Da sah man ganze Volkssagen bildlich dargestellt und häufiger noch biblische Geschichten – Simson, wie er den Löwen zerreißt und die Philister erschlägt; Joseph, wie er von seinen Brüdern verkauft, dann von Potiphars Frau übel versucht wird und am Hofe des Pharao zu hohen Ehren gelangt, und zwischen diesen Männern und Frauen des Alten Testaments die Gestalten der hohen Heiligen Hildesheims, Bernward und Godehard, oder die starken Helden der Weltgeschichte, Hektor den Trojaner, Julius Cäsar, Kaiser Karl den Großen und andere. Sie alle standen da in bunten Gewändern, die Harnische blinkten silbern, die Kronen und sonstigen Zierrate waren vielfach vergoldet. Wer an einem hellen Sonnentage durch die Stadt wandelte, dem mochten wohl die Augen weh tun von all der Farbenpracht, die da zu schauen war, und er mochte gern einmal den Blick ausruhen lassen auf den grauen Mauern der riesigen Kirchen, die unter den

bunten Häusern standen wie düstere Propheten der Vorzeit in härenem Gewand unter den lachenden, genußfrohen Kindern dieser Welt.

Hans Wildefüers Haus war unter den vielen prächtigen Gebäuden der Stadt eines der prächtigsten. Das entsprach seinen Neigungen und seiner Stellung. Er hatte das Nachbarhaus angekauft und niederreißen lassen. Dadurch war es ihm möglich gewesen, sein Haus fast um die Hälfte zu vergrößern. Dann hatte er vor etwa zehn Jahren auf die dicke Mauer des Unterstockes noch einen Stock aus Fachwerk aufsetzen und verschwenderisch ausschmücken lassen. In ellenhohen Figuren war da die ganze Geschichte des Täufers Johannes dargestellt, denn der Bürgermeister war am Tage dieses Gottesmannes geboren und getauft worden und hatte nach ihm den Namen empfangen. Da sah man ihn, wie er mit dem Jesusknaben spielte, wie er den Pharisäern und Schriftgelehrten Gottes Zorn weisagte, den Herrn im Jordan taufte und Herodes des Ehebruchs bezichtigte. Auch der Tanz der Salome fehlte nicht, und es konnte leider nicht behauptet werden, daß der Künstler die Reize der jüdischen Königstochter und ihrer Mutter Herodias allzu sittsam verschleierte hätte. Den Schluß bildeten die Enthauptung und die Vortragung des blutigen Hauptes auf einer Schüssel. Diese Schüssel war von ungeheurer Größe, stark vergoldet und mit vier Bildern aus der Belagerung von

Peine durch Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig geziert. Sie war eine genaue Nachbildung der Schüssel, die Henni Konerding, der Bürgermeister, seinem Freunde Hans Wildefüer geschenkt hatte zum Gedächtnis an die ruhmvolle Verteidigung der hartbedrängten Burg. Wildefüer hatte das kostbare Geschenk zur Hochzeitsschüssel in seiner Familie bestimmt, in der dem Herkommen und Brauche nach beim Hochzeitsmahle die Gaben für Braut und Bräutigam von den Gästen eingesammelt werden sollten. Wenn auf diesem Bilde die Abendsonne lag, wie es jetzt geschah, so mußte man den Blick nach einer Weile geblendet abwenden, so funkelte es von Gold und Purpur.

An dem kleinen Fenster gerade über dem Bilde war der blonde Kopf einer Frau sichtbar, die in einem schmalen Buche las. Sie hielt es mit beiden Händen hoch empor, um das letzte Licht des scheidenden Frühlingstages sich dienstbar zu machen. Sie war von hohem Wuchse, ein Weib, auf dessen ganze Erscheinung das Wort »stattlich« wie kein anderes paßte. Schön war sie nicht zu nennen, dazu waren ihre Züge zu grob. Wer den Bürgermeister kannte, der sah auf der Stelle, daß sie seine Tochter war. Nur die Farbe ihres Haares hatte sie offenbar von ihrer Mutter geerbt, einer kaum mittelgroßen, feingliedrigen Frau, die ihr gegenüber saß und, die Hände im Schoße gefaltet, ihr zuhörte. Sie mochte wohl eine höhere Vierzigerin sein, aber der

Ausdruck ihres schmalen, blassen Gesichtes hatte etwas Kindliches. Sie saß in einem großen Lehnstuhle, gehüllt in Kissen und Decken, denn sie hatte eben erst ein schweres Gliederreißen überwunden und war heute zum ersten Male von ihrem Krankenlager erstanden. Mit großen, glänzenden Augen blickte sie auf die Lesende. Sie sah aus, als wäre ihr Geist gänzlich der Welt entrückt.

Das kleine Buch, in das sich die beiden Frauen versenkt hatten, war Doktor Martin Luthers Auslegung des 14., 15. und 16. Kapitels des Johannesevangeliums. Der Ratsherr Tilo Brandis, der im geheimen der neuen Lehre anhing, hatte es vor einigen Tagen seiner Frau Gesche aus Braunschweig mitgebracht.

Die Vorlesende war von dem Buche offenbar nicht weniger gefesselt als die Zuhörende. Sie las mit blitzenden Augen und geröteten Wangen, und ihre Stimme schallte zuweilen so laut, als wolle sie eine geräumige Kirche ausfüllen. Sie konnte das ohne Gefahr wagen, denn das Gesinde arbeitete im Garten vor der Stadt, und das ganze Haus war leer. Ihres Vaters Heimkehr aus Goslar war noch kaum zu erwarten, auch konnte er sich nicht unbemerkt dem Hause nähern.

»Das ist meine Sprache,« klang es tönend von Frau Gesches Lippen. »Friede heißt Unfriede, Glück heißt Unglück, Freude heißt Angst, Leben heißt Tod in der Welt, und wiederum, was in der Welt heißt Unfriede,

Angst, Tod, das heiße ich Friede, Trost und Leben. Leben ist es, Freude und Trost ist es; aber nicht in der Welt, sondern in mir werdet ihr solches finden, daß euer Herz durch mein Wort werde ein Demant wider alle Welt, Teufel und Hlle. Wenn ihrer noch vieltausendmal mehr wären und noch viel zorniger wären, so sollten sie es doch so böse nicht machen mit ihrem Zorn und Toben, daß sie mich euch können nehmen, denn ich bin ihnen so hochgesessen, daß ich von ihnen weg kann bleiben. – Darum ist solches ›in ihm Frieden haben‹ nichts anderes denn das: ›Wer sein Wort im Herzen hat, der wird so keck und unerschrocken, daß er kann der Welt und des Teufels Zorn und Toben verachten und dawider Trotz bieten; wie sich's auch bewiesen hat an den heiligen Märtyrern, ja auch ein junges Maidlein, als S. Agathe und Agnes, die so fröhlich zur Marter sind gegangen, als gingen sie zum Tanze und ihrer zornigen Tyrannen dazu spotteten.« –

Die Vorleserin hielt plötzlich inne, denn ein leiser Wehlaut zitterte durch das Gemach. Sie blickte erschrocken auf ihre Mutter, deren Augen sich mit Tränen gefllt hatten, und um deren Mund es zuckte wie von verhaltenem Weinen.

»Liebste Mutter! Was ist Euch?« rief sie und sprang erschrocken auf. »Habt Ihr wieder Schmerzen?«

»Nicht in den Gliedern, aber in der Seele,« erwiderte Frau Mette Wildefüer, indem ihr eine große Träne über die Wange rollte. »Solche Worte gehen mir durchs

Herz wie ein Schwert. Der Luther hat ja recht: ›Wer Gottes Wort im Herzen hat, der wird so keck und unerschrocken, daß er den Teufel selber kann verachten.‹ So trage ich denn also Gottes Wort nicht im Herzen, denn ich bin nicht keck und unerschrocken, sondern ganz schwach und verzagt. Wie oft habe ich mir ein Herz wollen fassen und deinem Vater sagen, wie es mit mir steht, und daß ich heimlich eine Lutherin bin! Aber so er mich nur anschaut, sinkt allsogleich mein Mut dahin. So sündige ich zwiefach, bin untreu meinem Manne, der mir vertraut, und bin untreu meinem Heiland, der gesagt hat: ›Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.‹ Das liegt wie eine Last auf meiner Seele, und viele Stunden der Nacht verbringe ich mit Weinen und Seufzen.«

»Ihr seid ja krank und schwach, liebes Mütterchen,« tröstete die Tochter. »Von kranken und schwachen Menschen verlangt wohl Jesus Christus nicht, daß sie sich als Helden erweisen.«

Frau Mette Wildefür schüttelte leise den Kopf. »War nicht Sankt Paulus auch ein kranker Mann? Geplagt mit der Fallsucht und anderen Gebrechen? Und er konnte doch von sich schreiben: ›Seine Kraft ist in den Schwachen mächtig.‹ Und ist der Doktor Luther nicht auch mit vielerlei Leibesschwachheit heimgesucht? Und bietet er nicht aller Welt die Stirn und

trotzt der Hölle und dem Teufel? So sollten wir auch sein.«

»Das sind die Großen, die Gott auserwählt hat zu seinen Rüstzeugen,« erwiderte Gesche Brandis beruhigend. »Er verlangt wohl nicht von allen das gleiche.«

»Er verlangt, daß wir alle seinen heiligen Namen bekennen,« versetzte Frau Mette entschieden. »Das aber tue ich nicht, und ich bin in großer Angst und Sorgenpein, ob Gott der Herr mir's vergeben und mich gnädig ansehen wird.«

Über Gesches Antlitz flog ein Schatten, und sie entgegnete gedrückt: »Auch mir kommen zuweilen solche Gedanken. Tun wir's doch alle nicht. Keiner wagt es, das Evangelium frei zu bekennen; auch Tilo, mein Mann, hält sich damit zurück.« Sie blickte eine Weile nachdenklich vor sich nieder, dann setzte sie hinzu: »Wenn es nicht gerade der Vater wäre, der dem Evangelium widerstrebt, so träten wir wohl beide frei hervor, denn wir fürchten uns vor keinem. Aber es kommt uns über die Maßen schwer an, den zu kränken und zu betrüben, der uns viel Gutes getan hat, und der zudem ein besserer Mann ist als jeder andere, den wir von Angesicht kennen. Man kann wohl niemandem so schwer Widerpart halten wie dem, den man liebhat, und auf den man in herzlicher Ehrfurcht hinschaut.«

»Du sprichst aus, was ich denke!« rief die Mutter und schlug die Hände vor die Augen, aus denen jetzt die Tränen stromweise hervorbrachen. »Das ist es! Ich

kann deinem Vater nicht wehe tun, und ich kann ihm nicht widerstreben, denn er hat mir so viel Glück gegeben in meinem Leben, wie selten eine Frau genießen darf. Und mit welcher Liebe und Treue umgibt er mich noch jetzt, obwohl ich seit mehreren Jahren schon dahinsieche und oft gelähmt bin, so daß er nur eine Last an mir hat! Es träfe ihn allzu tief ins Herz, müßte er erfahren, daß ich abgewichen bin von seinem Glauben. Ich kann es ihm nicht sagen, ich kann es nicht! Aber wie will ich damit vor Gott bestehen?«

Sie sank in die Kissen zurück, und ein Schluchzen erschütterte ihren schwächtigen Körper. Gesche nahm ihre Hände und streichelte sie liebevoll. Dann sank sie vor dem Stuhle in die Knie und legte ihre Stirn auf den Schoß der Mutter. »Ach liebes, liebes Mütterchen,« sagte sie, »entschlagt Euch doch jetzt der schweren Gedanken, sonst könnt Ihr ja nicht gesund werden! Wer weiß, ob nicht eines Tages Gott den starren Sinn des Vaters erweicht, so daß er sich doch noch der neuen Lehre zukehrt, wie das so viele getan haben. Dann wendet sich ja alles von selber zum besten.«

Frau Mette legte ihre durchsichtigen Hände der Tochter aufs Haupt und strich zärtlich drüber hin. »O Kind,« erwiderte sie, »wie habe ich gebetet, daß das geschehen möge! Aber ich hoffe nicht mehr darauf. Der Vater sperrt sich ja ab gegen alles, was von Luther kommt. Gäbe ihm jemand eine Schrift des Wittenbergers, so würde er sie auf der Stelle ins Feuer. Ja, selbst

das heilige Wort Gottes, das uns Luther verdeutscht hat, würde er nicht verschonen. Du weißt, daß ich es nicht wage, eine Bibel im Hause zu bewahren, so sehr auch meine Seele danach lechzt. Aber ich könnte das große, schwere Buch nicht verstecken. Wie bist du zu beneiden, daß du mit deinem Manne im Glauben eins bist! Du brauchst wenigstens in deinem Hause nichts zu verstecken und zu verbergen. Wenn ich das erlebte, ich stürbe wohl vor Freude, und ich stürbe ja gern. Aber ich werde sterben müssen mit meiner Heimlichkeit auf der Seele.«

Gesche hob den Kopf und blickte ihre Mutter liebevoll an. »Ihr werdet, so Gott will, noch lange nicht sterben, sondern bei uns bleiben noch viele Jahre, und Gott wird alles zum besten kehren.«

»Ach Kind, ich bin so schwach und werde immer schwächer. Jedesmal, wenn der Winter kommt, ergreift mich die böse Krankheit, und ich bin siech, bis es wieder warm wird in der Natur. Jedesmal aber werde ich weniger und komme schwerer wieder zu Kräften. Vielleicht ist das der letzte Frühling, den ich erlebe. – Aber sieh einmal nach, Gesche, was vor dem Hause ist. Hörst du es nicht? Der Vater kommt wohl von Goslar zurück?«

Gesche sprang auf und trat schnell ans Fenster. »Ja, der Vater!« rief sie. Dann eilte sie rasch auf eine große Truhe zu, die neben der Tür stand, schlug den Deckel zurück und verbarg das Buch Doktor Luthers unter den

Linnenstücken, die da aufgespeichert waren. »Der Vater kommt nicht allein,« sprach sie dabei hastig. »Er bringt uns einen Besuch mit. Wenn ich recht gesehen habe, ist es Lucke Hary.«

»Ach, dann wird wohl Klaus gestorben sein!« rief Frau Mette, und ein ehrliches Bedauern klang aus ihrer Stimme. »Ich habe ihn immer gern gehabt, ob er gleich ein wunderlicher und einsiedlerischer Mann geworden war. Und den Vater wird sein Tod schwer getroffen haben, denn er war sein letzter Freund aus der Jugend.«

Während sie noch redete, erklangen schon Hans Wildefüers feste Tritte auf dem Estrich des Vorsaals, und gleich darauf trat der Bürgermeister ein. Er begrüßte seine Tochter, die noch in der Nähe der Tür stand, durch einen Händedruck und ein freundliches Zunicken, dann eilte er auf seine Frau zu, nahm ihr Haupt in seine linke Hand und küßte sie auf den Mund. »Du bist aus dem Bett heraus? Es geht dir besser? Sind die Schmerzen fort?« rief er freudig.

»Ja, Hans, es geht mir, Gott sei Dank, viel besser. Seit gestern abend bin ich die Schmerzen los,« erwiderte Frau Mette.

»Nun, das ist ja schön. Das freut mich von Herzen. Leider aber habe ich dir sehr Trauriges zu erzählen.« Er faßte das junge Mädchen, das an der Tür stehengeblieben war, bei der Hand und führte es zu seiner Frau. »Ich bringe dir hier Lucke Hary, die du nicht gesehen hast seit ihrer Firmelung. Sie ist eine Waise, denn mein

alter Klaus ist gestern gestorben. Ich habe ihm gelobt, sie wie mein Kind zu halten in meinem Hause bis zu ihrer Heirat. Ich denke, Mette, du wirst sie wie eine Mutter aufnehmen.«

»Danach brauchst du nicht erst zu fragen. Das versteht sich von selber.« Sie streckte dem Mädchen beide Hände entgegen und zog es zu sich heran. »Komm, liebes Kind, laß dir einen Kuß geben. Willkommen in unserem Hause! Und Gott segne deinen Eingang!«

Die junge Lucke war mütterliche Zärtlichkeit nicht gewohnt, denn ihre Mutter war schon vor vielen Jahren gestorben. Aber als sie die Augen der Muhme so voller Freundlichkeit und Güte auf sich gerichtet sah und dann ihren Kuß auf ihrer Wange fühlte, kam ein Gefühl über sie, das sie bisher kaum gekannt hatte. Ihr Herz flog der Frau entgegen, die ihr doch halb fremd geworden war, weil sie schon seit Jahren nicht mehr nach Goslar gekommen war, wenn ihr Ohm Wildefüer seinen alten Freund, ihren Vater, besucht hatte. Mit heißem Weinen glitt sie vor ihr auf den Boden nieder und küßte ihre bleichen, durchsichtigen Hände und ließ ihre warmen Tränen auf sie herniederfallen.

Hans Wildefüer war ein paar Schritte zurückgetreten und stand hochaufgerichtet da, mit seiner linken Hand in seinem starken schwarzen Barte wühlend, wie er zu tun pflegte, wenn er erregt war. Er hatte es ja gehofft, daß seine Mette die Tochter seines verstorbenen Freundes mit mütterlicher Freundlichkeit aufnehmen

werde. Dagegen hatte er nicht geringe Sorge gehabt, wie Lucke sich verhalten werde. Das Mädchen war ihm unterwegs rätselhaft erschienen. Wie versteinert hatte sie zwischen ihm und Oldecop auf dem Pferde gesessen, ohne Träne, aber wortkarg und verschlossen, und wenn er sie verstohlen von der Seite angesehen, hatte er bemerkt, daß sie zuweilen wie eine Verzweifelte vor sich hinstarrte. Trug sie so schweres Leid um ihren Vater? Das dünkte ihn seltsam, denn sein alter Klaus war mit zunehmenden Jahren immer herber im Umgange mit den Menschen geworden und hatte auch gegen seine Tochter keine Ausnahme damit gemacht. Sie mochte in den letzten Jahren wenige freundliche Worte gehört haben aus dem Munde des Mannes, an dessen Herzen der Gram fraß darüber, daß seine geliebte Vaterstadt sich von dem alten Glauben abgewendet hatte, und daß er unter seinen Mitbürgern, denen er einst so viel gepocht, ein Einsamer geworden war. Ihm war sie jederzeit von Herzen dankbar gewesen für jede Freundlichkeit, für jedes gute Wort, das er ihr sagte, so oft er nach Goslar hinaufkam. Sie hatte gegen ihn auch jederzeit eine geradezu töchterliche Zuneigung an den Tag gelegt, wie sie denn auch gestern ihn empfangen hatte wie eine Tochter, die sich in großem Leid an die Brust des Vaters flüchtet. Was hatte sie nun so ganz verwandelt, auch gegen ihn? Er hatte es nicht zu ergründen vermocht, aber gefürchtet, sie werde das liebevolle Entgegenkommen seiner

Frau mit eisiger Zurückhaltung erwidern und Mettes freundliches Herz dadurch kränken und erkälten. Daß es nun so ganz anders kam, erfüllte ihn mit hoher Befriedigung, und mit frohen Blicken schaute er auf die beiden Frauen nieder.

Ganz andere Gefühle bewegten derweilen das Herz seiner Tochter. Frau Gesches Augen wurden immer größer und starrer, während sie das Bild betrachtete, das sich ihr darbot. Seit Jahren war sie die nächste Vertraute und Freundin ihrer Mutter und liebte sie mit einer Zärtlichkeit, die ihr niemand zugetraut hätte. Auch in der Seele der großen blonden Frau lebte das Bedürfnis, zu schützen, zu hegen und zu pflegen, und dazu ward ihr in ihrem Hause allzuwenig Gelegenheit geboten. Ihr Mann, der Ratsherr Tilo Brandis, stand breit und fest in seinen Schuhen, war ebenso klar und bestimmt wie seine Ehehälfte, bedurfte nie des Schutzes und der Pflege. Krank war er höchstens dann, wenn auf dem Rathause in der Trinkstube der Gildehäuser gar zu gewaltig pokuliert worden war, und diese Krankheit erstreckte sich nur auf einige Morgenstunden und war mit Hilfe eines sauren Herings leicht zu heilen. Die Kinder des kerngesunden Paares waren ebenso kerngesunde, dralle und rotbäckige kleine Buben, denen nie das Geringste fehlte. Sie fragten auch gar nicht nach Zärtlichkeit, sondern nach Wurst- und Butterbrot, Äpfeln

und Kirschen und machten den Eltern durch nichts eine Sorge als durch ihre wilde Unbändigkeit und Rauflust, in Folge deren sie täglich Risse und Schäden an den Wamsen und Höslein und dicke Beulen an ihren runden Köpfen mit heimbrachten. So war die Mutter die einzige Person, an der Frau Gesche ihr Pflegebedürfnis befriedigen konnte, und je zarter und kränklicher Frau Mette geworden war, um so zärtlicher umgab sie die Liebe und Fürsorge der Tochter. Sie kam jeden Tag mehrmals, um nach ihr zu sehen, und blieb oft stundenlang bei ihr, und sie konnte das auch mit gutem Gewissen tun, denn ihre Wirtschaft daheim ging wie am Schnürchen. Mit der Zeit hatte sich das Verhältnis der beiden Frauen geradezu umgekehrt; die kraftvolle, willensstarke Tochter pflegte, schützte und leitete die Mutter und erlangte über sie ein vollkommenes Übergewicht, das sie freilich nur dazu brauchte, ihr alle Sorge des Lebens, soweit sie es vermochte, abzunehmen und ihr Liebes und Gutes zu erweisen. Dafür wollte sie aber auch den ersten Platz einnehmen im Herzen der Mutter. Die Mitherrschaft des Vaters duldeten sie, denn es war nun einmal so von Gott geordnet, daß eine Frau ihren Mann liebhatte. Aber sonst sollte es niemand versuchen, ihr den Rang streitig zu machen. Mit Widerwillen und Unbehagen sah sie daher, daß Lucke von Hary da kniete, wo sie selbst soeben gekniet hatte,

und als sie nun sah, daß ihre Mutter der Fremden liebkosend über das Haar strich, wie ihr vorhin, da wallte eine Eifersucht in ihr auf, die sie nicht bezähmen konnte. Am liebsten hätte sie das Mädchen hinausgewiesen, wenn die geringste Aussicht bestanden hätte, gegen den Wunsch und Willen ihres Vaters aufzukommen. Eine solche Aussicht bestand nicht, aber diesem Auftritt mußte sie sobald als möglich ein Ende machen.

Sie trat rasch auf die beiden zu, und indem sie sich gewaltsam zur Freundlichkeit zwang, sagte sie: »Komm, Lucke, stehe auf! Du wirst ja doch in dem Stübchen wohnen, wo ich wohnte, als ich noch im Hause war. Komm, ich will dir's zeigen. Und sei auch mir willkommen.«

Ein dankbarer Blick ihres Vaters belohnte sie dafür, und ihre Mutter rief erfreut: »Ja, das tue. Ich könnte es ja nur schwer tun. Geh, Kind, und laß dich von Gesche führen. Sie ist so gut und wird dich liebhaben wie eine Schwester.«

Gesches Wangen brannten bei diesen Worten ihrer Mutter, und sie schämte sich ihrer Eifersucht. Aber es war ihr unmöglich, sie zu unterdrücken oder auch nur zurückzudrängen, und während sie droben der Fremden half, ihre Truhe zu öffnen und ihre Kleider und Schmucksachen in einen Schrank zu räumen, dachte sie heimlich fortwährend nur das eine: Wäre dieses Mädchen doch nicht ins Haus gekommen! Könnte man sie doch recht bald auf gute Art wieder loswerden!

Dasselbe dachte sie, als sie eine halbe Stunde später ihrem Hause zuschritt, wobei sie ein Knecht geleitete, denn eine ehrbare Frau ließ sich nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr ungeleitet auf den Straßen sehen, am wenigsten die Frau eines Geschlechterherrn. Immer grübelte sie darüber nach, wie Lucke wohl zu entfernen sei, denn inzwischen war ihr eingefallen, daß Lucke von Hary, Klaus von Harys Tochter, natürlich eine starre Anhängerin des alten Glaubens sein werde, und daß ihre Mutter in ihr eine gefährliche Aufpasserin erhalten habe. Das beste war vielleicht, sie brachte es dahin, daß sie in ihr eigenes Haus übersiedelte. Denn wie es sonst möglich sein sollte, mit der Mutter heimlich die Schriften Luthers zu lesen, sah sie nicht ein. In ihrem Hause war Lucke unschädlicher. Aber durfte sie es wagen, diese ausbündig schöne Person mit den flimmernden Goldhaaren in ihr Haus einzuführen? Wer konnte wissen, was sie sich damit auflud? Ihr Tilo war ja über die erste Jugend hinaus und fing nicht leicht Feuer, aber den Männern war nun einmal nicht zu trauen, auch den besten nicht. Der Himmel mochte wissen, Welch ein Kreuz und Elend sie sich vielleicht ins Haus nahm. Sie konnte nicht darüber ins reine kommen.

An diesem Abend verwunderte sich der Ratsherr Tilo Brandis mehrmals höchlich über seine Frau, denn sie war einsilbig und verstimmt und gab zerstreute und verkehrte Antworten. Noch mehr verwunderte er sich, als sie ihm später, nachdem die Kinder ins Bett

gebracht waren, ihre Besorgnisse enthüllte. »Was ficht dich an!« sagte er. »Es ist doch sonst nicht deine Art, Gespenster zu sehen. Die Lucke Hary, das weißt du ja, war dem Christof von Hagen versprochen. Der wird nun bald zurückkommen, denn die Zeit seiner Verbannung ist um. Eigentlich könnte er schon da sein. Nun wollte ja wohl damals der alte Hary nicht mehr, daß er sein Eidam werde, nachdem er meinen Bruder im Streite niedergeschlagen hatte. Aber jetzt ist der Alte tot, und so wird er sie wohl noch kriegen. Der Vater wird ihm keinen Stein in den Weg legen, denn er hatte immer viel für ihn übrig, und es war ja auch damals der Hagen im Recht und nicht mein Bruder, wie wir wohl wissen. Hoffentlich hat der Christof Hagen sich nicht draußen im Reiche an eine andere verplempert. Aber das sähe ihm gar nicht gleich. Er wird ihr wohl die Treue gehalten haben, denn er war toll in sie verliebt, und Geld hat sie ja auch. Paß auf, wir werden in drei oder vier Wochen auf ihrer Hochzeit tanzen. Dann ist deine Mutter sie los, und alles ist wieder im Frieden.«

Das war verständig gesprochen, und Frau Gesche hätte können beruhigt sein. Sie war aber nicht beruhigt, obgleich sie sich nichts davon merken ließ. Nachdem ihr Mann längst entschlummert war, fand sie noch keinen Schlaf, sondern lag sinnend und grübelnd da, und als sie endlich in einen kurzen Schlummer verfiel, träumte ihr, Lucke von Hary schaue aus dem Kammerfenster ihres väterlichen Hauses heraus, und das

rotgoldene Haar auf ihrem Haupte wachse länger und länger und werde zur feurigen Lohe und setze das ganze Dach mit einem Male in Brand. – Da schrie sie laut auf und erwachte. Auch ihr Ehemann erwachte und erzeigte sich sehr ungnädig, denn eine ungestörte Nachtruhe betrachtete er als einen großen Segen des Himmels und außerdem als heiliges Recht eines Hildesheimer Bürgers und Ratsherrn, und das sollte und durfte ihm ohne dringende Not niemand stören, auch nicht sein ihm angetrautes eheliches Weib.

In der Frühe des folgenden Tages begab sich Hans Wildefürer aufs Rathaus, um die Briefe einzusehen, die während seiner Abwesenheit eingelaufen waren. Seine Brust weitete sich, als er vor seine Tür trat, und mit Behagen sog er die frische, kühle Luft des Frühlingmorgens ein. Er freute sich des hellen Sonnenscheins, der auf den Dächern und Giebeln lag, und er freute sich des erwachenden Lebens in der Stadt. Langsam schritt er die Almstraße hinauf, bog in den Molkenmarkt ein und stand gleich darauf neben dem prächtigen neuen Amtshause der Knochenhauer, das eben seiner Vollendung entgegenging. Die Gesellen der Malergilde kletterten mit ihren Farbentöpfen auf die Gerüste hinauf, um die Vorderseite des stattlichen Bauwerkes mit leuchtenden Farben zu schmücken, und der Bürgermeister sah ihnen eine kleine Weile zu. Dann wandte er seinen Blick nach dem Markte hin, der noch halb

im Schatten des Rathauses lag. Trotz der frühen Stunde waren schon viele Bauernweiber mit ihren Karren und Körben hereingekommen, und bei dem Anblick fiel ihm ein Stein vom Herzen. Denn seine Hausfrau hatte ihm gestern abend noch erzählt, es seien wieder eine ganze Menge Leute an der Seuche gestorben in den letzten beiden Tagen. Das hatte ihm schwere Sorgen geschaffen und ihn des Nachts wenig schlafen lassen. Jetzt aber wurde ihm das Herz leichter. »Das ist doch, Gott sei es gedankt, noch ganz anders als in Goslar,« dachte er. »Dort fliehen die Leute aus der Stadt, hier kommen sie herein, um Handel zu treiben. Dort alles stumm und tot, hier regt sich das Leben. Gott gebe, daß es nicht auch bei uns noch anders werde!«

In solchen Gedanken überschritt er den Markt und trat in das Rathaus ein, wo eben ein Stadtknecht das kleine Bürgermeisterstübchen aufschloß. Dort öffnete er die Lade, zu der nur er und sein Amtsgenosse, der andere Bürgermeister, die Schlüssel in den Händen hatten, und nahm einen Pack von Schriftstücken heraus, die obenauf lagen. Es waren Briefe und Bittgesuche an den Rat, die abgegeben waren, während er der Stadt fern gewesen war. Viel Wichtiges enthielten sie nicht, und so war er bald damit zu Ende. Er legte sie auf den Tisch und trat langsam ans Fenster und blickte hinaus. Aber das Bild des Lebens und Treibens auf dem Markte fesselte ihn nicht lange. Seine Gedanken flogen zurück an das Totenlager seines Freundes, an

dem er vorgestern in Goslar gestanden hatte, und dann gingen sie noch viel weiter zurück in eine ferne, entlegene Zeit, in der Klaus von Hary um seine Schwester Ilsabe Wildefür gefreit und sie endlich in sein Haus geführt hatte, obwohl mehrere reiche Geschlechtersöhne von Hildesheim, ein Harlessem und ein Blome und sein jetziger Freund und Mitbürgermeister Hinrich Galle, seine Nebenbuhler gewesen waren. Sechszwanzig Jahre waren seitdem verflossen, aber Hans Wildefür entsann sich auf alle Einzelheiten der fröhlichen Hochzeit, die drei Tage gewährt hatte. Am vierten Tage war dann das junge Paar mit drei schwerbeladenen Leiterwagen voller Hausrat und geleitet von zwanzig Reitern, nach der neuen Heimat der Braut abgefahren. Was für ein Paar war das gewesen! Seine Schwester Ilsabe das schönste Mädchen Hildesheims, sein Freund Klaus einer der stattlichsten und kraftvollsten Männer des Harzbezirkes.

Frau Ilsabes Schönheit war nun schon längst vermodert, und ihren Gatten hatte er gestern früh neben ihrem Grabe in die Erde gebettet, und an dem Grabe des an der Pest Verstorbenen hatte außer ihm und der verwaisten Tochter niemand gestanden als der Priester und der Totengräber. Wer hätte ihm einst in den Tagen des Glückes und der Freude einen solchen Tod und ein solches Begräbnis weissagen wollen! Hätte es ihm aber jemand vorhergesagt, so würde er gelacht und ihm nimmermehr geglaubt haben. Denn jeder meint,

in dem undurchdringlichen Dunkel, das vor ihm liegt, warte das Glück auf ihn, und wer ihm Unheil vorher sagt, den hält er für einen schwarzseherischen Toren. Er selber, Hans Wildefüer, war nicht anders gewesen in seiner Jugend, und auch jetzt noch hätte er bis vorgestern jeden, der ihm Unheil hätte prophezeien wollen, kurz und kalt zurückgewiesen. Aber seit er gestern von Goslar weggeritten war, hatte ihn die Sorge nicht losgelassen: Wie wird einst dein eigenes Ende sein? Immer wieder war er darauf zurückgekommen. Das schnelle, düstere Ende seines Freundes hatte die Frage in ihm angeregt, und sie lag ihm ja eigentlich nahe genug. Zwar vor der Pest fürchtete er sich nicht, dagegen glaubte er sich gefeit. Aber er spielte schon seit geraumer Zeit ein hohes, gefährliches Spiel, in dessen Karten nur wenige Vertraute hineinblicken durften. Wurde vorzeitig verraten, was er im Sinne hatte, um seine Stadt beim alten Glauben zu erhalten und dadurch zugleich die Macht Roms im Norden des Reiches zu festigen, so konnte es leicht um seinen Hals gehen. Dann starb er vielleicht nicht in seinem Bette, wie sein Freund, sondern auf dem Hochgericht, oder er mußte, wenn ihm das glückte, bei Nacht und Nebel aus seiner Vaterstadt entweichen.

So stand er in finstere Gedanken verloren eine ganze Weile da, und sie übermannten ihn so, daß ihn ein Zittern durchflog. Das Gemach, in dem er stand, erschien

ihm plötzlich wie ein Gefängnis oder wie ein Totengewölbe, und es war ihm, als solle er in seiner dumpfen Luft ersticken. Mit so heftiger Gewalt riß er das Fenster auf, daß es beinahe aus seinen Angeln gefallen wäre.

In diesem Augenblick traf sein Ohr ein betäubendes Geschrei aus etwa dreißig Knabenkehlen. Die Rangen lieferten offenbar eine Schlacht, denn sie hieben mit hölzernen Schwertern und Spießen wacker aufeinander ein und stießen dabei ein Geheul und Gebrüll aus, als ob es gälte, einen Toten zu erwecken.

Der Bürgermeister lachte. Seine schweren Gedanken waren mit einem Male verflogen, und er dachte daran, wie gar manchmal er selbst in seiner Kindheit auf Markt und Straßen getobt hatte. Jetzt tobte da sein Enkel, der siebenjährige Henni Brandis, mit dem er auf sehr vertrautem Fuße stand. Nicht ohne Genugtuung bemerkte er, daß dieser der Wildeste und Keckste der ganzen Rotte war. Er hielt es aber doch für geraten, dem Unfug ein Ende zu machen, denn die Buben prügelten sich gar zu ernsthaft, und es konnte vielleicht doch ein Auge oder ein Nasenbein zu ernstem Schaden kommen.

»Wollt ihr wohl aufhören!« schrie er hinunter. »Was tut ihr denn da?«

»Wir hauen uns! Wir führen Krieg!« tönte es von unten zurück, und der kleine Brandis rief: »Wir sind Helden. Ich bin du, Großvater! Siehst du, das ist meine Streitaxt!« Dabei schwang der Knirps ein hölzernes

Ding, das aussah wie ein Böttcherhammer. Es sollte eine Nachbildung des gewaltigen stählernen Fausthammers darstellen, der Wildefüers liebste Waffe war, und den in der Stadt jedermann kannte.

Hans Wildefüer schmunzelte. »Geh mal zur Großmutter!« rief er. »Die Trine bäckt heute Wecken. Wenn du noch zur Zeit kommst, kannst du in der Küche den Topf auslecken.«

»Das darf ich nicht. Die Trine hat mir's das vorige Mal verboten, sie ist ein gräßliches altes Weib. Ich bin mit ihr böse,« antwortete der junge Brandis.

»Dann sei wieder gut mit ihr und sage, der Großvater hätte es erlaubt.«

Aus dem Munde des jungen Helden kam ein lauter Freudenschrei, und seine Schlachtkeule im Triumphe schwingend, sauste er über den Markt hin.

Der Bürgermeister lachte noch einmal kräftig und schloß dann das Fenster, denn er hörte hinter sich das Zufallen der schweren Zimmertür. Als er sich umwandte, blickte er in das Antlitz seines Freundes Galle, und das Lachen verging ihm. Kränklich war sein Amtsgenosse schon vor drei Tagen gewesen, als er ihn verlassen hatte. Seitdem aber schien er ernstlich erkrankt zu sein, denn er hielt sich offenbar kaum aufrecht auf den Beinen und fror trotz des dicken Mantels, den er sich umgelegt hatte. Seine Augen lagen tief in den Höhlen, und sein Gesicht zeigte eine ganz unnatürliche Farbe. Es sah aus wie eine Zitrone.

»Hinrich!« rief Wildefüer. »Was ist mit dir? Hast du die Seuche?«

»Dieses weniger,« erwiderte Galle und ließ sich in einen Stuhl fallen. »Aber die Gelbsucht kann's schon sein. Ich habe sie mir gestern an den Hals geärgert.«

»Was ist denn geschehen? Hast du Verdruß gehabt in deinem Hause? Hier habe ich nichts gefunden, was einem die Galle aufregen könnte.«

»Das glaube ich,« knurrte Galle. »Nichts Geschriebenes hat mich in Ärger und Verdruß gebracht, sondern etwas Erlebtes. Die Sache ist die: Ehegestern, du warst kaum weggeritten, ward ein Prädikant ergriffen, der in den Häusern hin und her die lutherische Lehre gepredigt, auch wie einer sagte, das hochwürdige Sakrament gespendet hatte nach der Weise der martinischen Sekte. Ich ließ ihn auf der Stelle in das Ratsgefängnis bringen und wollt' ihn gestern verhören. Aber siehe, da war der Vogel ausgeflogen. Und weißt du, wer ihn hat ausfliegen lassen?«

»Nun?«

»Unser Freund Harmen Sprenger.«

Wildefüer fuhr zurück und erblich. »Unmöglich!« rief er laut.

»Er hat es abgeleugnet, aber er hat es doch getan,« fuhr Galle grimmig fort. »Ich kenne ihn ja von klein auf und weiß genau, wie er aussieht, wenn er lügt. Wir kamen in einen scharfen Wortwechsel, und was sagte mir der Bube? Wir sollten die Sache laufen lassen,

wie sie lief. Der Prädikant sei ein Hesse gewesen, unter dem Landgrafen daheim, und wir sollten froh sein, daß er aus der Stadt entwischt sei, denn da hätte die Stadt keine Händel zu befürchten mit dem Landgrafen, der ja ohnehin auf uns erbittert sei. Ich schrie ihn an, denn ich erboste mich heftig, in Hildesheim habe man zu richten nach Hildesheimer Recht und brauche nicht danach zu fragen, ob einer der lutherischen Bundesbrüder von Schmalkalden die Stirn dazu runzele oder nicht. »Ihr werdet schon sehen, wie weit ihr mit dieser Dickköpfigkeit kommt, und die Stadt hat dann für euch die Zeche zu zahlen,« gab er zur Antwort, fing an ein Liedlein zu pfeifen und ging aus der Stube. Ich aber erboste mich so, daß ich zu Mittag und zur Nacht keinen Bissen essen konnte, und gestern abend bin ich krank geworden.«

Wildefüers Antlitz hatte sich während der Rede seines Freundes immer mehr verdüstert, und eine tiefe Falte war zwischen seinen Brauen erschienen. Er schwieg eine Weile, dann sagte er mit einer Stimme, der seine innere Erregung deutlich anzumerken war: »Daß Harmen Sprenger sich den Martinianern zuneigt, glaube ich trotzdem nicht. Aber er hat Angst, wie eben die meisten. Sie haben alle Angst vor dem Schmalkaldener Bündnis und denken, sie könnten ihm nicht widerstehen, denn sie kennen seine Schwäche nicht. Ich aber kenne sie. Der Bund hat zwei Häupter, deren jedes etwas anderes will: den Landgrafen und den

Kurfürsten von Sachsen. Darum wird er niemals etwas Großes erringen, und wenn er etwas beginnt, wird er's nicht durchführen. Könnt' ich doch die Leute alle von dieser Weisheit überzeugen! Aber sie sehen immer nur, was vor Augen ist, nämlich daß die Schmalkaldener viel Land und Leute besitzen. Darum wagen sie nicht, die Prädikanten mit harter Faust anzupacken, obwohl unser Stadtrecht klar genug ist. Mit Sprenger rede ich darüber noch heute. – Was gibt's?« rief er, sich dem Stadtknecht zuwendend, der in die Türe trat und sich unbeholfen verneigte.

»Herr, der hochwürdige Domherr Fridag sendet zu Euch. Er läßt Euch bitten, Ihr wollet Euch zu ihm bemühen. Er ist im Dome.«

»Gut,« erwiderte Wildefüer. »Sage dem Boten, ich käme auf der Stelle.«

»Gewiß wieder ein Brief des Herzogs von Wolfenbüttel,« sagte Galle, als der Knecht die Tür hinter sich geschlossen hatte.

Wildefüer nickte. »Wahrscheinlich. Und viel Gutes wird er nicht bringen.«

»Hast du in Goslar gehört, wie sich der Herzog jetzt erzeigt, nachdem er von der Kaiserlichen Majestät ermahnt worden ist, Goslar und Braunschweig in Ruhe zu lassen?«

Wildefüers Antlitz ward finster. »Wohl hab' ich's gehört, und es hat mich nicht gefreut, was ich hörte. Wahrlich, Herzog Heinrich macht's uns schwer, an ihm

festzuhalten. Er kümmert sich um das kaiserliche Edikt keinen Deut und fährt fort, die beiden Städte zu bedrängen. Vor etlichen Tagen hat er wieder zwei Goslaer Kaufleute, die auf der Heimreise waren, auf der Landstraße niederwerfen lassen und in Haft genommen. Das tut er, obschon ihm die Majestät strengstens anbefohlen hat, sich jeder Gewalttat zu enthalten.«

»Er meint wohl, daß es dem Kaiser nicht Ernst ist,« warf Galle ein. »Er weiß, daß ihn der Kaiser lieber hat als jeden anderen Fürsten des Reiches hier im Norden. Denn die anderen sind fast alle abgefallen von der heiligen christkatholischen Kirche, nur Herzog Heinrich ist ihr unverbrüchlich treu. Will Kaiser Karl einmal – Gott gebe, bald! – die Ketzerei wieder ausrotten in den deutschen Landen, so kann er sich in unserem Teile des Reiches nur auf den Herzog stützen. Darum muß und wird er ihm alles nachsehen.«

Wildefüer schüttelte den Kopf. »Wenn du dich nur nicht täuschest! Wohl ist Heinrich von Wolfenbüttel die Säule unserer heiligen Kirche, und deshalb halten wir beide ja auch an ihm fest und wollen unsere Stadt enger mit ihm verbünden. Aber den Bruch des Landfriedens, den der Herzog wieder und immer wieder begeht, kann der Kaiser auf die Dauer nicht mit ansehen. Er muß Ernst gegen ihn gebrauchen, es mag ihm leid sein oder lieb. Läßt der Herzog nicht ab, Goslar und Braunschweig zu schädigen, so werden die Schmalkaldener den Kaiser zwingen, daß er ihn ächtet, und

sie werden die Acht an ihm mit tausend Freuden vollstrecken. Im Namen des Kaisers vertreiben sie dann des Kaisers Freund und unseres Glaubens feste Stütze aus seinem Lande, wenn ihnen der Herzog nicht mit der Waffe widersteht.«

Galle schlug mit der Rechten auf die Lehne seines Stuhles und murmelte eine Verwünschung.

»Geschähe das,« fuhr Wildefürer fort, »so wäre es mit der heiligen katholischen Religion in unserem Lande vorbei. Auch Hildesheim bliebe schwerlich bei ihr, denn wir stünden dann da wie eine kleine Insel mitten im Meere, gegen die tagaus und tagein die wütenden Wogen anprallen. Daher müssen wir dem Herzog helfen und ihm beistehen, so schwer er's uns macht. In welche Lage bringt uns der wilde, unbezähmbare Mann! Er bedrängt zwei Städte, mit denen wir in nachbarlicher Freundschaft leben. So bringt er uns, die wir seine Freunde sind und heißen, in üblen Geruch bei allen Städten. Wie sollen wir, wenn's zum Kampfe mit den Schmalkaldenern kommt, unsere Bürger vermögen, daß sie ihm zu Hilfe ziehen? Den Rat vermögen wir wohl dazu, aber wenn sich unter den Sprechern der Bauernschaft einer fände, der das Volk aufwiegelte gegen den Herzog als gegen den Feind der Städte und Landfriedensbrecher, dann könnte es einen großen Rumor geben in Hildesheim.«

Galle schlug wieder gegen die Lehne des Stuhles. »Gott sei Dank und allen Heiligen, daß sie keinen haben!« rief er. »Und ich wüßte auch keinen in der ganzen Stadt, den sie bei der nächsten Wahl zum Sprecher und Häuptling gegen dich küren könnten, unsere heimlichen Martinianer.«

»Ich auch nicht!« versetzte Wildefüer. »Aber nun lebe wohl, Hinrich, ich gehe nach dem Dome. Wenn du gescheit bist, so legst du dich in dein Bett, denn du siehst schlecht aus. Ich komme heute gegen Abend noch einmal in dein Haus und sehe nach dir.«

»Du hast recht. Ich schreibe hier nur noch ein paar Zeilen, dann folge ich deinem Rate. Einstweilen gehab' dich wohl. Komme doch nachher gleich zu mir und sage mir, ob der Hochwürdige eine Nachricht vom Herzog an uns hat, und was in dem Briefe steht.«

»Gut, das will ich tun,« erwiderte Wildefüer und wandte sich der Tür zu. Auf der Schwelle aber hielt ihn ein Ruf des Freundes noch zurück.

»Hans Wildefüer,« sagte Galle mit gedämpfter Stimme, »hast du alle Briefe des Herzogs sorglich verwahrt? So sorglich und fleißig, daß sie kein Mensch finden kann?«

»Das versteht sich. Wie kommst du darauf?«

»Weil ich immer so kuriose Träume habe. Die Krankheit steckte wohl schon lange in mir und machte mich unruhig. So träumte ich ehegestern nacht, du und ich wurden nach dem Rabenstein hinausgeführt, und dort

stand ein schwarzes Gerüst, und zwölf Trompeter bliesen uns an, denn wir sollten gerichtet werden.«

»Und was hatte das mit des Herzogs Briefen zu schaffen?«

»Gerade diese Briefe hatten uns in die Not gebracht. Du weißt, ein Bürger, der mit fremden Potentaten und Herren Briefe wechselt, ohne sie dem Rate vorzulegen, wird als ein Verräter der Stadt angesehen und peinlich gerichtet.«

»Das weiß ich. Aber selbst wenn es herauskäme, wer würde mich anklagen? Keiner in der ganzen Stadt. Meinst du das nicht auch?«

»Ich hoffe es,« entgegnete Galle nach einigem Nachdenken. »Ja, nochmals, Gott sei Dank, sie haben keinen, keinen, der wider dich aufkommen könnte, obwohl dir viele gram sind in der gemeinen Bürgerschaft, weil du die Lutherei niederhältst mit eiserner Hand. Die Heiligen seien gelobt! Und lange wird es ja nicht mehr währen, da werden den Bürgern die Augen aufgehen. Wenn der Kaiser kommt und dem Unfuge ein Ende macht, dann wird Hildesheim die Frucht unserer Sorgen ernten. Du weißt, daß er uns in einem Briefe gelobt hat um unserer Treue willen und uns ermahnt hat, bei der guten Sache auszuharren. So wird er uns nicht vergessen, wenn der Tag der Abrechnung kommt, und wird uns begnaden vor allen Städten.«

»Das ist zu hoffen,« entgegnete Wildefür. »Aber es bestimmt mein Tun und Handeln nicht. Wenn ich der

Kirche die Treue halte, so verlange ich dafür keinen Lohn, zum wenigsten keinen, der auf Erden erteilt wird.«

Er wandte sich zum Gehen, aber noch einmal rief ihn Galle zurück. »Hans,« sagte er, »verüble mir's nicht, wenn ich dich noch etwas frage. Halt' es meinem Zustand zugute, ich bin krank und schwach. Meinst du, daß der alte Fridag, durch dessen Hand unsere Briefe an den Herzog gehen, ganz sicher und verschwiegen ist?«

Wildefüer fuhr mit einem Ruck herum und sah geradezu verblüfft aus. »Mensch!« rief er. »Der Domherr Arnold Fridag? An dem willst du zweifeln? Was fällt dir ein! Er ist der Kirche treuer als jeder andere.«

»Sicherlich, Hans, sicherlich. Aber er ist so alt, so ural! Wie, wenn er eines Tages kindisch würde und zu plaudern und zu schwätzen anhöbe?«

»Du bist wirklich sehr krank, lieber Hinrich,« erwiderte Wildefüer. »Sonst würdest du dir solche Gedanken nicht machen. Sie würden dir nicht einmal ins Hirn kommen. Arnold Fridag ist so klaren Geistes wie wir beide. Gott hat ihn wunderbar begnadet und ihm, während sein Leib schon halb und halb verfällt, am Geiste jung erhalten. Schlage dir solche Gedanken aus dem Kopfe, und nun gehab' dich wohl.«

Er verließ das Gemach und das Rathaus, überschritt den Markt und eilte auf dem kürzesten Wege durch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen dem Dome zu.

Als er sich dem gewaltigen Gotteshause näherte, kam ihn plötzlich ein Lachen an, indem er der Befürchtung seines Freundes Hinrich Galle gedachte. Daß der Mann, der ihn hatte rufen lassen, und zu dem er ging, schwach und kindisch sein könne, darauf konnte wirklich nur ein Kranker verfallen. Der alte Domherr war ein Mensch, der einige Jahrhunderte zu spät geboren war. Hatte er in den Tagen Bernwards oder Godehards gelebt, so wäre er wahrscheinlich heilig gesprochen worden wie diese beiden. Aber es wehte zurzeit in Deutschland keine Luft, in der Heilige gediehen, denn die Gemüter waren nicht darauf gestimmt, Wunder und Zeichen zu sehen. Sonst hätte der Greis mit dem schneeweißen Barte, der mitten im großen Reichtum wie ein Weltverzichter lebte, sicherlich schon ruchbare Wunder getan. Er vollendete in Kürze sein achtundneunzigstes Lebensjahr, und nie hatte ihn jemand etwas anderes genießen sehen als ein paar Bissen Brot, ein Glas Milch und einige Früchte. Seit einem Jahrzehnt ging er nur noch von seinem Hause in den Dom. Andere Gänge mied er, denn seine Füße waren schwach geworden, und in einer Sänfte wollte er sich nicht tragen lassen. Aber im Dome blieb er oft stundenlang. Denn Herr Arnold Fridag verwendete die eine Hälfte seines Einkommens auf Werke der Barmherzigkeit und die andere auf Werke der kirchlichen Kunst.

Es lebte in seiner Seele etwas vom Geiste des heiligen Bernward, der in seinen Tagen der größte Künstler diesseits der Alpen gewesen war. Schon manches Gemälde, manches Standbild der gebenedeiten Gottesmutter und mehrere Fenster mit herrlichen Glasmalereien hatte er dem Dome und anderen Kirchen seiner lieben Vaterstadt Hildesheim zum Geschenk dargebracht. Jetzt arbeitete schon seit einem Jahre ein trefflicher Künstler mit seinen Gehilfen an einem Lettner, der seinesgleichen nicht haben sollte im deutschen Lande. Er war erst zur Hälfte fertig, eben wurde das Kreuzigungsbild über seiner Mitte aufgerichtet. Der Greis schaute dem zu, auf einem gepolsterten Lehnstuhle sitzend, der in einiger Entfernung davon im Mittelgange aufgestellt war. Als Wildefür den Dom betrat, leuchteten ihm schon von ferne aus der Halbdämmerung die silbernen Löckchen entgegen, die das Haupt des alten Domherrn zierten.

Die hallenden Schritte des Näherkommenden weckten den Greis aus seiner tiefen Versunkenheit. Er kehrte ihm sein Antlitz zu, lächelte freundlich und rief ihm mit dünner, aber klarer Stimme entgegen: »Gelobt sei Jesus Christus!«

»In Ewigkeit. Amen!« gab Wildefür zurück, dann begann er: »Ihr habt mich rufen lassen, Ehrwürden«
– Aber der Greis unterbrach ihn.

»Tritt hierher hinter mich, mein Sohn,« sagte er, »und siehe dorthin. Sieh, eben fällt ein Strahl darauf. Ist es nicht göttlich schön?«

Der alte Domherr nannte jeden Hildesheimer du, denn er hatte sie alle aufwachsen sehen, ja, die Väter der meisten waren Kinder gewesen, als er schon die Weihen empfangen hatte. Auch mit dem regierenden Bürgermeister machte er keine Ausnahme, und der ließ es sich gern gefallen. Er trat gehorsam hinter den Stuhl des Greises und blickte empor zu dem Bilde, wohin jener mit der Hand wies, und was ihm da entgegenglänzte in bunter Farbenpracht und feinsten Ausstattung der Gestalten entzückte auch ihn, und er versenkte sich eine ganze Weile in den Anblick. »In Wahrheit,« sagte er endlich, »es ist prächtig, und wenn das Werk fertig dastehen wird, so wird es alle Herzen erbauen.«

»Es ist das einzige, was mich noch an diese Welt fesselt,« sprach der greise Domherr mit leiser Stimme. »Ich bete zu dem Allmächtigen und der heiligen Jungfrau, daß sie mich das fertige Werk noch schauen lassen. Ich bete so, obschon es ein törichtes Gebet ist. Denn so mich der Tod hinwegreißen würde, würde ich ganz andere Werke schauen in der Stadt des ewigen Lichtes, die zu erblicken ich sehnlich hoffe und fest glaube.« Nach einigen Augenblicken setzte er hinzu: »Das ist's, weshalb ich dem Wittenberger Zerstörer unsrer heiligen Kirche am heftigsten grolle: er stürzt

die Altäre in den Staub, und wo seine Lehre zum Siege kommt, da gibt es keine Bilder mehr in der Kirche, deren Schönheit die Gemüter zur Andacht stimmt.«

Darauf erwiderte Wildefüer nach einigem Nachdenken: »Ihr wißt es, ehrwürdiger Vater, wie abhold ich ihm bin. Aber die Gerechtigkeit verlangt es zu sagen, daß er dieses Frevels nicht schuldig ist; er hat immer den Schwärmern gewehrt, die in ihrer viehischen Tollheit die Bilder aus der Kirche werfen und zerschlagen wollten.«

»Es ist so, und doch habe ich recht!« rief der Greis eifrig. »Du siehst nur, was vor Augen liegt. Ich blicke tiefer. Sei dessen gewiß: wo man den Glauben verliert an die Heiligen und sie zum Gespött macht, da malt und bildet man auch keine Heiligen. Der Glaube muß den Meißel und den Pinsel führen, sonst ist die Kunst hohl und tot, und der Künstler schafft nur leere Larven. Doch wohin verlieren wir uns! Hier, mein Sohn, ist wieder etwas angekommen an dich, was mir mein Vetter zugetragen hat im Auftrage des Herzogs Heinrich, der ein großer Sünder ist, aber wenigstens ein treuer Diener unsrer heiligen Kirche. Nimm es und birg es in deinem Wamse und lies es zu Hause, denn hier könnte einer dir aufpassen.«

Aus einem Ledertäschchen, das er am Gürtel trug, nahm er einen schmalen, vielfach umschnürten und versiegelten Brief und übergab ihn Wildefüer. Es sah aus, als ob er ihm die Hand zum Abschied reiche.

Wildefür behielt den Zettel in seiner geschlossenen Faust und sagte mit einer ehrfürchtigen Verneigung: »Ich danke Euch, ehrwürdiger Vater, daß Ihr Euch immer wieder bereitfinden lasset, die Briefe zwischen Herzog Heinrich und mir zu vermitteln. Es ist nun schon das fünfte Mal.«

»Ich mische mich sonst nicht mehr in die Handel dieser Welt, wie du ja weißt!« gab der Greis zur Antwort. »Ich will es auch gar nicht wissen, was du mit Herzog Heinrich sinnst und planst. Genug, daß ich weiß, es ist zu Nutz und Ehre unsrer Kirche.«

»Darauf könnt Ihr Euch allerdings fest verlassen. Und nun lebt wohl, ehrwürdiger Vater.«

»Der Herr segne dich und behüte dich, mein Sohn,« sagte Fridag, erhob segnend die Hand gegen ihn und nickte ihm freundlich zu. Dann versank er sogleich wieder in die Betrachtung des vor ihm sich erhebenden Kunstwerkes.

Wildefür verließ den Dom durch eine Seitentür. Als er sich im Portal unbeobachtet sah, barg er schnell den Brief in der Tasche seines Wamses. Dann eilte er mit hastigen Schritten seinem Hause zu.

Als er an der Kirche zu Sankt Andreas vorüberkam, blieb er plötzlich stehen, und ein freudiger Schimmer leuchtete in seinen Augen auf. Vor der Tür des Gotteshauses hielten zwei Knechte mit drei Pferden, und aus der Kirche trat jetzt ein Mann, der den Reisemantel

und das breite Schwert an der Seite trug. Wildefüer erkannte ihn auf der Stelle. Es war Christof von Hagen, der aus der Verbannung zurückkehrte in seine Vaterstadt. Und sein erster Gang in der Heimat war die Kirche gewesen, in der er getauft und gefirmelt worden war, und in der die Grabsteine seiner Ahnen standen. Hier vor dem Hochaltar hatte er gekniet, um Gott und seinen Heiligen für seine glückliche Heimkehr zu danken. Das litt keinen Zweifel. Was hätte er sonst hier wohl vollbringen wollen?

Wildefüer gedachte an das, was er seinem sterbenden Freunde Klaus von Hary gesagt hatte, und eine tiefe Genugtuung darüber, daß er recht gehabt hatte, erfüllte seine Seele. Wer in seinem Hause aufgewachsen, wer in seiner Zucht groß geworden war, der blieb dem Glauben der Väter treu, dem war die Ehrfurcht vor der Kirche zu tief ins Blut gesenkt worden, als daß er ihr jemals untreu werden konnte. Christof von Hagen kehrte in die Heimat zurück als derselbe, der er gewesen war, als er hatte hinausziehen müssen. Es stand also nichts im Wege, die Hand Lucke Harys in seine Hand zu legen und die zu vereinigen, die sich lieb hatten. Nach seinem Glauben brauchte er ihn nun gar nicht mehr zu fragen. Er sah es ja mit Augen, wie es darum stand. Er gönnte ihm auch von ganzem Herzen sein Glück, denn er hatte den wilden, heißblütigen Menschen stets gern

gehabt und ihn gerade dann oft mit geheimem Wohlgefallen betrachtet, wenn er ihn bändigen mußte. Mochte er mit der schönen Lucke Hary so glücklich werden, wie er selbst einst gewesen war, als er seine blonde Mette heimgeführt hatte! Zu dem allen schoß ihm plötzlich der Gedanke durchs Hirn, dieser junge Mann könne vielleicht einmal seine Stelle in Hildesheim einnehmen als Hort und Vorkämpfer des alten Glaubens, wenn Gott ihn etwa früher abrief, als er glaubte. Denn sein Sohn Jost, der zurzeit auf der hohen Schule in Ingolstadt weilte, war ja ein wackerer junger Mann von guten Gaben, aber ein stiller, sinniger Mensch, kaum geeignet, auf Rat und Volk bestimmend einzuwirken. Der Gedanke überfiel ihn mit großer Kraft.

So trat er denn, einer raschen Aufwallung folgend, auf Christof von Hagen zu, streckte ihm die Hand weit entgegen und rief: »Sei begrüßt in der Heimat, Christof! Du bist im Zorne von mir geschieden, aber ich denke, du kehrst ohne Zorn zu mir zurück. Wir wollen vergessen, was vor zwei Jahren geschehen ist, und miteinander sein, wie wir früher waren!«

In Hagens Antlitz trat eine helle Röte, und er senkte den Blick. Gleich aber hob er ihn wieder und sah ihm fest in die Augen. »Ich danke Euch, Ohm Wildefür,« erwiderte er, seine Hand mit festem Druck ergreifend. »Nein, ich zürne Euch nicht mehr, mein Zorn ist draußen verdraucht und verflogen.«

»Du bist, wie ich meine, über Goslar geritten?« fragte Wildefüer schnell. »Du weißt, was dort geschehen ist?«

Hagen neigte das Haupt. »Ich weiß, daß Luckes Vater tot ist, will sie nun von Euch zum Weibe verlangen. Denn ich denke, da sie mit Euch gegangen ist, werdet Ihr auch ihr Vormund sein.«

»Der bin ich, mein Sohn, und ich werde sie dir nicht vorenthalten. Ihr Vater hat ja damals deine Werbung zurückgewiesen, aber er hatte zuletzt nichts mehr dagegen. So komme nachmittags in der vierten Stunde zu mir, da will ich sie dir angeloben. Ich lüde dich gern zum Essen, aber wir essen heute bei Brandisens, da die Mutter, zum ersten Male wieder ausgehen darf.«

»Oh! War sie wieder einmal krank?«

»Sehr krank, mein Junge. Diesmal nahe am Tode, aber Gott hat sie mir noch einmal gerettet. – Du kommst also in der vierten Stunde?«

»Ich werde pünktlich da sein, Ohm Wildefüer, darauf verlaßt Euch. Und grüßt mir einstweilen die Muhme und die Lucke, und grüßt auch Brandisens von mir. Und ich danke Euch noch einmal.«

Wildefüer bot ihm wieder die Hand. »Ich habe Eile, drum Gott befohlen! Auf Wiedersehen. Gott segne deinen Einzug in Hildesheim!«

Mit raschen Schritten ging er von dannen. Christof von Hagen sah ihm mit glänzenden Augen nach, ja, sein ganzes Antlitz strahlte. So nahe war er dem Ziele. Der Tod des alten Hary war nur ein Glücksfall für ihn

gewesen, denn der strenge, düstere Mann, der stets ernst und gemessen war in allen seinen Lebensäußerungen, hatte ihn niemals gemocht. Der Alte hatte ihn immer mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet, und nach dem Frevel gegen die Stadtgesetze, den er vor zwei Jahren begangen, hatte er ihm erklärt, von einer Verbindung mit seiner Tochter könne nunmehr keine Rede sein. Auch die Tränen seiner Tochter, die er liebte, und der er sonst so ziemlich den Willen ließ, hatten ihn nicht umzustimmen vermocht. Wie kam es wohl, daß er auf dem Totenbette anderen Sinnes geworden war? Hatte es ihm eingeleuchtet, daß der reiche Hildesheimer Geschlechtersohn für seine zurückbleibende Tochter doch am Ende eine gute Versorgung war? Oder hatte Ohm Wildefüer, auf den er mehr hörte als auf jeden anderen Menschen, ein Wort zu seinen Gunsten eingelegt? Nach der Art, wie ihn der Bürgermeister so eben empfangen hatte, war das sehr wahrscheinlich. Aber bei diesem Gedanken durchzuckte ihn ein plötzlicher Schreck, und der freudige Glanz in seinen Augen erlosch. Nimmermehr, dessen war er sich deutlich bewußt, nimmermehr hätte Wildefüer zu seinen Gunsten geredet, wenn er gewußt hätte, wie es um seinen Glauben stand. Vielmehr würde er dann alles getan haben, um ihn und Lucke zu trennen, und vielleicht würde er das jetzt noch versuchen. Da war es denn als ein zweiter Glücksfall zu preisen, daß der Tote bereits seine Einwilligung gegeben hatte. Denn gegen den Willen

des Vaters konnte der des Vormundes nicht aufkommen. Aber wie würde er es aufnehmen, was er doch schon heute erfahren mußte? Ach, hätte ihn Hans Wildefüer doch lieber kurz und unfreundlich empfangen, dann wäre es ihm leichter geworden, sein Bekenntnis abzulegen. Nun aber nach seiner herzlichen, beinahe väterlichen Begrüßung schien es ihm mit einem Male unsäglich schwer, den Mann zu enttäuschen, zu dem er als Knabe und Jüngling mit wahrer Ehrfurcht und wie zu einem Vorbilde emporgeblickt hatte.

Eine Bewegung seines jüngeren Knechtes, der dem älteren einen verwunderten Blick zuwarf, ließ ihn aus seinen Gedanken auffahren. Er mußte in der Tat ein wunderliches Bild gewähren, wie er in Sinnen verloren mitten auf dem Platze vor der Kirche stand, und die beiden hatten ein Recht, einander erstaunt anzublicken. So ergriff er denn mit einem schweren Seufzer den Zügel seines Rosses und schritt neben ihm seiner Behausung zu, die in geringer Entfernung von Sankt Andreas auf dem hohen Wege lag.

In seiner besten Feiertagsgewandung näherte sich am Nachmittage Christof von Hagen dem Wildefüerschen Hause. Aber er sah nicht aus wie ein Freier, der seinem nahen Glücke zuschreitet, vielmehr wie ein Mann, der einem ernststen Zweikampf entgegengeht. Ein Zweikampf mußte es ja auch werden, was ihm bevorstand, und er konnte ihm nicht ausweichen

und wollte es auch nicht. Vorübergehend war ihm der Gedanke aufgestiegen, er täte vielleicht am besten, wenn er die Wandlung seiner Glaubensüberzeugung dem Bürgermeister ganz verschwiege und jedem Gespräche darüber auswiche, oder gar, wenn das unmöglich sein sollte, die Wandlung, die in ihm vorgegangen war, verleugnete. Aber er fühlte wohl, daß er eine Lüge in diesen Dingen nimmermehr über seine Lippen bringen könne. Er sah Luthers mächtige Augen auf sich gerichtet, der ihn erst vor wenigen Tagen mit einem Segenswunsche für sein großes Vorhaben in Hildesheim aus seinem Hause hinausgeleitet hatte. Sollte er dieses Vorhaben mit einer Lüge anfangen und erst später damit hervortreten? Bekenntertreue, furchtlose Wahrhaftigkeit – das war es doch, was der gewaltige Mann vor allem forderte von denen, die seine Anhänger heißen wollten, und er forderte es im Namen seines himmlischen Herrn. Wollte er seiner würdig sein, so durfte er nicht lügen. Aber auch um Wildefüers willen war ihm das unmöglich. Mochte sich dieser Mann von ihm abwenden, mochte er ihn hassen als einen Abtrünnigen, so war das doch noch hundertmal besser, als wenn er ihm eines Tages voller Verachtung hätte sagen können: »Du hast mich betrogen, du hast dein Glück durch eine Lüge erschlichen!« Das hätte er nicht ertragen, denn es hätte ihn aufs tiefste und auf alle Zeit vor ihm selbst gedemütigt. So hatte er denn die Versuchung rasch überwunden und betrat nun das ihm so

vertraute Haus mit dem festen Vorsatz, ehrlich und mit offenem Visier um das Weib, das er liebte, zu kämpfen. Aber er konnte es nicht hindern, daß ihm vor diesem Kampfe heimlich graute.

Zu seinem höchsten Erstaunen erfuhr er bereits im Vorflur, daß der Bürgermeister nicht daheim war. Valentin, der alte Knecht, der ihn einst als Knabe das Reiten gelehrt hatte und sein Freund und Vertrauter gewesen war bei vielen wilden Jungensstreichen, empfing ihn mit Tränen in den Augen und drückte seine Hand immer wieder, und wäre Christof von Hagen in anderer Stimmung gewesen, so hätte ihm die Wiedersehensfreude des Alten sicherlich das Herz bewegt. So aber hatte er kaum acht darauf, denn sein Gemüt war viel zu beschwert, als daß er etwas anderes hätte denken können. »Wohin ist der Herr Bürgermeister geritten? Wie ist das möglich? Ich bin doch auf diese Stunde bestellt!« fragte er kurz und hastig.

»Der Herr hat mir nicht gesagt, was er vorhatte. Aber er kommt wohl erst in einigen Tagen wieder,« entgegnete Valentin und machte ein etwas betretenes Gesicht, denn er war auf eine andere Begrüßung gefaßt gewesen. »Ich sollt' Euch aber, hat er gesagt, an unsere Frau verweisen. Die weiß alles, hat er gesagt. Sie ist oben in der roten Stube.«

»Gut,« versetzte Hagen und schritt der Treppe zu. Als er schon den Fuß auf die erste Stufe gesetzt hatte, wandte er sich noch einmal um und entnahm seiner

Tasche einen Doppeltaler, denn das betübte Gesicht des alten Knechtes tat ihm mit einem Male leid. »Ich habe jetzt keine Zeit für dich, Valentin,« sagte er, »aber hier nimm einstweilen, was ich dir von meiner Reise mitgebracht habe.«

Valentin machte einen tiefen Kratzfuß, und seine Augen strahlten. Für einen Mann, wie er war, bedeutete ein so großes Geldstück ein fürstliches Geschenk. Einen ganzen Monat hindurch konnte er dafür im Wirtshaus »Zum Pfeifer« Abend für Abend eine große Kanne des guten Hildesheimer Bieres trinken, und diese Aussicht erfreute sein Gemüt aufs höchste. »Ihr seid doch noch, der Ihr immer wart!« rief er und bewegte seine steifen Beine so, als beabsichtige er, einen Luftsprung zu tun. »Dachte schon, Ihr hättet den alten Valentin vergessen in der langen Zeit, wo Ihr fort wart. Aber ich hab's immer gesagt, wenn Euch die Leute schelten wollten, weil Ihr den Brandis niedergeschlagen hattet: Der Christof von Hagen, der ist einer. Auf den laß ich nichts kommen. Hat jemand in Hildesheim eine so offene Hand? Nicht einmal der alte Herr Fridag hat sie, denn der gibt den Kindern nur getrocknete Birnen und Äpfel und kleine Silber Groschen. Aber wo ist einer, der jemandem gleich einen ganzen Doppeltaler gibt?«

So schwatzte der Greis noch lange voller Freude vor sich hin. Hagen hörte ihn längst nicht mehr. Er

hatte ihm freundlich zugewinkt und war dann langsam die hölzernen Stufen hinaufgestiegen. Kindheits-erinnerungen kamen über ihn, als er das kunstvolle Schnitzwerk der Treppe sah, und ganz überwältigt wurde er von ihnen, als er nun in dem wohlvertrauten Zimmer mit dem rosenroten Anstrich der Wände vor dem Lehnstuhl der Muhme Wildefüer stand. Sie war zwanzig Jahre älter als er und hätte ganz wohl seine Mutter sein können, aber als Knabe von vierzehn und fünfzehn Jahren hatte er diese Frau geliebt, wie eben ein Knabe liebt, mit einer reinen Glut, die fast zur Anbetung ward. Sie war so ganz anders gewesen als alle anderen Frauen, die er kannte, die kraftvollen, derben Geschlechterfrauen von Hildesheim – still, zart und sein, als wäre sie aus einem anderen Stoffe gemacht als die übrigen Menschen. Im Dome stand ein kleines Bild der heiligen Gottesmutter, gemalt von eines welschen Meisters Hand. Dem sah sie ähnlich, und deshalb pflegte er damals vor dem Bilde zu beten und konnte es halbe Stunden lang in Andacht und Verzückung betrachten. Ein Blick, ein Lächeln von ihr vermochte alles über ihn; oft hatte er seinen Trotz überwunden nicht aus Furcht vor des Oheims Zorn, sondern nur, weil sie ihn liebevoll mahnend ansah. Dabei war diese Knabenliebe so völlig ohne Wunsch, daß ihn nichts froher machte, als wenn er sah, daß ihr Mann ihr eine Zärtlichkeit erwies. Er hatte freilich wenig Gelegenheit, das zu sehen, denn Hans Wildefüer vergötterte zwar seine

zarte, leidende Frau und erfüllte ihr womöglich jeden Wunsch und wehrte alles Unfreundliche von ihr ab, soweit er das vermochte, aber mit Zärtlichkeiten in Gegenwart anderer, besonders der Kinder, war er karg.

Mit den Jahren war dann die knabenhafte Schwärmererei aus seinem Herzen gewichen, aber sie zu lieben und zu verehren hatte er nie aufgehört, und als er vor zwei Jahren aus Hildesheim hatte weichen müssen, war er doch noch zu ihr gekommen, um Abschied zu nehmen, obwohl er ihrem Gatten damals heftig zürnte. Nun ward ihm ganz wunderbarlich weich und warm ums Herz, als er wieder die Augen auf sich gerichtet sah, die seiner Kindheit Sterne gewesen waren, und als er den milden Klang ihrer Stimme wieder vernahm.

»Grüß' Gott, Christof,« sagte sie und streckte ihm freundlich die Hand entgegen, indem sie sich erhob und ihm entgegentrat. »Bist du wieder daheim? Das freut mich sehr.«

Als sie ihm dabei ihr Antlitz voll zuwandte, bemerkte er erst, wie blaß und durchsichtig ihre Züge geworden waren, und daß in den blonden Haaren schon einzelne silberne Fäden schimmerten. Da wurden ihm die Augen feucht, und er bückte sich tief und küßte ihre Hände. So taten in Hildesheim die Söhne den Müttern, wenn sie nach längerer Abwesenheit wieder heimkehrten in ihr Vaterhaus. Sonst war es nicht gebräuchlich, den Frauen die Hand zu küssen. Ihm aber war es in

diesem Augenblicke zumute, als kehre er zu seiner lieben Mutter heim, deren Güte und Fürsorge er lange Zeit entbehrt hatte.

Frau Mette entzog ihm ihre Hand nicht und sagte freundlich: »Setze dich her zu mir, Christof, und erzähle mir, wie dir's ergangen ist in der Fremde.« Doch gleich fügte sie mit einem schalkhaften Lächeln hinzu: »Aber nein, was rede ich doch! Du hast jetzt Besseres zu tun, als mit einer alten Frau zu snaken. Das können wir ein andermal. Jetzt gehe dorthinein zu deiner Braut. Der Ohm hat ihr nichts gesagt, daß du in der Stadt bist, und mir anbefohlen, ihr nichts zu sagen. Du weißt, daß er Überraschungen liebt. Ich sollte sie dir zuführen, hat er gewollt, aber ich denke, ihr redet zunächst einmal miteinander unter vier Augen. Das wird euch wohl am liebsten sein.«

Hagens Augen glänzten. »Ich danke Euch, liebe Muhme Mette. Aber wo ist der Ohm? Warum ist er nicht daheim?«

»Er hat in Geschäften der Stadt schnell verreisen müssen. Es war ihm sehr unlieb, denn er wäre viel lieber zu Hause geblieben. Wann er wiederkommt, weiß ich nicht, vielleicht erst in vier oder fünf Tagen. Aber er hat mir gesagt, ich sollte euch für ein Paar halten; es stünde nichts im Wege, daß ihr in den nächsten Wochen Hochzeit machtet.«

Hagen drehte sich auf den Hacken um und sprang auf die Tür zu, so daß Frau Mette unwillkürlich lachen

mußte. Aber sie rief ihn noch einmal zurück. »Christof, nimm einen Rat von mir,« sagte sie. »Sei nicht so ungestüm. Schone Luckes Trauer. Der Tod ihres Vaters muß sie furchtbar getroffen haben. Sie hat, solange sie hier ist, wohl noch nicht zwanzig Worte gesprochen.«

»Ich will's bedenken, Muhme,« erwiderte er, aber die Schnelligkeit, mit der er in das Nebengemach enteilt, deutete nicht gerade darauf hin, daß ihre Warnung auf fruchtbaren Boden gefallen war.

Lucke Hary saß in der Nähe des Fensters vor einem Spinnrade, aber ihre Hände lagen müßig im Schoße. Sie hielt das Haupt tief gesenkt und die Augen geschlossen. Es sah aus, als schlummere sie und sei in einen leidvollen Traum versunken.

Als sie die raschen Schritte vernahm, schaute sie auf und wandte dem Eintretenden ihr Antlitz zu. Einen Augenblick starrte sie ihn an, als sähe sie etwas Unfaßbares. Dann fuhr sie von ihrem niederen Sitze empor. Eine heiße Blutwelle schoß ihr ins Gesicht und bedeckte ihre Wangen mit Purpurglut. Sie hatte wohl noch niemals in ihrem Leben so schön und begehrenswert ausgesehen wie in diesem Augenblicke.

Christof von Hagen überkam es bei ihrem Anblick wie ein Taumel. Fast drei Jahre war es her, seit er diesen roten Mund geküßt hatte – heimlich im Garten ihres Vaters vor Goslar, dann niemals wieder. Nun stand sie vor ihm und war sein, nichts stand mehr zwischen

ihnen, in wenigen Wochen war sie sein Weib. Der Gedanke berauschte ihn wie schwerer Wein, und er vergaß alle Zurückhaltung und Vorsicht, die ihm soeben Frau Mette anempfohlen hatte. Er stürzte auf sie zu und riß sie in seine Arme und küßte sie, küßte sie immer wieder, heiß, leidenschaftlich, toll, als wolle er alles in einer Minute nachholen, was er in Jahren entbehrt hatte.

Lucke ließ den Sturm seiner Zärtlichkeit über sich hinbrausen, ohne den Versuch zu machen, ihm zu widerstreben, aber auch ohne seine Liebkosungen zu erwidern. Sie schien wie gelähmt zu sein, und als er endlich von ihr abließ und nun seine Arme von ihrem Nacken löste, glitt sie mit einem Male wieder auf ihren Sitz und schlug beide Hände vor ihr Antlitz, das noch von seinen Küssen brannte.

Christof von Hagen erschrak heftig, und Frau Mettes Mahnung fiel ihm schwer aufs Herz. Ja, sie hatte recht gehabt. Ein Mädchen, dem vor einigen Tagen erst der Vater gestorben war, umfing und küßte ein feinfühler Mann nimmermehr in dieser Weise, auch wenn er noch so verliebt in sie war und hoffen durfte, sie bald als sein Weib zu umarmen. Das mußte sie verletzen, gerade dann, wenn sie ihn sehr lieb hatte. Wieder einmal hatte er sein wildes Blut nicht bändigen können, und Scham und Reue stiegen in seinem Herzen auf.

»Lucke!« bat er mit leiser Stimme, indem er sich zu ihr niederbeugte, »liebste Lucke, vergib mir. Als ich

dich sah, vergaß ich ja ganz, daß du in so tiefem Leide bist, und dachte nicht daran, nur, daß du bald mein sein wirst.«

Sie nahm die Hände vom Gesicht und blickte zu ihm empor. Mit Erschrecken sah er, daß ihre Wangen erblichen waren. »Hab' ich dich so erschreckt? Verzeihe mir!« sagte er noch weicher und leider als vorher.

Sie schien ihn gar nicht gehört zu haben, denn sie blickte starr vor sich nieder und erwiderte kein Wort.

»Aber Lucke!« bat er, »sage mir doch, daß du mir nicht böse bist. Du mußt doch wissen, daß ich dir nicht wehe tun wollte. Ich weiß ja, daß du in Trauer bist, und deine Trauer ist meine Trauer, wenn auch dein Vater mir nicht günstig war. Aber wir sind ja doch nun Brautleute, und du wirst mir bald angehören als mein liebes Weib.«

Da sah sie ihm auf einmal fest ins Gesicht und sagte mit harter, schleppendes Stimme: »Weißt du es so gewiß, daß ich dir bald gehören werde?«

Christof von Hagen, fuhr zurück. Es war ihm, als hätte er sie nicht richtig verstanden. »Was sagst du da? Was soll das?« rief er. »Was steht denn zwischen uns, nachdem dein Vater auf dem Totenbette unseren Bund gesegnet hat?«

»Wohl hat er das getan, aber nur unter einer absonderlichen Bedingung,« erwiderte sie. »Ich darf nur einem Manne angehören, der unverbrüchlich fest hält am alten Glauben, und der dem Ohm Wildefür das

beschwört mit einem heiligen Eide. Das steht zwischen uns, und das ist wahrlich nichts Geringes.«

In Hagens Antlitz spiegelte sich die höchste Überraschung. Er hatte einige Male aus der Fremde an Lucke geschrieben, aber die kleinen Brieflein hatten nichts enthalten als Beteuerungen seiner beständigen Liebe und Treue. Dem Papiere mehr anzuvertrauen, war ihm gefährlich und auch überflüssig erschienen. Von der großen Wandlung seines Inneren hatte er ihr nichts anvertraut. Liebte sie ihn, und wurde sie sein Weib, so wurde sie auch seines Glaubens – von dieser Meinung war er fest durchdrungen gewesen und war noch jetzt davon überzeugt, denn in Luthers Lehre lag nach seiner Überzeugung eine sieghafte Kraft, und wer sich nicht dagegen verstockte, der mußte von ihr überwältigt werden. Nicht eine Viertelstunde lang hatte er sich darüber Gedanken gemacht, ob es ihm gelingen werde, sie zu bekehren. Aber wie konnte sie wissen, was er innerlich erlebt hatte? Wer in aller Welt konnte ihr das zugetragen haben? Blitzschnell zogen an seinem Geiste die wenigen Leute vorüber, die bisher von seinem Glaubenswechsel wußten, aber es war keiner darunter, der zu Goslar irgend eine Beziehung hatte.

»Woher weißt du, daß ich diese Bedingung deines Vaters nicht erfüllen kann oder will?« sagte er.

»Oh,« erwiderte sie, ohne ihn anzusehen und das Staunen in seinem Antlitz zu bemerken, »ich zweifle nicht daran. Du bist ja in Ohm Wildefüers Haus groß

geworden und kehrt gewißlich so zurück, wie du fortgegangen bist. Ich aber« – sie stockte und erblaßte, und es schien ihr schwer, die Worte zu finden für das, was sie sagen wollte. Aber dann mit einem Male erhob sie sich und sah ihm in die Augen, und während allmählich jeder Blutstropfen aus ihren Wangen wich, sagte sie mit einer Stimme, die vor Erregung heiser klang: »Du hast mir die Treue gehalten und begehrt mich zum Weibe, Christof. So bin ich dir denn ein offenes Geständnis schuldig. Ich kann keinem Manne folgen als sein Weib, der wie du fest am alten Glauben hängt. Er wäre mit mir betrogen, denn ich« – sie stockte wieder und senkte den Blick, und ihre Stimme sank zum Flüstern herab – »ich bin in meinem Herzen dem alten Glauben nicht mehr treu.«

Hagen stand einen Augenblick starr da. Dann reckte er sich hoch auf. »Du bist eine Lutherin?« rief er. Er schrie es fast.

Sie duckte sich unwillkürlich, als erwarte sie einen Schlag und vermochte kaum, ein »ja« zu stammeln.

Alles hatte Christof von Hagen eher erwartet als dieses Geständnis. Es überwältigte ihn so, daß er einige Augenblicke keines Wortes mächtig war. Dann aber ergriff ihn ein ungeheures Glückgefühl, und wie in einem Jubelsturm rief er, die Worte fast überstürzend: »Und ich? Weißt du denn, wie es mit mir steht? Weißt du,

wo ich herkomme? Ich war bei Luther selber vor wenigen Tagen. Ich gehöre ganz zu den Seinen und will seiner Lehre hier zum Siege helfen. Lucke, meine Lucke! Ist es nicht ein Wunder Gottes, daß wir uns so wiederfinden? Ich wollte dich zur Wahrheit führen, wenn du mein Weib geworden wärest. Nun hast du den Weg schon selber gefunden! Gott sei Lob und Dank!«

Er breitete ihr die Arme entgegen, und nun warf sie sich mit einem Male an seine Brust und schlang ihre Arme fest um seinen Hals. »Ist das Wahrheit?« flüsterte sie. Dann brach sie in Tränen aus.

Christof von Hagen strich ihr liebkosend und beruhigend übers Haar. »Wie bist du dazu gekommen?« fragte er nach einer Weile.

»Durch meine Muhme Bröcker. Die hat mich aus der Schrift überzeugt.«

»Und dein Vater wußte nichts davon?«

»Ich konnt' es ihm nicht sagen. Ich glaube, hätt' er's gewußt, er hätte mich verstoßen und verflucht und wäre vor Gram gestorben. Er hielt so fest an der alten Kirche wie der Ohm Wildefüer.«

Sie schrakten beide bei der Nennung dieses Namens unwillkürlich empor. »Dein Vater,« fragte er nach einer Pause, »hat den Ohm Wildefüer zum Vormund über dich gesetzt? Und er hat ihm geloben müssen, dich keinem zu geben, der nicht schwört, dem alten Glauben treu zu sein? Wunderlich. Wie konnte da Ohm Wildefüer nun sagen, er wolle dich mir nicht vorenthalten,

ich solle herkommen, damit er dich mir angelobe, denn es stünde nichts mehr zwischen uns?«

»Wie? Du hast mit ihm gesprochen?« fragte sie erstaunt. »Er ist doch gleich nach dem Essen weggeritten.«

»Ich sah ihn am frühen Vormittag. Er sprach sehr liebevoll und herzlich mit mir, als ich aus der Andreaskirche kam. Ich war gestern in Goslar und konnte Hildesheim nicht mehr erreichen. So kam ich in der Frühe hier an, und es trieb mich, dort zu beten, wo ich mit meinen Eltern einst gebetet hatte, und Gott zu danken für meine glückliche Heimkehr. Warum sollt ich auch nicht? Ist mir die Stätte auch nicht heilig wie den Gläubigen des Papstes, so ist sie mir doch lieb und ehrwürdig.«

»Ach!« rief Lucke, »dann hat er gewißlich gemeint, er brauche dich gar nicht mehr zu fragen. Denn daß du gleich in der Kirche warst, das sagte ihm genug.«

»Da hast du wohl das Rechte getroffen,« erwiderte er nachdenklich. »Aber er wird die Frage nachholen, darauf können wir uns verlassen.«

Sie schmiegte sich fest an ihn. »Was wird dann, Liebster?« sagte sie leise.

»Es wird ein Kampf und sicherlich ein schwerer Kampf, denn ich kann ihn nicht belügen, um seinetwillen, um meinetwillen und um des Evangeliums willen nicht.«

»Ach liebster, liebster Schatz, was wird er tun? Mir bangt vor seinem Zorn.«

Er schüttelte den Kopf. »Mir bangt vielmehr vor seiner Trauer. – Es ist wohl eine Fügung Gottes, daß er auf etliche Tage weggeritten ist. Wir gewinnen so Zeit, zu überlegen, was zu tun ist. Auch der Tod deines Vaters, mein lieber Schatz, dünkt mich eine Fügung des Himmels, so weh er dir getan hat. Denn lebte er, so hätte er uns sicherlich getrennt. Das wird ja Ohm Wildefüer auch versuchen, aber er wird es schwerlich durchsetzen. Weiß die Muhme etwas von der Bedingung deines Vaters?«

»Ich acht' wohl, sie weiß noch nichts davon.«

»Und hast du ihr gesagt, wie's um deinen Glauben steht?«

»Kein Wörtchen. Niemand hat mich darum gefragt.«

»So hüte dich, daß sie oder sonst wer jetzt darum erfährt. Mir schwant, es wird das beste sein, wenn ich dich von hier fortbringe zu Freunden und Genossen unseres Glaubens nach Braunschweig, ehe das Wetter hier losbricht. Hättest du den Mut, etwas zu wagen?«

Sie warf sich wieder in seine Arme. »Wenn du es willst, so wage ich alles.«

Da erklang ein Klopfen an der Tür, und die Muhme steckte lächelnd den Kopf herein. »Mich dünkt, ihr könntet nun aus eurem Himmel auf die Erde zu uns Menschen zurückkehren,« sagte sie und zog sich zurück.

Christof von Hagen küßte seine Braut noch einmal innig auf den Mund. »Komm, wir dürfen sie nicht länger warten lassen,« sagte er. »Und sei nur guten Mutes, liebster Schatz. Wenn wir fest aneinanderhängen, so soll uns niemand trennen! Auch nicht der Wille eines Toten, der im Irrtum des Glaubens lebte, und nicht der Wille eines Lebendigen.«

Lucke nickte und sah ihn mit strahlenden Augen an, in denen ein festes Gelöbniß lag. Dann gingen sie hinüber zur Muhme.

»Es zieht ein Unwetter aus dem Abend heran. Tretet einmal her zu mir, Wildefür, und seht's Euch an. Ihr könnt Eurem Schutzpatron danken, daß es nicht einige Stunden früher gekommen ist. Sonst wäret Ihr am Ende gar nicht auf der Staufenburg angelangt.«

So sprach Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, als dessen Gast Hans Wildefür seit kurzem auf dem Bergschlosse Staufenburg weilte. Er war gestern nachmittag nach Derneburg geritten und hatte im Kloster übernachtet. Dann war er im Geleit von zehn reisigen Knechten des Welfen südwärts gezogen, zum Teil auf der Heerstraße, zum Teil auf einsamen Waldwegen, bis er nach langem, mühseligem Ritt bei sinkender Sonne auf der Burg angelangt war. Allein hatte ihn der Herzog empfangen, allein mit ihm zur Nacht gespeist, und nun saßen die beiden wiederum allein beim Nachtrunke

einander gegenüber. Keiner der ritterlichen Herren seines Gefolges schien den Herzog hierhergeleitet zu haben, er hatte offenbar nur Knechte mit sich genommen, und auch die wohnten nicht in der Burg, sondern in ein paar Häusern, die am Fuße des Berges lagen. Der Bürgermeister hatte sich darüber verwundert und insgeheim seine Gedanken gemacht. Denn es gingen im Volke seltsame Gerüchte um von einem Geheimnis, das die grauen Mauern vor der Welt verbergen sollten. Herzog Heinrich, so raunten die Leute einander zu, hätte dort ein Weib verborgen, das er aus Italien mitgebracht habe. Sie sei eine Frau von wunderbarer Schönheit, aber eine böse Zauberin, die eigentlich auf den Holzstoß gehöre. Auch in Hildesheim redete das Volk so, und dem Bürgermeister war manches darüber zu Ohren gekommen, ohne daß er irgend welches Gewicht darauf gelegt hätte. Es mochte wohl eine Erfindung der verdammten lutherischen Prädikanten sein, die ihrem Todfeinde etwas am Zeuge flicken wollten. Aber während er so ganz allein saß mit dem Herzog, der sich sonst mit einem großen, glänzenden Gefolge zu umgeben liebte, schoß ihm wieder und wieder der Gedanke durch den Kopf, es könne doch vielleicht etwas an der Sache sein.

Jetzt erhob er sich und trat an die Seite des Herzogs, der das Fenster geöffnet hatte. Es war ein eigentümlicher und eindrucksvoller Anblick, der sich ihm darbot.

Zur rechten Hand standen, noch vom Lichte des Vollmonds beleuchtet, die mächtigen Waldberge des Harzgebirges, wie die schwarze Mauer einer Riesenburg, über den unbewaldeten Vorhügeln, und vom Westen schob sich's heran wie ein anderes, noch gewaltigeres Gebirge – eine ungeheure, finstere Wolkenwand, aus der hier und da fahlrote und schwefelgelbe Blitze zuckten, während das Grollen des Donners erst schwach zu hören war.

Wildefür blickte gespannt hinüber. Seine Augen glänzten. »Von allen Schauspielen, so die Natur uns bietet, ist mir das Gewitter das schönste und liebste,« sagte er.

»Das Brausen des Meeres, wenn der Sturm tobt, mag ihm wohl die Stange halten,« warf der Herzog ein.

»Das habe ich gehört mehr, als mir lieb war, als ich zum Kaiser nach Hispanien reiste,« entgegnete Wildefür. »Um ein Haar hätten uns da die Wogen verschlungen, als wir der normannischen Küste zufuhren, und es ward mir übel und weh dabei, denn ich war des Seefahrens nicht gewohnt. Danach lüstet mich nicht mehr. Aber wenn ein Gewitter aufzieht, so wird mir immer zumute, als würde ich wieder jung. Am liebsten würfe ich mich dann auf mein Roß und jagte mit dem Sturm um die Wette.«

Der Herzog lachte und sah ihn wohlgefällig von der Seite an. »Gerade wie ich,« sagte er und legte ihm vertraulich die Hand auf den Arm. »Euch hat der Teufel zum Stadtbürger gemacht, Wildefüer. Ihr seid ein rechter alter Sachse, und wenn die Leute sagen, Euer Stamm gehe zurück auf die alten Grafen von Wohlden-berg – wahrlich, so möcht' ich das glauben.«

»Das könnt Ihr auch getrost für wahr halten, Herzogliche Gnaden, denn es ist wahr. Mein Vorfahre Jost war ein Wohldenberger, wenn auch kein echter. Er war von der Bank gefallen.«

»Das sind oftmals die besten Männer,« versetzte der Herzog.

»Ein tüchtiger Kämpfer war er, Herr, in allen Fehden der Stadt und des Bischofs. Und weil er sich im Kampfe als ein wildes, fressendes Feuer erzeugte, so nannten sie ihn Wildefüer, und der Name ist uns geblieben seit zweihundert Jahren bis auf den heutigen Tag.«

»Und Ihr habt ihn zu hohen Ehren gebracht!« rief der Herzog. »Das wilde Feuer in Eurem Bürgerwappen hat der Kaiser überhöht mit einem Ritterhelm. Ihr könnt's wohl auch noch weiter bringen. Wenn der Kaiser einmal Gericht hält über die Lutherischen – mich dünkt, da wird manche Herrschaft im deutschen Lande ihren Herrn verlieren und einen anderen Herrn erhalten. Da könnt Ihr noch Reichsgraf werden, Herr Bürgermeister von Hildesheim.«

»Nach solchen Dingen hab' ich noch niemals getrachtet, Herr,« erwiderte Wildefüer. »Vielleicht tät' ich's, wär' ich dreißig Jahre jünger. Nun aber will ich als Bürger sterben, wie ich als Bürger gelebt habe. Da steh' ich bis zu meinem Ende fest in meinen Schuhen, weiß, was ich bin und habe.«

»Man muß auch an die Nachkommen denken,« warf der Herzog ein.

»Meine Tochter hat einen Ratsherrn gefreit, und mein Sohn eines Ratsherrn Tochter, und wenn er heimkommt, so sucht er sich einen Stuhl im Rate. Sie trachten nach nichts anderem, und dem Fische ist's am wohlsten, wenn er im Wasser ist. Dort soll man ihn belassen.«

»Nun!« rief der Herzog, »wenn Ihr denn einen höheren Stand nicht begehrt, so soll Euch der Kaiser anders lohnen. Er soll Euch Euren Hut dreimal mit Golddukaten füllen.«

Wildefüer lachte. »Die Majestät möge getrost Ihr Gold zu anderen Zwecken verwenden. Sie borgt, wie ich höre, bei Fuggern und Welsern und ist in ewiger Bedrängnis, obschon ihr die halbe Welt untern ist. – Nein,« setzte er ernsthaft hinzu, »ich begehre keinen Lohn. Keinen. Gott wolle mich's erleben lassen, daß die lutherische Pest ausgerottet wird im deutschen Lande! Das ist's, was ich noch sehen möchte, ehe ich sterbe, und auf daß es geschehen kann, diene ich dem Kaiser mit allen meinen Kräften.«

Der Herzog betrachtete ihn einige Augenblicke schweigend. »Ihr seid ein merkwürdiger Mensch, Wildefür,« sagte er dann. »Einen zweiten wie Euch gibt es vielleicht im ganzen Römischen Reich nicht. Alle, die ich kenne, Pfaffen und Laien, denken vor allem an sich und ihren Gewinn und nur halb an die Sache, der sie dienen. Ihr wollt nur an die Sache denken, nicht an Euren Vorteil. Ihr tut ja wie die Heiligen, die sich selbst verleugnen. Es ist mir unbehaglich, daß Ihr so tugendhaft seid. Fast möchte ich mich vor Euch schämen.«

Wieder lachte Wildefür. »Nun, das brauchen Eure Herzogliche Gnaden wahrlich nicht!« rief er. »Ich bin niemals gewillt gewesen, heilig zu sein, habe eine große Freude gehabt an allem, was die heiligen Menschen meiden müssen, an Wein und Bier und Spiel und Frauenliebe und habe meine Vorteile in allen Händeln der Welt kräftig wahrgenommen, bin auch wohl dabei gediehen. Aber in Sachen der Religion mache ich eine Ausnahme. Da diene ich nur Gott zu Gefallen, denn ich meine, er wird mir meine vielen Sünden hergeben, wenn ich seiner heiligen Kirche mithelfe, daß sie siege auf Erden. Darum bin ich auch gern bereit, das Werk zu fördern, das Ihr vorbereitet.« Er wies auf den Tisch, der mit Papieren und Schriften bedeckt war. »Ich bin Eurer Herzoglichen Gnaden herzlich dankbar, daß Ihr mich die Briefe aller der Herren habt lesen lassen.«

»Der Vizekanzler Held, der Euch sehr wohl will und viel auf Euch hält, hat mir dazu geraten,« entgegnete der Herzog. »Ich hätte Euch aber ohnedies eingeweiht und zum Beitritt aufgefordert. Ich weiß, was Ihr als Feind bedeutet, denn wäret Ihr nicht, so hatte ich Peine und Steuerwald erobert. Als Freund werdet Ihr nicht weniger bedeuten.« Er goß aus einer gewaltigen Kanne roten Wein aus Frankreich in zwei kleine silberne Becher und ergriff den einen und erhob ihn gegen seinen Gast. »Trinken wir darauf,« rief er, »daß es Euch gelinge, Eure Stadt für uns zu gewinnen!«

Wildefüer stieß mit ihm an, und beide leerten die Becher bis auf den Grund, aber während des Trinkens war eine tiefe Falte zwischen seinen Brauen erschienen. »Es wird schwerhalten, gnädiger Herr, sehr schwer. Ihr glaubt nicht, wie sehr das niedere Volk der Lutherei geneigt ist.«

»Nun, Ihr wißt mit dem Volke fertig zu werden,« versetzte der Herzog. »Das habt Ihr wahrhaftig bewiesen. Mehr denn siebenzig Bürger habt Ihr verbannt und so der Schlange den Kopf zertreten.«

»Ich habe die Mehrzahl wieder aufnehmen müssen, da sie sich unterwarfen und Gehorsam gelobten,« entgegnete Wildefüer finster. »Sie sind mir nun alle bis aufs Blut verfeindet, denn wenn sie auch ihre Ketzerei abgeschworen haben, so sind sie doch innerlich alle noch Ketzer und sehnen den Tag herbei, an dem sie es

auch äußerlich sein dürfen. Der Rat ist ja im allgemeinen noch wohlgesinnt, aber die meisten der Ratsherren sind Schwächlinge.«

»Da die meisten Menschen Schwächlinge sind, so ist es nicht zu verwundern, daß auch der Hildesheimer Rat zum größten Teil aus solchen Leuten besteht,« erwiderte der Herzog. »Dankt Gott, daß es so ist, sonst würdet Ihr sie ja nicht beherrschen.«

»Sie sind aber allzu schlapp und ängstlich,« sagte Wildefür. »Sie geben dem Volke so viel nach, daß ich schon bei manchem den Argwohn gehabt habe, er sei lutherisch und verberge es nur. Hätten die sechs Bäuerschaften der Gemeinde einen entschlossenen Mann an ihrer Spitze, so müßte ich daran verzweifeln, die Stadt für den heiligen Bund zu gewinnen, den Ihr mit dem Kaiser und dem römischen König, dem Bayernherzog und anderen Fürsten und Bischöfen geschlossen habt. Ja, ich brauchte gar nicht damit anzufangen, denn dann wagte der Rat gar nichts mehr. Aber, Gott sei gedankt und allen Heiligen, sie haben keinen, und so will ich denn unverdrossen an die Arbeit gehen.«

»Und Ihr werdet dem Bunde beitreten?« fragte der Herzog.

»Es ist mir eine sonderliche Ehre, daß ich meinen Namen mit unter den Bundesbrief setzen darf, ein einfacher Bürger neben so vielen hochgeborenen und hochwürdigen Herren.«

»Der Mann ist uns so viel und mehr wert als eine ganze Stadt,« das sind die eigenen Worte des kaiserlichen Vizekanzlers,« sagte der Herzog. »Und ich meine, er hat recht.«

»So gebt mir den Brief, Herzogliche Gnaden, auf daß ich meinen Namen druntersetze.«

Der Herzog schob ihm ein Schriftstück zu, tauchte selber die Feder in das Tintenfaß und bot sie ihm dar. Aber als Wildefür die Hand ausstreckte, um sie zu ergreifen, zuckte er zurück, und beide fuhren unwillkürlich von ihren Sitzen empor. Denn mit einem Male war das Gemach in blendendes Feuer gehüllt, und der Donner brüllte so gewaltig, daß die Scheiben klirrten, und ein mächtiges Hirschgeweih, das an der Wand hing, löste sich von dem Nagel und fiel krachend auf den Teppich.

»Alle Teufel!« rief der Herzog, aber das Wort erstarb ihm im Munde. Noch einmal und noch einmal flammte der Blitz auf, und plötzlich wurde die Tür aufgerissen, und eine hohe Frauengestalt erschien auf der Schwelle. Ihr Haar war gelöst, das Gewand, das sie in der Eile übergeworfen hatte, stand vorn offen und ließ Brust und Schultern sehen, und auf den Armen trug sie ein Kind, das kläglich wimmerte.

»Hinweg!« schrie der Herzog. »Ich komme!« Mit einem wilden Satze sprang er zur Tür hinaus und schlug sie schmetternd hinter sich zu.

Wildefür saß auf seinem Stuhle, als hätte der Blitz ihn gelähmt, und stierte unverwandt nach der Stelle, wo die Erscheinung verschwunden war. Was er gesehen hatte, deuchte ihn so ungeheuerlich, so unfaßlich, daß es ihm zumute war, als äffe ihn ein Spuk des Teufels. Denn das Weib, das sein Auge geschaut hatte, war seit zwölf Jahren tot. Er hatte selbst dabeigestanden, als man ihren Sarg zu Gandersheim in die Gruft senkte, und hatte ihre Seelenmessen mitangehört. Er hatte sie selbst im Sarge liegen sehen, von Blumen fast verhüllt und von Weihrauchwolken umwogt. Ein Zweifel war nicht möglich. Als die Herzogin Maria mit ihrem Hofstaate in Hildesheim geweiht hatte, da war unter ihren Hoffräulein auch die schöne Eva von Trott gewesen, die allen Männern die Köpfe verdreht hatte und, wie die Leute schon damals einander zuraunten, dem Herzog Heinrich besser gefiel, als es recht war. Verwunderlich war das wenigen erschienen, denn der Herzog hatte heißes Blut in den Adern, und ein junges Weib von so sündhaftem Liebreiz wie dieses hessische Edelfräulein war vielleicht in allen deutschen Landen nicht wieder zu finden. Als er, Hans Wildefür, sie vor dreizehn Jahren auf dem Rathause in Hildesheim im Reigen geführt hatte, war ihm seltsam schwül geworden bei ihrem verführerischen Lächeln und den Blicken ihrer nachtdunklen Augen, und er hatte tags darauf seinem Beichtvater mancherlei anzuvertrauen gehabt,

was Frau Mette, sein liebes Eheweib, nicht mit Freuden gehört hätte. Darum war ihr Bild auch nicht aus seinem Gedächtnis geschwunden, und er hatte sie auf der Stelle wiedererkannt, obgleich ihr Angesicht vom Schreck entstellt gewesen war.

Was war das? Wie kam sie hierher? Hatte sie in der Gewitternacht der Teufel hergeführt, dem ihre Seele vielleicht gehörte? Oder war der Herzog der höllischen Kunst mächtig, die Toten zu beschwören? Solche Leute gab es ja. Man hatte ihm einst in Augsburg einen Mann gezeigt, er hieß Doktor Faustus, der konnte die Toten aus der Erde holen, daß sie gingen und standen und redeten und sogar mit den Lebenden aßen und tranken. Aber solche Macht und Gewalt erhielt ein Mensch nur durch die Hilfe des Fürsten der Finsternis und war ihm mit Leib und Seele verfallen, wenn sein letztes Stündlein kam, wie denn auch jenen hochberühmten Zauberer und Nekromanten der Teufel in eigener Person geholt hatte.

Ein Grauen, ja ein Entsetzen ergriff ihn bei dem Gedanken, daß Herzog Heinrich wahrscheinlich auch diesem Schicksal verfallen sei. Er liebte ihn nicht sonderlich, denn Menschen, die nicht gelernt hatten, sich in Zucht zu halten, und ihren Trieben und Leidenschaften folgten, stießen ihn ab. Aber er ehrte in ihm den Mann von großen Gaben, den tapferen, furchtlosen Krieger und vor allem den treuen, gläubigen Katholiken, den einzigen unter den großen Fürsten Norddeutschlands,

der das Panier des alten heiligen Väterglaubens noch hochhielt. Und nun war diese Säule der Kirche ein ruchloser Zauberer, ein ewig Verlorener, dessen Seele der Hölle verfallen war! Konnte das sein? War er toll geworden? Er preßte die Fäuste gegen die Stirn und ächzte.

Indem trat der Herzog wieder ein. In seinen Zügen zeigte sich eine gewisse Verlegenheit, und er hielt sein Haupt von seinem Gaste abgewandt, als er sagte: »Es war nichts weiter. Der Blitz hatte wohl eingeschlagen, aber nicht gezündet, und das Wetter zieht ab.«

Er bemühte sich sichtlich, ruhig und unbefangen zu erscheinen, aber seine Stimme zitterte doch merklich, und als er jetzt den Krug ergriff, um neuen Wein in seinen Becher zu gießen, schwankte das Gefäß derart, daß ein Teil des purpurnen Trankes sich auf den Boden ergoß.

Er stürzte den Wein hinab und goß sich wieder ein. »Wildefür, Euren Becher!« sagte er dann, noch immer, ohne den Bürgermeister anzublicken. »Wollen einmal anstoßen auf das Wohl des Kaisers und des römischen Königs Gesundheit und darauf, daß unser Bund florieret!«

Er erhielt keine Antwort, und so mußte er sich denn entschließen, sich umzudrehen und Wildefür ins Angesicht zu blicken. Da trat er erschrocken zurück, und seine Hand legte sich unwillkürlich an den Griff des Dolchmessers, das er im Gürtel trug. Denn Wildefür

hatte sich langsam erhoben und stand nun da, beide Hände vor sich auf den Tisch gestützt, und sah ihm mit unheimlich starrem, drohendem Blick gerade in die Augen.

»Was ficht Euch an?« rief der Herzog. »Seid Ihr krank geworden?«

»Herr Herzog,« entgegnete Wildefür mit dumpfer Stimme, »wer war die Frau, die ich eben sah?«

»Was ficht Euch an?« rief der Herzog noch einmal. »Was Teufel geht das Euch an? Was kümmern Euch die Weiber, die ich auf meinen Schlössern halte? Das ist Fürstenbrauch!«

Er warf sich auf den Stuhl, streckte die Beine weit von sich und versuchte ein Gelächter auszustoßen, wich aber den glühenden Blicken des Bürgermeisters aus und schaute zur Seite.

Es entstand eine kurze Stille. Dann sprach Wildefür: »Herzog Heinrich, ich kann hinfort keine Gemeinschaft mit Euch haben, denn Ihr steht mit dem Teufel im Bunde.«

Aufs höchste überrascht, fuhr der Herzog empor. Diesen Vorwurf hatte er offenbar nicht im mindesten erwartet. »Was meint Ihr?« rief er erstaunt.

»Ihr habt durch die höllische Kunst der Magie eine Tote zum Leben erweckt und hauset mit ihr. Ich weiß, daß dieses Weib vor Jahren gestorben ist, denn ich war selbst dabei, als man sie zu Gandersheim in die Gruft senkte. Ich habe Eva von Trott gar wohl gekannt.«

Herzog Heinrich sank in seinen Stuhl zurück, und sein Antlitz ward fahl. »Ihr kennt sie?« stammelte er.

Wildefür betrachtete ihn eine Weile schweigend. Allmählich wich aus seinen Zügen der Ausdruck des Zornes, und eine tiefe Traurigkeit überschattete sein Antlitz. »Um aller Heiligen willen, Herzogliche Gnaden,« sagte er, »was hat Euer fürstlich Gemüt zu solcher Schandtat verführt? Welcher Bube hat Euch die verruchte Kunst gelehrt? Um Gottes willen, Herr, beschwöre ich Euch, laßt ab davon. Schickt die Tote zu den Toten zurück. Denkt an Eure Seele! Fahrt nach Rom und beichtet dort den ungeheuren Frevel, auf daß Euch der Heilige Vater losspreche von der Sünde, die Euch ewig verderben muß!«

Bleich, auf seinem Sitze in sich zusammengesunken, hörte der Herzog die Worte an, die stoßweise aus dem Munde des ihm Gegenüberstehenden kamen. Plötzlich aber fuhr er mit einem Ruck in die Höhe, und indem er dem Bürgermeister fest ins Gesicht blickte, entgegnete er finster: »Da Euch der Teufel oder der Zufall zum Mitwisser gemacht hat, so sollt Ihr auch die ganze Wahrheit wissen. Eures Schweigens bin ich sicher, denn schweigt Ihr nicht um meinetwillen, so sicher um der Sache willen, die wir beide verfechten. Ihr meint, ich hätte eine Tote durch höllische Kunst zum Leben erweckt? Eure Meinung ist falsch. Eva von Trott war niemals tot. Ich habe sie nur vor der Welt sterben lassen, damit ich sie um so sicherer besitzen möchte.«

Wildefür starrte ihn an. Er war keines Wortes mächtig. »Ich habe sie doch mit eigenen Augen im Sarge liegen sehen!« stotterte er endlich.

»So haben Eure Augen Euch getäuscht. Ein Wachs- bild lag im Sarge, und damit niemand herantrete, um es in Augenschein zu nehmen, ward gesagt, sie sei an der Pest gestorben, und der Sarg ward in dichte Weihrauchwolken eingehüllt, damit niemand die Züge der im Sarge Liegenden genau erkennen möge.«

Wildefür saß wieder eine Weile schweigend da. »Und habt Ihr nicht die heilige Messe lesen lassen für die Gestorbene, die doch keine Gestorbene war? Ein ruchloses Gaukelspiel! Das ist unerhört, und Ähnliches ist wohl noch nie geschehen, solange es eine Christenheit gibt auf deutscher Erde.«

»Da möget Ihr recht haben,« erwiderte der Herzog kalt.

»Und nun? Was soll nun geschehen?« fragte Wildefür.

»Was meint Ihr?«

»Ich meine: Wollt Ihr den Frevel weitertreiben, Herzogliche Gnaden?«

»Was denkt Ihr denn, daß ich tun soll?«

»Ihr sollt das Weib, das Eure Buhle ist, von Euch tun und mit Eurem Ehegemahl so leben, wie es einem christlichen Fürsten ziemlich ist.«

»Meint Ihr? Mich dünkt, ich täte damit eine noch viel größere Sünde, als ich schon, ich leugne es nicht, getan habe.«

»Ich verstehe Euch nicht.«

»So hört mich an! Meine Frau ist kein böses Weib, aber sie paßt nicht zu mir, denn sie denkt in allen Dingen anders als ich. So lebt' ich jahrelang mit ihr dahin ohne Freud' und Genügen, oft im Zwist und Unfrieden, und hätte uns nicht das Sakrament der Ehe verbunden, wir wären jeden Tag auseinandergegangen. Da kam Eva von Trott an unseren Hof, und sie nahm vom ersten Tag an mein Herz gefangen.«

»Wohl mehr Eure Sinne, Herzogliche Gnaden,« warf Wildefür ein. »Ich meine, sie hat Euch mit ihrer Schönheit, die vom Teufel ist, verhext und verzaubert.«

Der Herzog warf ihm einen funkelnden Blick zu und schlug hart mit der Hand auf den Tisch. Dann aber fuhr er fort, als habe er den Einwurf überhört: »Ich warb um ihre Gunst und mußte lange werben. Leicht hat sie mir's nicht gemacht. Endlich ergab sie sich mir und ward mein. Die Sache wurde meiner Frau verraten, und es zog sich ein Unwetter über uns zusammen, denn es wurden Stimmen laut, sie sei eine Hexe und müsse gerichtet werden, und meine Frau nahm das Gerücht mit Begierde auf. Da ersann ich die List und ließ sie vor der Welt sterben und brachte sie auf diese Burg. Und hier lebt sie nun seit mehr denn zwölf Jahren einsam mit ein paar getreuen Frauen und den Kindern,

die sie mir geboren hat. Bedenkt, was das heißen will! Sie hat mir ihre Jugend, ja ihr Leben zum Opfer gebracht. Und ich sollte sie nun von mir werfen, wie man ein abgetragenes Kleid von sich wirft? Warum? Weil es einige Moralisten geben könnte, die sagten, wenn's ruchbar würde: Sie ist nicht Euer angetrautes Weib! Ich wäre der ärgste Bube, wenn ich so täte. Wohl habe ich eine Sünde getan, aber so ich diese Treue verriete, so täte ich zehnfältige, ja hundertfältige Sünde. Wie dünket Euch, Wildefüer? Habe ich nicht recht?«

Wildefüer blickte düster vor sich hin. Es lag etwas in den Worten des Herzogs, was ihn fast versöhnlicher stimmen wollte. In Wahrheit, wie mußte dieses Weib den Herzog lieben, wenn sie sich von einem glänzenden Hofe, wo ihre Schönheit täglich Triumphe gefeiert hatte, hinwegbringen ließ, mit dem Tode selbst einen ruchlosen Scherz trieb und dann zwölf Jahre lang, von der Welt verlassen, auf einer einsamen Burg hauste, die er nur ab und zu besuchen konnte! Sie hatte ein ungeheures Opfer gebracht und brachte es noch Tag für Tag; er konnte ihr und selbst dem Herzog, der so fest an ihr hing, ein gewisses Mitgefühl nicht versagen. Aber trotzdem empörte sich alles in ihm gegen den furchtbaren Frevel, der von den beiden verübt worden war.

»Nun, Wildefüer? Wie dünkt Euch?« drängte der Herzog, als der Bürgermeister nicht antwortete.

»Mich dünkt, Ihr müßt sie nun freilich für ihre Lebenszeit versorgen, da sie die Mutter Eurer Kinder geworden ist,« erwiderte Wildefür. »Laßt sie hier auf der Burg. Aber scheidet Euch hinfort von ihr und seht sie nimmermehr!«

Der Herzog lachte hart auf. »Da täte ich ihr das Ärgste an. Ich denke, sie stürzte sich dann wohl von dem Turme herab. Denn sie liebt mich, Freund, sie liebt mich, wie nur ein Weib einen Mann jemals geliebt hat. Ich acht', Ihr habt von solcher Liebe in Eurem Leben nichts erfahren.«

Wildefür bewegte abweisend das Haupt und sagte mit einem schweren Seufzer: »Davor bewahre mich Gott! Im übrigen, Herr, bin ich Euer Richter nicht. Ihr müßt es verantworten, was Ihr getan habt und noch immer tut, wenn Ihr einst Rechenschaft ablegen werdet vor dem ewigen Gott. Aber davor zittere ich, daß diese Sache ruchbar werden könnte unter den Leuten. Denn wenn das geschieht, so werden die Ketzer jubeln.«

»Sie ist zwölf Jahre verschwiegen geblieben. Sie wird auch fürderhin wohl verschwiegen bleiben,« warf der Herzog ein.

»Das meiste Böse kommt eines Tages ans Licht der Sonne, und wenig bleibt auf die Dauer verborgen,« entgegnete Wildefür. »Von mir erfährt kein Mensch ein Wort, auch meine Frau nicht, das schwöre ich Euch.

Ich gäbe aber gern dreitausend Goldgulden oder mehr, wäre ich nicht zum Mitwisser geworden.«

Er trat an den Tisch heran, ergriff die Feder und setzte seinen Namen unter das Schreiben. »So, Herzogliche Gnaden, ich habe unterschrieben. Und nun erlaubt mir, daß ich mich zurückziehe in mein Gemach. Mein Herz ist zu bekümmert, als daß ich mit Euch heute noch trinken und reden könnte. Morgen in der Frühe laßt mich, darum bitte ich Euch, heimgeleiten bis Derneburg. Und sollte Eure Herzogliche Gnaden noch Weiteres verhandeln wollen mit mir, so bitte ich: Bestimmt dazu ein anderes Schloß. Hierher reite ich niemals wieder.«

Christof von Hagen hatte die Morgensuppe ausgeköpft, die seine alte Haushälterin ihm gebracht hatte. Nun saß er mit gesenktem Haupte auf dem dreibeinigen Schemel vor dem Tische und blickte tiefsinnig in den geleerten Teller hinein. Er dachte an den gestrigen Tag, und es wollte ihn bedünken, als hätte er nie einen wunderlicheren erlebt.

Er ließ die einzelnen Erlebnisse, die er ihm gebracht hatte, an seinem Geist vorüberziehen. Am frühen Morgen die Ankunft in der geliebten, so lang entbehrten Heimat, dann die Begegnung mit Hans Wildefüer, am Nachmittag das Wiedersehen mit seiner Braut und ihr überraschendes Geständnis, am Abend und bis weit in die Nacht hinein ein wildes Zechgelage mit seinen

Jugendfreunden, die den Heimgekehrten mit lärmender Freude feierten. Man hatte erst in der Domweinschenke dem Rheinwein fleißig zugesprochen. Da aber der tugendsame Wirt zu der Stunde, die der Rat angesetzt hatte, Feierabend gebot und keine Gäste mehr in seinem Hause duldete, so war man in ein Wirtshaus gezogen, dessen Besitzer weniger strengen Grundsätzen huldigte. Hart an dem Goslarschen Tore stand ein Wirtshaus, dessen Inhaber zwar ein Hildesheimer Kind, aber ein weitgereister Mann war. Er hatte sich viele Jahre lang in Wien aufgehalten und von dort eine Frau mit heimgebracht. Von ihrem Gelde hatte er das etwas verfallene Haus seiner Väter stattlich ausgebaut und ihm, das früher »Zum grünen Esel« benannt gewesen, den stolzen und besser klingenden Namen »Zum Wiener Hof« verliehen. In der großen Vorhalle tranken kleinere Bürger und Fuhrleute ihren Schoppen, und die wurde jeden Abend pünktlich geschlossen, wenn der Wächter die zehnte Stunde ausrief. Aber dahinter befand sich ein Gemach für bessere Gäste, die nicht den billigen Bräuhan tranken, sondern das gute Eimbecker Bier oder gar Wein aus Rheinland und Franken, und die ließ der fromme Wirt zechen, so viel und lange sie wollten, und wenn es bis zum Morgengrauen dauerte. Kein Wunder, daß sich dieses Wirtshaus bei der reichen und vornehmen Jugend Hildesheims eines lebhaften Zuspruchs und einer innigen Verehrung erfreute. Als Hagen vor zwei Jahren der Stadt verwiesen

ward, war des Hauses Stern eben erst im Aufsteigen gewesen. Jetzt stand er im Zenit, und so war er denn von Hans und Henning Blome und den anderen, die sich seiner Rückkehr freuten, im Triumph dorthin geleitet und bis weit nach Mitternacht festgehalten worden. Mit schwerem Kopfe hatte er gegen ein Uhr den Heimweg angetreten und war sofort in einen tiefen Schlaf versunken. Aber als die Uhr der nahen Andreaskirche die vierte Stunde schlug, war er aus einem schreckhaften Traume emporgefahren und hatte von da an keinen Schlaf mehr gefunden, denn durch sein Hirn fuhren wilde und schwere Gedanken und ließen ihn nicht mehr los.

Was sollte mit ihm und Lucke von Hary werden? Kehrete Hans Wildefüer von seiner Reise zurück, so tat er sicherlich sehr bald die verhängnisvolle Frage, die einen furchtbaren Sturm heraufbeschwören mußte. Der Bürgermeister war viel zu gewissenhaft, als daß er sie unterlassen hätte, auch mußte er ja ohnehin bald merken, wie es um ihn stand. Dann kam es zum Bruche, ja zur Feindschaft zwischen ihnen, und Wildefüer würde mit all der unbeugsamen Kraft, die ihn auszeichnete, sein Mündel ihm zu entreißen suchen. Mittel und Wege dazu standen ihm ja reichlich zu Gebote, solange Lucke in seinem Machtbereiche sich befand, denn er besaß nach dem Tode ihres Vaters Rechte über sie, die den väterlichen Rechten fast gleichkamen. Ach, daß doch die Weiber niemals mündig wurden! Als

Mädchen wie als Frauen unterstanden sie immer einem fremden Willen, nur als Witwen erlangten sie eine bescheidene Selbständigkeit. Wäre Lucke ein junger Mann gewesen, so hätte sie mit ihren einundzwanzig Jahren tun können, was ihr beliebte. Aber da sie ein Mädchen war, so hatte sie durch den Tod ihres Vaters nur ein Joch mit dem anderen vertauscht.

Es ging also nicht anders, sie mußte ihrem Vormund aus den Händen gerissen werden, und dazu war er, Gott sei Dank, wenigstens ihres Einverständnisses sicher. Sie hatte Mut, sie würde etwas wagen – daran zweifelte er nicht, wenn er sich ihres entschlossenen Antlitzes von gestern erinnerte. Aber was war zu tun? Wohin konnte er sie bringen? Wo war sie in wirklicher Sicherheit?

Er hatte gestern an Braunschweig gedacht, wo er angesehenere Freunde und Verwandte besaß. Heute aber beim Morgenrauen verwarf er diesen Gedanken, und auch Goslar und Hannover dünkten ihm nicht sicher genug zu sein. Wer konnte wissen, wie die wackeren Bürger über die Flucht einer Jungfrau aus dem Hause ihres Vormundes dachten? Wer konnte wissen, wie weit ihre Furcht vor dem Zorne Wildefüers ging? Und wenn sie schon gewillt waren, ihm zu helfen und seine Braut bei sich aufzunehmen – war es nicht sehr wohl denkbar, daß ihre Obrigkeit sie zwang, das Mädchen nach Hildesheim wieder auszuliefern? Wenn etwa Wildefüer persönlich vor dem Rate zu Braunschweig oder

Goslar erschien, so war drei gegen eins zu wetten, daß solches geschah. Denn obwohl ihn viele haßten und die meisten ihm grollten um der Religion willen, ins Angesicht widerstanden sie ihm schwerlich. Er hatte eine Art, gegen die keiner von ihnen allen recht aufzukommen vermochte. Hatte er sie aber wieder in seiner Gewalt, so war es ihm wohl zuzutrauen, daß er sie in ein Kloster steckte, damit sie dort anderen Sinnes werde. In Hildesheim hätte ihn kein Mensch daran gehindert.

Dem jungen Manne wurde siedeheiß bei diesem Gedanken. Er sprang von seinem Schemel auf und raste in dem Gemach auf und nieder wie ein gefangener Wolf in seinem Käfig. Das mußte auf alle Fälle verhindert werden! Sie mußte fort! Aber wohin? Wohin?

In seiner Versunkenheit rannte er gegen ein Tischchen an, worauf allerlei Dinge lagen, die er von seiner Reise mitgebracht hatte. Dabei rollte ein Büchsen von der Platte herab und schlug mit hellem Klang auf den Boden auf. Halb noch in Gedanken verloren, nahm er es in die Hand, schraubte den Deckel auf und roch an den verwelkten Veilchen, die es in sich barg. Sie waren aus dem Luthergarten zu Wittenberg. Die kleine Magdalene Luther hatte ihm vor seiner Abreise das zierliche, mit Blumen bemalte Ding aus Dankbarkeit geschenkt und es mit Veilchen aus ihres Vaters Garten vollgestopft.

Da kam ihm, während er den schwachen, süßen Duft einsog, plötzlich eine Erleuchtung. Zuerst erschien ihm

der in seinem Hirn aufsteigende Gedanke wie eine ungeheure Keckheit, und er war geneigt, ihn sogleich wieder zu verwerfen. Aber bald befreundete er sich mit ihm und fand, daß ihm ein besserer kaum hätte kommen können.

Warum sollte er nicht Luthers Beistand in Anspruch nehmen? Sein Haus war die Zuflucht so vieler Bedrängter – konnte nicht auch Lucke dort Aufnahme finden? Eine Jungfrau, die seiner Lehre anhing, von den Bekehrungsversuchen eifriger Römlinge erretten, das mußte ja den großen Verkünder der evangelischen Freiheit ein ersprießliches, gottgefälliges Werk dünken. Auf seine Veranlassung hatten Torgauer Bürger neun Nonnen des Klosters Nimbschen zu heimlicher Flucht verholfen, deren eine jetzt seine Ehefrau war. Das wußte die ganze Welt, denn er hatte es in einem kleinen Büchlein seinen lieben Deutschen frei und offen kundgegeben und sein Verhalten gerechtfertigt. So war mit Sicherheit anzunehmen, daß Luther die Entführung billigen und seine Hilfe ihm nicht verweigern werde. Auch Frau Käthe Luther würde der Schutzsuchenden gern die Tür ihres Hauses aufthun, denn beim Abschied hatte sie ihm mit den herzlichsten Worten ihrer Dankbarkeit versichert, und zudem gedachte er ihr ein sehr stattliches Kostgeld anzubieten.

In Zeit von fünf bis zehn Minuten war er mit sich im reinen, und der ganze Plan stand fertig vor seiner

Seele. Nicht etwa bei Nacht und Nebel wollte er die Geliebte aus dem wohlbehüteten Hause ihres Vormundes und durch die noch besser behüteten Tore der Stadt hinwegführen, sondern am hellen, lichten Tage wollte er sich mit ihr irgendwo in der Stadt treffen und mit ihr aus dem Goslarschen Tore wandeln, als hätten sie beide einen harmlosen Lustgang vor. In dem Gehölz am Galgenberge sollten zwei Knechte seiner harren mit vier Pferden. Die konnten leicht aus den verschiedenen Toren zur Stadt hinausgebracht werden. Dann konnte die Flucht beginnen. Ehe Lucke daheim vermißt ward, vergingen wohl Stunden, und an ein Einholen war dann nicht mehr zu denken. Da Hans Wildefür nicht da war, unternahm wahrscheinlich überhaupt niemand den Versuch dazu, und man ließ sie ganz unbehelligt ins Weite ziehen. Die einzige Gefahr bei der ganzen Sache war eigentlich nur die, daß er nicht wußte, wohin der Bürgermeister geritten war, und ihm vielleicht gerade in die Hände lief. Aber das wäre doch immerhin ein sehr sonderbarer Zufall gewesen, und er war ein Mann, der vor Wagnissen und Gefahren nicht zurückschrak und in allen Dingen seinem guten Glücke vertraute.

Sofort machte er sich daran, die Ausführung seines Planes vorzubereiten, denn die höchste Eile war geboten. Frau Mette hatte davon gesprochen, daß ihr Mann wohl etwa vier Tage ausbleiben werde. Daher mußte die heimliche Reise womöglich schon am Nachmittag

des morgenden Tages angetreten werden. Die Zeit zur Vorbereitung war also sehr kurz.

Die Gäule, mit denen er gestern heimgekehrt war, mußten noch tagelang stehen, bevor sie wieder zu einem weiten Ritte tauglich wurden. So brauchte er vor allem Pferde, und die beschloß er sich auf der Stelle zu verschaffen. Er zog sich die Stiefel an, warf den Mantel um und stülpte sich die Mütze auf, um zu seinem Freunde Hans Blome zu gehen und sich bei dem Rats zu erholen. Da trat ein junger Knecht in das Zimmer und meldete: »Herr, es ist einer unten, der will zu Euch.«

»Du kennst ihn nicht?«

»Habe ihn mein Lebtag nicht gesehen.«

»Wie sieht er aus?«

»Er hat einen ehrwürdigen weißen Bart, aber einen schäbigen Rock. Er trägt einen Kasten an einem Riemen. In dem Kasten sind Büchsen und Flaschen. Er ist wohl ein armer Balsamkrämer.«

Hagen griff in seine Tasche und entnahm ihr ein kleines Geldstück. »So bringe ihm das und laß ihn laufen. Brauchen kann ich seinen Kram nicht.«

Der Diener verschwand, und Hagen schritt hinüber in das Gemach, wo er seine Geldtruhe stehen hatte, denn er wollte sich mit etlichen Dukaten versehen. Als er sodann die Treppe hinunterschnitt, stand der Fremde noch da, in lebhaftem Wortwechsel mit dem Knechte begriffen. »Was wollt Ihr noch, guter Freund?« rief

Hagen. »Ich habe jetzt keine Zeit für Euch. Wenn Ihr etwas Dringliches habt, so kommt gegen Mittag wieder.«

»Ja, etwas Dringliches habe ich,« entgegnete der Mann, »und es leidet nicht Aufschub bis Mittag. Ich denke, Herr Christof von Hagen, ein paar Minuten werdet Ihr mir doch schenken können.«

Hagen stutzte. Die Stimme kam ihm merkwürdig bekannt vor. Wer unter seinen Bekannten sprach nur mit diesem tiefen Baß? Er faßte ihn scharf ins Auge, aber in dem Dämmerlichte der Diele konnte er seine Züge nicht erkennen. Auch schien der Fremde nicht erkannt werden zu wollen, denn er hatte die Mütze tief ins Gesicht gedrückt und nahm sie auch nicht ab, als der Herr des Hauses vor ihm stand.

»Wer seid Ihr?« rief Hagen.

»Das will ich Euch sagen, wenn wir allein sind.«

Hagen schüttelte den Kopf und überflog seine Gestalt mit schnellem Blick. Eine Waffe trug der Mann nicht bei sich, das sah er, höchstens konnte er ein kurzes Messer im Rocke versteckt halten.

»So sei es denn! Geht voran!« sagte er, die Hand an den Griff seiner Waffe legend. Der Fremde gehorchte ohne Widerrede und stieg vor ihm die steile Treppe hinan – mit seltsamer Behendigkeit für einen so alten Mann, wie Hagen mit Verwunderung feststellte. »Hier hinein!« gebot er.

Als Hagen die Tür hinter beiden geschlossen hatte, zog der Ankömmling die Mütze vom Kopfe, stellte seinen Kasten auf den Fußboden und nahm den lang und breit herabwallenden weißen Bart ab. Hagen prallte mit einem Rufe des höchsten Erstaunens zurück, denn vor ihm stand der Mann, der ihn vor länger als einem Jahre in Nürnberg zum neuen Glauben bekehrt hatte.

»Fricke!« schrie er, »Hinrich Fricke! Mensch, wie kommst du hierher? Weißt du nicht, daß es lutherischen Prädikanten bei schweren Leibesstrafen verboten ist, Hildesheim zu betreten?«

Fricke nickte. »Das weiß ich wohl. Aber der Herr Christus forderte von mir, daß ich trotzdem hierherkäme, und da kam ich.«

Hagen faßte ihn bei beiden Schultern und drückte ihn auf einen Stuhl nieder. »Mensch, ich freue mich ja so sehr, daß ich dich wiedersehe! Setze dich! Hast du deine Morgensuppe schon gegessen? Was willst du trinken? Soll ich dir eine Flasche Malvasier aus dem Keller holen? Meine Leute haben gut hausgehalten, als ich fort war. Der Keller ist gefüllt.«

Fricke wehrte entschieden ab. »Nein, in dieser Frühe keinen Wein! Auch meine Morgensuppe habe ich gegessen und bin ganz satt. Vor allem befiehl deinem Knecht, daß er jetzt keinen Menschen mehr hereinläßt. Es darf mich niemand hier sehen.«

Hagen öffnete die Tür und schrie hinunter: »Klaus! Schließe die Haustür zu. Du läßt keinen herein, und

wenn jemand pocht, gibst du keine Antwort. Sage das auch in der Küche. Und es braucht niemand zu wissen, daß einer bei mir ist. Hörst du?«

»Jawohl, Herr,« klang es zurück.

»Und nun sage mir: was in aller Welt hat dich bewogen, den Kopf in den Rachen des Löwen zu stecken?« fragte Hagen, ins Zimmer zurücktretend.

»Nun, du weißt wohl, daß ich seit einem halben Jahre in Braunschweig bin?«

»Nein, das weiß ich nicht. Habe seit Monaten von dir kein Sterbenswörtchen gehört und dachte, du wärest in Erfurt, wohin du ja gehen wolltest.«

»Dann sind die Briefe verlorengegangen, die ich dir schrieb. Ich war nur einen Monat in Erfurt, dann rief mich Magister Lafferdes nach Braunschweig. Ich sollte ihn bei seinem heiligen Amte unterstützen und kann das besser als die meisten anderen, denn ich bin der niederdeutschen Mundart mächtig, da ich sie als Kind geredet habe. Die Städte hier sind so schwer mit Predigern zu versehen, weil die meisten lutherischen Predikanten aus Sachsen und Thüringen kommen, und die können unsere Leute nur schwer verstehen. Da zählt jeder doppelt, der Platt spricht.«

Hagen nickte. »Und wie kommst du nun von Braunschweig nach Hildesheim?«

»Das macht die Seuche, Freund. Derhalben hat Frau Hedwig Plate an den Magister geschrieben, es möchte doch um Gottes willen ein Prediger der reinen Lehre

nach Hildesheim kommen und den armen Leuten vor ihrem Tode noch das heilige Sakrament spenden, so wie es unser Herr und Heiland selbst eingesetzt habe. Man sollte sich doch in Braunschweig der großen und erschrecklichen Not erbarmen, daß so viele Seelen von hinnen müßten fahren ohne den Trost des hochwürdigen Sakraments. Denn der Pfaffen Messe sei Mummschanz und Teufelstrug.«

»Wie?« rief Hagen, »Hedwig Plate? Ewert Plates Ehefrau? Die hat das gewagt? Er ist jetzt wieder Bürgermeister der Neustadt, so hört' ich gestern. Weiß er denn darum, und billigt er's?«

»Er weiß es und hat's gebilligt. Nur verlangt er von seinem Weibe, daß alles in Heimlichkeit bliebe. Aber er ist im Herzen unseres Glaubens.«

Hagen machte ein sehr erstauntes Gesicht. »Wer hätte das gedacht, als ich die Stadt verließ!« sagte er. »Damals saß kein Lutheraner auf einem Ratsstuhle, weder in der Altstadt noch in der Neustadt.«

»Oder es war dir verborgen, lieber Freund. Wer hätte dir auch damals gesagt, wie er im geheimen gesinnt war? Aber schwerlich sind in zwei Jahren so viele hochmögende und ehrbare Männer und Frauen dazugekommen, die Luther jetzt anhängen. In der Neustadt ist schon der halbe Rat unser. Jacob Brandis, Heinz Schüring, Kurt Schlüter, Kurt Hatteln und die Düringschen Brüder sind allesamt heimlich lutherisch. Und

wie steht es in der Altstadt? Da hängt das Volk der neuen Lehre an, alle die Kleinen und Geringen tragen das Evangelium im Herzen. Aber auch unter den Großen sind einige, die uns zuneigen. Die Herren Hans und Henning Blome lesen in ihren Häusern Doktor Martini Schriften und die Heilige Schrift.«

Hagen fuhr in die Höhe. »Hans Blome? Da irrst du dich wohl! Ich habe gestern mit ihm zusammengesessen vier Stunden lang. Er ist mein bester Freund und trägt beim Wein das Herz auf der Zunge. Aber kein Wort ist gefallen, aus dem ich hätte spüren können, daß er in der Religion andersdenkend geworden sei denn früher.«

»Er wird dir nicht getraut haben in diesem Punkte. Das ist es ja eben, drei Viertel der Stadt und mehr sind lutherisch, aber keiner geht mit der Sprache heraus. Verüble mir nicht, Freund Christof, wenn ich dir sage: Ich habe von dem Mute deiner Landsleute eine geringe Meinung. Täten ein paar von diesen Leuten den Mund auf und beständen männlich auf ihrer Meinung, so fiel ihnen das ganze Volk zu, und Hildesheim käme zum Evangelium, so wie Goslar und Braunschweig dazu gekommen sind. Aber kein einziger wagt es, der Katze die Schellen anzuhängen. Alles kriecht und duckt sich vor dem einen Manne, der in seiner Stadt alles Bösen Grund- und Eckstein ist. So furchtsam und ängstlich ist das Volk in Hildesheim.«

Hagen lächelte. »Du kannst auch anders sagen. Du kannst auch sagen: Was muß das doch für ein Mann sein, der eine ganze Stadt zu seinem Willen zwingt! Damit kämst du der Wahrheit näher. Denn wahrlich, hätten Goslar und Braunschweig einen Hans Wildefür gehabt, so wären sie, wo wir sind. Du kennst diesen Mann nicht.«

»Ich kenne ihn wohl. Ich habe ihn in Braunschweig gesehen und habe gehört, wie er auf dem Rathause redete. Er sprach mit großer Kunst und Kraft, und es tat mir leid, daß er ein Diener des Antichristes ist, und weil er der Wahrheit mit Fleiß widerstrebt, als ein Sünder wider den Heiligen Geist ewig muß verloren sein. Aber als er dann nahe bei mir vorüberschritt, da erfaßte mich ein Grauen, denn ich dachte bei mir: So muß ein Diener Luzifers aussehen, wie der Mann mit dem schwarzen Barte und den blauen Augen, die wie Blitze flammen. Es graut mir jedesmal, wenn ich einen Menschen von Angesicht sehe, von dem ich ganz sicher weiß, daß er der ewigen Verdammnis entgegengeht.«

Hagens Antlitz verdüsterte sich. »Wer weiß, vielleicht bekehrt er sich doch noch. Es steht geschrieben: ›Er wird die Starken zum Raube haben.««

»Darauf warte nicht, Christof von Hagen. Die anderen warten wohl auch darauf und wollen schweigen bis dahin, und so leidet das Evangelium Gewalt, und Gottes Wort wird unterdrückt. Du mußt gegen ihn in die

Schranken, so du Hildesheim reformieren willst. Oder denkst du nicht mehr an dein Fürnehmen?»

»Es gab wohl keinen Tag, an dem ich nicht daran gedacht hätte,« erwiderte Hagen. »Auch gedachte ich keineswegs zu feiern und zu säumen. Dessen sei gewiß: Ehe eine halbe Woche ins Land gezogen ist, haßt mich Hans Wildefürer wie keinen anderen Menschen in Hildesheim. Denn ich sage ihm ins Gesicht, daß ich zu Luthers Fähnlein geschworen habe.«

Fricke zog die Stirn in Falten. »Das dürfte nicht klug sein. Denn dann wird er dich aus der Stadt vertreiben, ehe du dein Werk begonnen hast.«

»Das kann er nicht. Wer lutherische Schriften liest und lutherische Lieder singt und die Priester und ihren Tand und Firlefanz schmähet, der muß aus der Stadt weichen. Aber ich werde mich vorsehen. Gedanken und Meinungen straft bei uns niemand, nur Taten.«

»Aber er wird es hindern, daß du in den Rat kommst.«

»Das wird er. Aber ich will auch gar nicht in den Rat, wenigstens zuerst nicht.«

»So? Was willst du denn?«

»Ich will mich an die kleinen Leute halten und ihr Führer werden. Du weißt wohl nicht, oder habe ich dir's einmal erzählt, daß bei uns alle Bürger, die keinem Amt oder keiner Gilde angehören, sechs Bäuerchaften bilden. Sie senden ihre Sprecher in den Rat,

daß sie dort für die Gemeinde reden und sie vertreten. So ein Sprecher will ich werden, und das wird leicht geschehen, denn der gemeine Mann hat mich lieb. Ich habe die Art, mich mit den Leuten zu betun. Schon mein Vater hatte sie, sie ist mir angeboren. Bin ich aber Sprecher der Gemeinde, so will ich den Herren im Rathause manch Sprüchlein in die Ohren schreien, das ihnen nicht gefallen soll. Die Gemeinde aber wird innerwerden, daß sie die paar Herren, die ihr Gottes Wort verweigern, zu ihrem Willen zwingen kann, wenn's not tut, mit Gewalt.«

»Es mag dir wohl gelingen,« entgegnete Fricke. »Daß dich die Leute liebhaben, glaube ich gern, hab's auch selber ersehen. Der alte Meister Kuntze aus der Ecke-meckerstraße erzählte mir, du wärest wieder da, und freute sich ersichtlich darüber.«

»Siehst du? Bringe ich diesen Leuten bei, daß ich ihnen das reine Wort Gottes freimachen will, so wählen sie mich auf der Stelle. Leider muß die Sache noch einen Aufschub haben, denn ich muß noch eine Reise tun.«

»Du willst schon wieder aus der Stadt und bist doch kaum zurückgekommen?«

»Ich muß, so leid mir's ist. Fricke, du bist mein Freund und ein ganz anderer Freund als die anderen, die ich habe. Du hast mir den Weg gezeigt, der zur Seligkeit führt, das muß ich dir immer danken. Darum will ich dir auch vertrauen, wie meine Sachen stehen,

und was ich vorhabe. Denn ich achte, ich kann mich mehr auf dich verlassen denn auf andere Menschen. Auch weiß ich, daß du verschwiegen bist.«

»Ja, mir ist der Schnabel nicht lang gewachsen. So sprich und erleichtere dir das Herz.«

Christof von Hagen erzählte mit kurzen Worten, was sich ereignet hatte, und was er zu tun gedenke, um Lucke aus der Gewalt des Bürgermeisters zu befreien. Während er redete, nahm Fricke's Antlitz immer mehr den Ausdruck der Bestürzung und des Schreckens an, und als Hagen geendet hatte, sprang er auf und rang die Hände. »Christof!« rief er, »das darf nimmermehr geschehen! Nimmermehr!«

»Was fällt dir ein? Warum nicht?« rief Hagen.

»Siehst du denn nicht ein, daß du dem Menschen damit Waffen in die Hand gibst? Um einer Gewalttat willen warst du verbannt. Jetzt willst du wieder eine Gewalttat begehen, und er wird dich zum anderen Male verbannen, und diesmal wird er als dein Feind das Urteil über dich sprechen. Er wird dich aus der Stadt treiben, vielleicht auf viele Jahre.«

»Das kann er nicht. Meinst du, ich hätte das nicht auch schon bedacht? So einer eine Jungfrau entführt mit Gewalt und wider ihren Willen, so kann ihm der Richter sogar an den Hals. Ist sie aber willig, so steht nur eine geringe Buße darauf. Solche Dinge kann man nach unserem Rechte mit Geld abmachen. Sie ist noch dazu eine Goslarsche, gehört nicht nach Hildesheim.«

»Er wird sich an das Recht nicht kehren! Erfährt er, wohin du sie gebracht hast, so kennt sein Zorn sicherlich keine Grenzen, und er wird suchen, dich auf lange unschädlich zu machen.«

»Er richtet nicht allein. Er richtet mit zwei Schöffen.«

»Die werden ihm den Willen tun, wie sie ihm bisher den Willen getan haben in allen Stücken.«

Hagen ballte die Fäuste und warf ihm einen wilden Blick zu. »Ich kann sie doch nicht in seinen Händen lassen!« rief er. »Vielleicht zwingt er ihr einen anderen auf. Oder wenn er merkt, daß sie vom alten Glauben abgefallen ist, steckt er sie ins Kloster, damit sie dort bekehrt werde. Dort gehen die Pfaffen aus und ein, und was für Buben unter ihnen sind, das weißt du ja. Davor will ich sie bewahren.«

»Es ist ein böser Handel,« seufzte Fricke. »Auf der einen Seite« – er brach plötzlich ab. Man hörte laute Stimmen unten im Hause, und gleich darauf polterten schwere Tritte die Treppe herauf. Schreckensstarr blickte er seinem Freunde ins Gesicht. »Was ist das?« stammelte er.

Auch Hagen war bleich geworden, aber er faßte sich rasch. »Der Esel hat jemanden eingelassen gegen meinen Befehl. Hol' ihn der Teufel! Wer mag es sein? Sie dürfen dich nicht hier finden. Rasch, hier hinein! Und den Riegel vor!«

Er drängte seinen Freund in ein kleines Nebengemach und ergriff den Kasten, um ihn nachzuschieben.

Dabei verfuhr er in der Hast so ungeschickt, daß mehrere der Flaschen auf den Boden rollten. Mit einem Fluche raffte er sie auf, aber sie entglitten seinen Händen, als sich jetzt nach kurzem, scharfem Pochen die Tür öffnete. Ein leiser Ausruf des Schreckens entfuhr ihm, denn herein traten der Ratsherr Burchard Meier, einer der nächsten Freunde und eifrigsten Anhänger Hans Wildefüers, ein Mönch des Michaelisklosters und hinter ihnen mehrere Stadtknechte.

»Es wird gesagt, Christof Hagen, in dein Haus sei ein lutherischer Prädikant gegangen,« begann der Ratsherr ohne jedes Wort der Begrüßung. »Der Mensch soll sich seit etlichen Tagen bei uns aufhalten unter der Vermummung eines wandernden Krämers. Ist es an dem? Ist er bei dir oder bei dir gewesen?«

»Hier liegt sein Kram!« rief der Mönch triumphierend dazwischen. »Da wird der Bube nicht weit sein.«

»Nein, er ist hier,« sagte Fricke, hinter der Tür hervortretend. Er sah ein, daß eine Flucht nicht möglich und alles Leugnen vergeblich sei.

»Kurt Grüber, ist das der Mann, den du kennst, und dem du nachgegangen bist?« rief der Mönch.

Ein Mensch in ziemlich zerlumpten Kleidern mit strohgelbem Haar und Bart drängte sich zwischen den Stadtknechten vor. Er musterte Fricke von oben bis unten und sagte dann mit frechem Grinsen: »Ja, das ist der Prädikant aus Braunschweig. Ich erkannte ihn gleich, als er die Schuhstraße heraufkam. Ich habe ihn

in Braunschweig gesehen mit zwei lutherischen Teufelsmeistern zusammen, und meine Muhme Wilke hat ihn auch gesehen.«

»Leugnet Ihr?« fragte der Ratsherr.

»Nein, ich bin Diener des reinen Evangeliums und wohne in Braunschweig. Aber daß ich in Eurer Stadt etwas Übles getan hätte, das müßt Ihr mir erst beweisen.«

Der Ratsherr lachte spöttisch. »In Hildesheim hat kein Prädikant etwas zu suchen, und keiner darf hier verweilen. Das weiß jedes Kind auf der Straße, und Ihr wißt es auch gar wohl, sonst wäret Ihr nicht in einer Vermummung hierhergekommen. Ihr werdet verhört werden und Euer Urteil empfangen. Legt ihm die Handschellen an!«

»Nein!« schrie Hagen, der bis dahin, starr vor sich niederblickend und an seiner Unterlippe nagend, dastand. »Laßt den Mann gehen. Ich verbürge mich für ihn!«

»Christof Hagen,« sagte der Ratsherr, ihn argwöhnisch betrachtend, »du bist mir hochverdächtig, daß du den lutherischen Buben sehr genau kennst. Sonst würde er seine Mummerei nicht bei dir abgelegt haben. Wie du dazu kommst, verstehe ich nicht, denn du wirst ja doch deinen christkatholischen Glauben nicht verleugnet haben. Wie willst du dich denn für ihn verbürgen? Hier ist gar nichts zu bürgen. Siehe zu, daß du dich selbst reinigen kannst! Es wird ja Licht in die

Sache kommen, wenn der Bürgermeister wieder in der Stadt ist. Vorderhand aber muß ich dir Einlager auferlegen in deinem Hause. Gibst du mir den Eid, daß du in deinem Hause willst bleiben und es nicht verlassen, bis du vom Rate angefordert bist? – Wenn nicht,« fügte er drohend hinzu, »muß ich dich mitnehmen und in Haft halten, bis deine Schuld oder Unschuld an den Tag kommt. Du weißt, daß niemand in Hildesheim solche Leute in seinem Hause aufnehmen darf.«

Christof von Hagen hatte sich zähneknirschend abgewendet, aber er war klug genug sich zu sagen, daß Widerstand seine Sache verschlimmern müsse. Nicht einmal sein Schwert hatte er zur Hand, sondern nur ein kurzes Dolchmesser, und wenn er sich damit auch einen Weg ins Freie gebahnt hätte, so wäre er nur dem peinlichen Gericht verfallen oder hätte die Stadt auf der Stelle als Flüchtling verlassen müssen. Daher sagte er nach kurzem Zögern, die Worte zwischen den Zähnen hervorstoßend: »Ich gelobe es dir.«

»So gehab' dich wohl. Den hier führt ab!« Hagen wandte sich nach seinem Freunde um und wollte ihm die Hand reichen, aber er verstand den Blick, den Fricke ihm zuwarf, und ließ sie schnell wieder sinken. Eine Minute später sah er, wie sein Freund den Hohen Weg hinuntergeführt wurde, gefolgt von einer Schar von Kindern und halbwüchsigen jungen Leuten, die sich rasch angesammelt hatten. Er aber blieb zurück als Gefangener in seinem eigenen Hause.

Hans Blomes Haus lag dem Hagenschen schräg gegenüber, und so war es denn kein Wunder, daß der junge Ratsherr ein paar Minuten später erschien, um zu fragen, was geschehen sei.

»Wildefüersche Justiz!« rief Hagen bitter lachend. »Sie haben in meinem Hause einen lutherischen Prädikanten gefunden und führen ihn nun, wie das in unserem lieben Hildesheim Rechtens ist, in das Ratsgefängnis, wahrscheinlich in den Diebeskeller.«

Hans Blome sperrte seinen nicht eben kleinen Mund vor Erstaunen weit auf. »Ein Prädikant? Bist du denn – was hat er denn bei dir gewollt?«

»Er war heimlich in der Stadt und hat gehört, daß ich zurück bin. Da wollte er mich besuchen, denn wir sind in Nürnberg Freunde geworden.«

Blome öffnete den Mund noch weiter und blickte ihn eine Weile höchlich verwundert an. »Du bist eines lutherischen Prädikanten Freund?« rief er endlich. »Bist du denn –?«

Er wagte die Frage nicht zu vollenden, aber Christof von Hagen reckte sich hoch auf, sah ihm fest ins Gesicht und rief: »Ja, Hans, ich sage dir's offen und ehrlich, ich bin lutherisch und will auf diesem Glauben stehen mein Leben lang und in Luthers Lehre leben und sterben. – Ich hoffe, es kostet mich mein Geständnis nicht deine Freundschaft,« setzte er hinzu, als

Blome zunächst keine Antwort gab, und streckte ihm die Rechte entgegen.

Hans Blome faßte sie stürmisch mit beiden Händen. »Nein, ganz gewißlich nicht,« rief er laut. »Ich will dir's sagen und bekennen: Auch ich neige Luthern zu. Du weißt, ich bin seit etlichen Monden verheiratet. Nun ist Ewert Plates Frau in der Neustadt die Muhme meiner Anna und hat sie zu dem neuen Glauben bekehrt, und sie wieder hat mich dazu vermocht, in der Heiligen Schrift und in den Schriften Doktor Luthers zu lesen.«

»Ach, daher wußte es Fricke,« warf Hagen ein.

»Wer ist Fricke?«

»Ebender Prädikant, mein Freund, den sie festgefaßt haben. Er hat es wohl von der Platenschen gehört und zählte dich mir unter denen auf, die zu Gottes Wort hielten.«

Hans Blomes Antlitz wurde mit einem Male sehr ernst. »Die Platensche Muhme sollte doch ihre Zunge ein bißchen hüten. Wenn das ruchbar wird in der Stadt, so kann mich's in große Ungelegenheiten bringen.«

»Ich meine, Fricke hat es keinem anderen gesagt als mir. Aber hätte er's gesagt, was könnte dir geschehen?«

Blome sah ihn groß an. »Das fragst du? Zum ersten, sie setzen mich aus dem Rate, und ich bin doch eben

erst hineingekommen. Zum zweiten, sie durchschnüffeln mein ganzes Haus und suchen nach den verbotenen Büchern. Finden sie meine Bibel, so gnade mir Gott! Dann kann ich auf zwei, drei Jährchen aus der Stadt springen und habe doch erst vor kurzem ein Weib genommen.«

»Du wirst ein sicheres Versteck für deine Bibel haben. Nicht?«

»Das schon. Sie finden sie schwerlich. Aber es bringt Schande und üble Nachrede in der ganzen Stadt, wenn sie bei einem Manne, wie ich bin, das Haus von oben bis unten durchsuchen, wie bei Diebsgesindel. Insonderheit die Frauen nehmen sich solches gar sehr zu Herzen.«

»Warum lassen wir es uns gefallen? Warum darf bei uns jedes Bürgers Haus durchsucht werden bis in die geheimsten Winkel, wenn er verdächtig ist, der Lutherschen Lehre anzuhängen? Warum leiden wir das?«

»Weil Bürgermeister und Rat es so beschließen. Sollen wir das Schwert nehmen und uns auflehnen gegen unsere Obrigkeit? Das wäre Frevel gegen Gottes Gebot, auch würde es nichts nützen.«

»So ändert Eure Obrigkeit!« versetzte Hagen schroff.

Blome lachte. »Das heißt: Ändert Hans Wildefür. Aber den ändert keiner, und er selber ändert sich auch nicht!«

»Widerständen ihm der Rat und die Vierundzwanzig, so könnte er gar nichts tun.«

»Ach, lieber Christof, hast du Hildesheimer Herkommen und Gewohnheit vergessen, dieweilen du in der Fremde warst? Daß drei oder vier Leute in den Rat und in die Vierundzwanzig kommen, die er nicht will, das kann er nicht hindern. Ich zum Exempel bin mit seinem Mißfallen hineingekommen, denn mir und meinem Bruder ist er nicht grün. Aber die allermeisten Ratsstühle werden immer wieder besetzt von seinen geschworenen Freunden, denn es sind ja immer wieder dieselben Leute, die den Rat und die Vierundzwanzig küren. Nur wenige kommen jedes Jahr neu hinzu. Nein, da ist nichts zu machen. Einmal wird's anders in Hildesheim, das ist an dem Tage, da der Bürgermeister gestorben ist. Eher nicht.«

»Dann könnten wir wohl noch zwanzig Jahre und länger warten, denn ist er auch stark in den Fünfzigen, so steht er doch noch in seiner vollen Kraft. So lange will ich nicht heucheln und meinen Glauben vor der Welt verbergen. So lange will ich auch nicht zusehen, wie meinen Bürgern und Landsleuten das reine Wort Gottes vorenthalten wird. Ich will auch nicht leiden, daß die Pfaffen meine lieben Bürger und Landsleute noch weiterhin pressen und aussaugen. Gehe nach Goslar, Braunschweig, Hannover, in alle Städte ringsum, da gibt es keine Pfaffen mehr, sie sind wie von der Erde verschwunden. Bei uns – daß Gott erbarm'! – man kann nicht auf die Straße gehen, ohne daß man auf einen trifft. Da gibt's allein am Dome mehr denn

siebzig Kanoniker und Vikare, von denen der anderen Kirchen zu schweigen. Da hat allein das Michaeliskloster so viele Reichtümer, wie sie mancher Fürst nicht hat, von den anderen Klöstern nicht zu reden. Wieviel des Guten könnte mit dem Gelde geschafft werden, das bei uns die Pfaffen verprassen und vertun! Es jammert und verdrießt mich über die Maßen, ja, es tut mir in der Seele weh, wenn ich das bedenke!«

»Da hast du recht! Da hast du sehr recht!« erwiderte Hans Blome. »Das kann einen auch jammern und verdrießen. Aber ich weiß es nicht zu ändern.«

»Du bist ja Ratsherr,« rief Hagen. »So steht dir ein Weg offen. Stelle im Rate den Antrag, die Gemeinde zu berufen und sie zu befragen, ob in Hildesheim fürderhin der alte Glaube noch gelten solle oder der neue.«

»Das hat schon einer gewagt, Hermann Varnheide. Und weißt du, was da geschehen ist?«

»Nun?«

»Sie haben ihn abgesetzt und aus dem Rate gestoßen.«

»Aber das ist ja eine unerhörte Gewalttat!«

Blome nickte. »So würde mir's auch ergehen. Hans Wildefürer will keine Berufung der Gemeinheit mehr, hat sie auch seit zehn Jahren nicht mehr berufen.«

»So handelt er wider das klare Recht und unserer Stadt beschworene Einigung. In allen gewichtigen Dingen sollen der Rat und die Vierundzwanzig die sechs

Bäuerschaften berufen und befragen und also die Sache vor die Gemeinheit bringen. Erst wenn die sechs Bäuerschaften der Gemeinheit mit dem zufrieden sind, was der Rat will, erst dann ist des Rates Wille für die Bürger von Hildesheim Gesetz.«

»Aber der Rat hat da zu entscheiden, was als gewichtig Ding anzusehen ist,« warf Blome ein.

»Nun, beim Himmel!« rief Hagen, »ist wohl ein gewichtigeres Ding auf Erden als dieses, wo sich's handelt um der Seelen Seligkeit?«

»Gewißlich nicht. Aber wenn der Bürgermeister sagt, er halte die Sache nicht für gewichtig genug, und der Rat könne allein damit fertig werden und bedürfe dazu nicht der Gemeinheit, so kann ihn niemand widerlegen. Dem Buchstaben nach steht er auf dem Boden des Rechts.«

»Zum Teufel mit dem Buchstaben!« brauste Hagen auf. »Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. Sieht nicht ein Kind, daß das Flausen und Vorwände sind? Er beruft die Bäuerschaften nicht, weil er weiß, es geht dann mit dem alten Glauben zu Ende. Deshalb darf sich das Volk nicht aussprechen. Aber es ist ein Recht der Gemeinheit, befragt zu werden, wenn sich's um so große Dinge handelt. Es müßte einer der Sprecher den Mut haben, die Gemeinheit zu versammeln auf eigene Hand, und dann mit dem Rate offen reden.«

»Täte das einer, so entzündete er den Stadtkrieg in Hildesheim,« entgegnete Blome nach einigem Nachdenken. »Denn der Rat gäbe nicht nach, weil Wildefür hinter ihm steht. Das Volk gäbe auch nicht nach, weil es das Evangelium will. Das könnte ein gefährlicher Tag sein für Hildesheim. Die Altgläubigen haben doch noch einen starken Anhang, und du glaubst es wohl selber nicht, daß ein Mann wie Hans Wildefür ohne Kampf zur Seite tritt. So flösse denn Bürgerblut in den Straßen der Stadt, und was wäre das Ende? Wohl könnte Gottes Wort so zur Herrschaft kommen, aber dabei könnt' es eine große Wandlung geben in der Stadt. Was zu oberst ist, könnte zu unterst kommen, und von unseren Stühlen im Rathause würden sie wohl uns alle herunterwerfen.«

»Und daß man auf diesen Stühlen sitzt, ist wichtiger, als daß Gottes Wort in der Stadt triumphiert,« versetzte Hagen spöttisch.

»Ach, lieber Freund, du kennst mich ja!« rief Hans Blome mit einem etwas verlegenen Lächeln. »Ich bin nicht zum Märtyrer geschaffen. Ich habe Luthers Lehre herzlich lieb gewonnen, und die Heilige Schrift ist mir ein großer Trost, und ich lese und forsche eifrig darin. Tausend Gulden und mehr wollte ich geben, wenn wir könnten lutherische Prediger haben, die uns Gottes Wort rein und unverfälscht verkünden. Aber um den Preis des Aufruhrs möchte ich das nicht erkaufen. So hänge ich ihm in der Stille an und warte auf die Zeit,

wo wir's freióffentlich bekennen dürfen. Sie kommt ja doch einmal.«

Hagen lachte bitter. »Von selber kommt gar nichts. Alles muß erkämpft werden. Hätten die Apostel so gedacht, wie du, so wäre Christi Lehre untergegangen. Denn dann hätten sie sich unter die jüdische Obrigkeit geduckt und wären hingegangen in ihre Häuser, als der Herr am Kreuze hing. Aber sie hielten dafür, daß man zeitliche Güter gering achten müsse gegen das ewige Gut, und daß man Gott mehr gehorchen müsse denn den Menschen.«

»Dafür waren sie eben Apostel. Ich aber bin ein Hildesheimer Ratsherr, was mein Vater vor mir war, und was mein Sohn, so Gott will, nach mir sein wird. Meine Anna wird mir ja wohl einen schenken. Ich achte, so wirst du auch denken lernen, wenn du erst einmal in das Ehegemach geschritten bist. Übrigens wird es dem Bürgermeister mächtig in die Nase fahren, wenn er hört, daß du einen lutherischen Prädikanten bei dir gehabt hast und deshalb in deinem Hause verfestet bist. Aber du wirst dich ja herausreden können.«

»Ich werde mich gar nicht herausreden. Ich werde ihm frei ins Gesicht sagen, wie die Dinge stehen,« erwiderte Hagen fest.

»Du bist nicht recht gescheit! Willst du denn, daß er dir Steine auf den Weg wälzt? Das tut er sicher, wenn er hört, daß du dem neuen Glauben anhängst, ja, er wird dir völlig feind werden. Du bist ja wirklich ganz

des Teufels. Der Mensch muß doch ein bißchen klug sein! Sage ihm doch, der Mann wäre zu dir gekommen, du wüßtest selber nicht, warum und wozu, und du hättest ihn eben hinauswerfen wollen, als Becker gekommen sei. Tätest du das nicht, so könnte mir deine Lucke wirklich leid tun, daß sie ihr Herz an einen solchen – an dich gehängt hat.«

»An einen solchen Narren, wolltest du sagen.«

»Ich habe es nicht gesagt,« lachte Blome. »Aber in einer halben Stunde muß ich aufs Rathaus und muß mich noch anziehen. So lebe für jetzt wohl, Christof. Was ich auf dem Rathaus für dich tun kann, das tue ich gewiß. Und deine Narretei rede ich dir noch aus.«

Damit ging er. Hagen blickte ihm sehr nachdenklich und mit unwölkter Stirne nach. Dieser sein Freund war einer der Besten unter den reichen und vornehmen jungen Bürgern der Stadt, vielleicht etwas leichtlebig, aber bieder, ehrlich, wohlwollend, ein fröhlicher Kumpan beim Becher, seinen Freunden ein hilfsbereiter, treuer Freund. Auch wenn es galt, mit dem Schwerte dreinzuschlagen, stand er seinen Mann. Diese Art von Mut besaß er. Aber den Mut, anders zu handeln als seinesgleichen, der großen Mehrheit seiner Standesgenossen mit der Meinung, die er im Herzen trug, frei entgegenzutreten, sich nicht zu scheuen vor dem Urteil und der Nachrede der Leute, diesen Mut besaß er nicht. So waren sie eben fast alle geartet, diese Blomes, Brandissens, Meiers, Sprengers und wie sie

sonst hießen, die den Stadtrat von Hildesheim bildeten, und weil sie so waren, hatte der Mann, der sie an Entschlußkraft und Willensstärke weit überragte, alle unter sein Regiment gebeugt. Nicht wenige unter ihnen waren ihm heimlich gram, manche seine Todfeinde und hätten ihn gern beseitigt gesehen. Aber sie dachten doch alle mit seinen Gedanken, und ihr Geist ging auf den Wegen, die er ihnen vorgezeichnet hatte. Die Lutherei ist der Umsturz – diesen Satz hatte er ihnen fest in die Seele eingehämmert. Selbst die heimlichen Lutheraner unter ihnen waren mit ihm darin einig, daß sie keine Berufung der Gemeinheit wollten, wodurch doch allein der Sieg der neuen Lehre herbeigeführt werden konnte. Sie fürchteten, wenn einmal das Volk über eine seiner Angelegenheiten entscheiden dürfe, so werde es auch über die anderen entscheiden wollen, und die einmal entfesselten Wogen könnten sie von ihren Ratsherrenstühlen hinwegschwemmen.

Von diesen Leuten war also gar nichts zu erwarten. Das hatte er freilich längst geahnt, aber nun, da ihm diese Gesinnung so unverfälscht bei einem seiner nächsten Freunde entgegentrat, drückte es ihn doch nieder und machte ihn verstimmt und unfroh.

Aber gleich darauf hatte er ein Erlebnis, das seine Zuversicht wieder mächtig emporschnellen ließ.

Er war eben dabei, ein Brieflein zu siegeln, und schärfte seinem Knechte, der vor ihm stand, ein, es niemandem in die Hand zu geben als der Jungfrau Lucke

von Hary im Hause des Bürgermeisters Wildefüer. Da pochte es kräftig an die Tür, und in das Gemach trat ein Mann von höchst auffallendem Aussehen. Er sah aus wie einer der waffenschmiedenden Zwerge, von denen die Sage erzählte, klein, aber riesig breit in den Schultern und mit langen Armen und gewaltigen Händen. Ein eisgrauer Bart bedeckte seine ganze Brust, und in dem brandroten Antlitz mit der turmartigen Nase funkelten die auffallend scharfen Augen aus tiefen Höhlen heraus.

»Ei, Meister Kuntze aus der Eckemeckerstraße, seid mir begrüßt!« rief Hagen. »Lebt Ihr auch noch, alter Freund? Kommt her, setzt Euch zu mir und erzählt, wie's Euch ergangen ist. Wir haben uns ja so lange nicht gesehen! – Du gehst sogleich ins Haus des Bürgermeisters,« wandte er sich an seinen Knecht. »Du weißt, was du zu tun hast?«

»Ja, Herr.«

»Wem sollst du den Brief geben?«

»Der Jungfrau Lucke von Hary!«

»Es ist gut. Eile dich!«

»Ach, Herr Christof von Hagen,« rief der alte Meister der Weißgerber, als der Knecht das Zimmer verlassen hatte, »ich freue mich, daß Ihr zurück seid. Aber nun sagt mir um Gottes willen, ist es wahr, was sie in der Stadt reden? Ist wirklich der Herr Fricke in die Hand der Gottlosen gefallen?«

»Ja, er ist in des Rats Gewahrsam, und mir haben sie Einlager gegeben in meinem Hause.«

Der Greis hob seine beiden Hände hoch empor. »Das kann ein großes Unglück werden, Herr,« rief er. »Seid Ihr Herrn Fricke's Freund?«

»Der bin ich.«

»So seid Ihr wohl gar auch der Lehre, die er predigt, zugetan?«

Hagen reichte ihm die Hand. »Auch das bin ich, lieber Meister. Und ich weiß, Ihr seid es auch. Ist's nicht so?«

Der Alte drückte Hagens Rechte immer wieder mit stürmischer Heftigkeit. »Das freut mich! Das freut mich!« rief er laut. »Aber dann helft dazu, daß Herr Fricke aus seiner Verstrickung kommt. Denn wenn sie ihn peinlich befragen, so wird er die nennen, bei denen er im Hause gewesen ist, und es werden dann viele eingesetzt werden in die Keller oder aus der Stadt springen müssen.«

»Auch Ihr fürchtet das, Meister Kuntze?«

»Noch mehr fürchte ich's für meinen Sohn, der erst vor vier Wochen seine Wirtschaft gehabt hat mit der Nolteschen Tochter auf dem Kläpperhagen. Den träfe es hart.«

»Sagt mir einmal, Meister, wie dünkt Euch: Sind mehr Lutherische in der Stadt oder solche, die am alten Glauben hangen?«

»Herr, fast die ganze Gemeinheit dürstet nach Gott und schreit nach seinem Worte, wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser. Aber man will sie nicht trinken lassen.«

»So sollte man sie zwingen, der Gemeinheit ihren Willen zu tun. Meister, ist eine Bürgerschaft nicht töricht und träge, die sich von einer Handvoll Tyrannen läßt Gottes Wort verbieten?«

Des alten Meisters Augen glühten auf wie Funken, in die ein Windstoß bläst. »Ihr wißt's, Herr Christof, ich war unter denen, die vor acht Jahren den großen Rumor machten, angestiftet von Eurem Vetter Hennig, daß der Rat uns wolle lutherische Prediger geben. Ihr wißt auch, wie's auslief, und wie wir das Spiel verloren. Ich lag lange im Keller, dann muß' ich aus der Stadt und kam schwer wieder heim. Es war eine böse Zeit. Zum zweiten Male möcht ich's nicht wagen, ich könnte denn sicher glauben, es gelänge.«

»Aber könntet Ihr das glauben, so wagtet Ihr's?«

»Warum fragt Ihr mich danach, Herr Christof?« antwortete der Alte nach einigem Zögern.

»Weil in Hildesheim einer könnte sein zu dieser Zeit, der sich wohl unterwinden dürfte, solch ein Spiel wiederum anzuheben.«

»Ihr, Herr Christof?«

»Denket, es wäre so, lieber Meister.«

»Dann sage ich Euch, Herr: Mit Euch wollt' ich's wohl wagen!« rief der Greis ohne jedes Besinnen. »Ihr

seid ein ganz anderer Mann als Euer Vetter Hennig, der nur schürte und hetzte und dann nach Braunschweig ritt, als die Sache losging, und uns im Stiche ließ. Ich meine, Ihr seid ein Mann, der vor dem Risse stehen wird, wenn es Ernst wird.«

»So gebt mir Eure Hand, Meister!« rief Hagen mit starker Stimme. »Ihr und ich, wir zwei machen einen Bund miteinander, in Hildesheim das teure Evangelium zum Siege zu bringen. Wißt Ihr noch andere, die denken wie Ihr?«

»Eine ganze Menge, Herr. Da ist der Wirt zum ›Neuen Schaden‹ in der Kreuzgasse! Bei dem kommen wir alle Montage und alle Donnerstage zusammen, und wenn vorn die Trinkstube geschlossen ist am Abend und alle Gäste fort sind, dann bleiben wir in der hinteren Stube zusammen und lesen die Schriften und singen die Lieder Doktor Luthers.«

»Gut. Denen allen sagt, sie sollen zu mir kommen, einer nach dem anderen, damit sie sich zu unserem heimlichen Bunde geloben. Und wenn wir zwölf oder fünfzehn sind, dann kommen wir zusammen im ›Schaden‹ oder an einem anderen Ort, und dann wollen wir uns darüber beraten, was wir tun müssen, damit wir unsere Ketten brechen. Wollt Ihr das tun, Meister?«

Die Augen des Greises glänzten. »Mit Freuden, Herr!« rief er.

»Noch einen Dienst erbitte ich von Euch,« fuhr Hagen fort. »Ich setze sogleich ein Schreiben auf an Herrn

Magister Lafferdes in Braunschweig. Darin gebe ich ihm wahrhaftigen Bericht über das, was mit Herrn Fricke geschehen ist, und bitte ihn, er wolle die Herren von Braunschweig mahnen, daß sie sich ihres Predigers annehmen. Wenn der Rat von Braunschweig Fürbitte einlegt für ihn, so bewahren wir ihn am besten vor der peinlichen Frage. Sie werden ihn dann wohl einige Wochen im dunkeln Keller halten und hernach aus der Stadt weisen. Wollt Ihr mir das Schreiben nach Braunschweig besorgen?«

»Herr, ich schicke Euch meinen Sohn. Der hat junge Beine und kommt dreimal so schnell hinüber als ich.«

»Tut das,« erwiderte Hagen und entließ ihn mit einem kräftigen Händedruck.

Von da an wurde sein Haus von Besuchern kaum leer. Es kamen zunächst seine Standesgenossen, junge Ratsherren und Geschlechtersöhne, die hören wollten, was er eigentlich verbochen habe. Ihnen allen gab er ausweichende Antworten, auch denen, die ihm mit warmen Worten ihre Teilnahme aussprachen. Er traute keinem von ihnen und war fest entschlossen, sich allein aufs Volk zu stützen. Von oben her war Hildesheim in absehbarer Zeit nicht zu reformieren, es mußte von unten her geschehen, und die kleinen Handwerksmeister und Handwerksgesellen und Handelsleute, die in der Stadt heimlich dem Evangelium anhängen, schienen nur darauf gewartet zu haben, daß einer aus den Herrengeschlechtern sich zu ihrem Führer aufwürfe.

Es kamen Leute zu ihm, die er kaum dem Namen nach kannte und früher niemals beachtet hatte, Männer mit schwierigen, arbeitsharten Händen, besonders viele aus den Innungen der Gerber und Schuhmacher. Alle waren entschlossen, für Gottes Wort etwas zu wagen, bei einigen erschreckte ihn geradezu die düstere Glut, die ihm aus ihren Worten und Gedanken entgegenschlug. Sie erwiesen sich als wunderbar beschlagen in der Heiligen Schrift, führten allerdings fast nur die Sprüche im Munde, die von der Erwählung der Ungelehrten, Kleinen und Geringen und von dem Strafgericht über die Gottlosen, der Zerschmetterung der Großen und Mächtigen dieser Welt redeten. Er mußte sich gestehen, daß mancher weniger das Evangelium als die Besserung seiner äußerlichen Lage im Auge hatte, und daß es schwerhalten werde, den Strom, den er entfesseln wollte, in dem rechten Gange zu halten. Aber er traute sich's zu, und vorderhand freute er sich der Fortschritte seines heimlichen Werkes.

Allerdings wurde ihm diese Freude sehr beeinträchtigt durch die quälende Sorge um seine Liebste. Lucke schickte ihm gegen Abend einen Zettel zu, auf den sie mit ungeübter, aber klarer und fester Hand geschrieben hatte: »Gnad' und Fried' zuvor. Mein allerliebster Schatz, ich trage großes Leid, daß sie Dir Einlager gegeben haben in Deinem Hause und Du nicht kannst zu mir kommen. So wollt' ich zu Dir kommen und hatte die Wildefüersche Muhme gebeten, mich zu Dir zu

geleiten, und sie hatte es mir versprochen. Da ist sie unpaß geworden mit einem Male, und ich habe Sorge, denn die Brandissens sind auf zween Tage gen Braunschweig gefahren, und ich bin mit ihr allein, nur daß die alte Berndtsche noch da ist. So kann ich heute nicht zu Dir kommen und empfehle Dich der Gnade Gottes und bete, daß es morgen sollte möglich sein.«

Darauf hatte er ihr geschrieben, sie solle sofort einen Boten nach Braunschweig senden, um die Brandissens zurückzuholen, und solle die höchste Vorsicht walten lassen bei der Pflege der Kranken. Aber dieses Schreiben blieb ohne Antwort, ebenso zwei Briefe, die er ihr am nächsten Tage zuschickte. Er wartete von Stunde zu Stunde, aber der Tag verrann, und keine Nachricht drang zu ihm. Als die Dämmerung hereingebrochen war, schritt er, gefoltert von Angst und Unruhe, in seinem Gemache auf und nieder und erwog bereits, ob er nicht sein Einlager brechen und zu ihr eilen sollte. Vielleicht hatte die Muhme die Seuche, an der, wie er gehört hatte, im Laufe der vergangenen Nacht wieder viele Menschen erkrankt waren. Vielleicht hatte sie Lucke damit angesteckt, und sie lag darnieder an der Krankheit, von der die meisten nicht wieder genesen. Nur ein paar hundert Schritte weit von ihm entfernt kämpfte sie vielleicht mit dem Tode. Vielleicht? Nein, wahrscheinlich, denn warum hätte sie ihm sonst den ganzen Tag über keine Zeile gesandt?

Schon war er fast zu dem Entschlusse gekommen, wenn die volle Dunkelheit hereingebrochen sei, nach dem Wildefüerschen Hause zu eilen, mochte geschehen, was da wolle. Da steckte sein Knecht den Kopf in das halbdunkle Gemach und meldete: »Herr, die Jungfrau Lucke von Hary steht draußen auf der Straße und verlangt nach Euch.«

Mit wenigen großen Sätzen sprang Hagen die Treppe hinab und trat auf die Schwelle seines Hauses. Draußen stand Lucke, gehüllt in einen weiten, dunkeln Mantel, das Haupt von einem Kopftuche bedeckt, so daß außer den glänzenden Augen von ihr nicht viel zu sehen war. Der alte Valentin hatte sie geleitet. Er hielt sich ein Stück abseits.

Hagen sprudelte die Worte von den Lippen: »Gott sei gelobt, daß du lebst und gesund bist, Liebste! Aber was ist geschehen? Warum hast du mir nicht geschrieben? Ich bin fast gestorben vor Sorge um dich. Aber nun komm herein zu mir!«

Lucke schüttelte den Kopf und trat noch einen Schritt zurück. »Ach, herzliebster Schatz, das ziemt sich nicht. Ich kann nicht in dein Haus kommen. Es ist auch keine Zeit zum Küssen und Umfängen. Die Muhme wird wohl sterben.«

Hagen fuhr zurück. »Steht es so schlimm mit ihr?«

»Sie wird wohl nicht wieder aufkommen und meint selber, es gehe mit ihr zu Ende.«

»Sind Brandissens noch nicht da? Ist der Ohm Wildefür noch nicht zurück?«

»Nach Brandissens ist erst vor zwei Stunden geschickt worden. Sie wollte nicht, daß ihre Tochter erschreckt würde. Erst als sie fühlte, sie müsse sterben, hat sie es erlaubt. Und der Ohm ist vor morgen wohl nicht zu erwarten.«

»So bist du mit ihr allein?«

»Ja, ganz allein, und ich muß gleich wieder zu ihr. Ich komme zu dir mit einer großen Bitte. Ich bitte dich, und die Muhme bittet mit mir.«

»Was wollt Ihr? Was soll ich tun?«

»Hast du eine Bibel, Christof?«

»Eine Bibel habe ich von Wittenberg mitgebracht. Aber —«

»So gib sie mir. Gib sie mir schnell, um Gottes willen! Frage nicht weiter, ich bitte dich. Später wirst du alles erfahren.«

Hagen stürzte die Treppe wieder hinauf und kehrte nach ein paar Minuten mit dem Buche zurück, um das er in der Eile ein Tuch geschlungen hatte. Ohne ein Wort reichte er es seiner Braut hinaus. Lucke nahm es und ließ es hastig unter ihrem Mantel verschwinden. Dann streckte sie ihm die Hand entgegen. »Ich danke dir, Herzliebster. Lebe wohl.«

»Willst du nicht —?« begann er, aber schon war ihre Gestalt um die Ecke verschwunden. Er starrte ihr nach wie betäubt. Ein tiefer Schmerz erfüllte ihn, weil

die Frau in Todesnot war, die er nächst seiner Lucke mehr liebte als alle Frauen der Welt, zugleich eine hohe Freude darüber, daß sie sterben wollte mit dem Troste, den Doktor Luther seinen Deutschen dargeboten hatte. Denn es war kein Zweifel: die Frau Hans Wildefüers war eine heimliche Lutherin gewesen und schickte sich an, als solche zu sterben.

Nach einer Nacht voll wilder und schreckhafter Träume ritt Hans Wildefüer am frühen Morgen von der Stauffenburg hinweg. Herzog Heinrich gab ihm eine Strecke weit mit einem Fähnlein geharnischter Knechte das Geleit, denn er wollte in den Forsten bei Gandersheim jagen. Die Domina des reichen und altberühmten Klosters war seine Schwester. Darum standen die feisten Klosterhirsche seiner Weidmannslust zur Verfügung.

Des Vorfalls der vergangenen Nacht wurde zwischen den beiden Männern nicht mehr gedacht. Der Herzog spielte den Unbefangenen und versuchte, einen munteren und scherzhaften Ton anzuschlagen. Wildefüer aber ging darauf nicht ein, sondern blieb schweigsam und gab einsilbige Antworten. Ihm graute vor dem Manne, der einen ruchlosen Frevel auf der Seele trug, ohne auch die leiseste Spur von Reue zu zeigen. Er war ja fest entschlossen, auch fürderhin mit ihm zusammenzustehen. Darin konnte es für ihn, um der Religion willen, kein Schwanken geben. Aber es war ihm

unheimlich in seiner Nähe, und so trennte er sich bald von ihm. Er hätte ihn nach Gandersheim begleiten und dann über Lamspringe und Rodenburg heimreiten können, und dieser Weg wäre wohl der bequemere gewesen. Aber er schützte vor, Geschäfte im Kloster Derneburg zu haben, und wählte den Weg über Bockenem. So nahm er Abschied von ihm und zog allein seine Straße fürbaß.

In Wahrheit dachte er gar nicht daran, im Kloster Derneburg einzukehren, denn eine unerklärliche Unruhe war über ihn gekommen und trieb ihn der Heimat zu. Von Kindheit an war ihm ein merkwürdiges Ahnungsvermögen eigen gewesen, die Gabe, ein kommandes Unheil vorauszuempfinden. Als er mit sechzehn Jahren zum Besuch eines Oheims in Hannover weilte, war er plötzlich bei Tische von einer so tiefen Traurigkeit befallen worden, daß er in Tränen ausbrach und niemand ihn hatte beruhigen können. Zu derselben Stunde war daheim seine Mutter gestorben, die er innig geliebt hatte. Seitdem hatte sich Ähnliches öfters ereignet, und in Hildesheim glaubten alle Leute, daß ihr Bürgermeister mit einer übernatürlichen Gabe gesegnet sei. Er habe das Zweite Gesicht, hieß es, und er könne vorausahnen, was in Zukunft geschehen werde, wisse auch, was in weiter Ferne geschehe. Die Scheu, die seine gewaltige Persönlichkeit dem niederen Volke einflößte, wurde dadurch noch mehr gesteigert. Aber in seiner Gegenwart durfte keiner davon reden, denn

er empfand die wunderliche Gabe nicht als eine Gnade des Himmels, sondern als eine Last, die Gott ihm zur Prüfung auferlegt habe.

Niemals war das rätselhafte Gefühl mit solcher Gewalt über ihn gekommen, niemals hatte es seine Seele so schwer bedrückt wie am heutigen Tage. Es geschah etwas in Hildesheim, oder es war bereits etwas geschehen, was ihm selbst oder der Stadt großes Unglück bedeutete. Das wußte er ganz genau. Aber was mochte es sein? Seine Einbildungskraft erschöpfte sich in allerlei Vermutungen, und Bilder traten vor seine Seele, von denen eines schreckhafter war als das andere. Daher strebte er mit fieberhafter Eile und Hast danach, heimzukommen, denn auch die traurigste Gewißheit deuchte ihn besser als die marternde Ungewißheit. Aber der Weg von der Stauffenburg nach Hildesheim war weit und sehr beschwerlich. An vielen Stellen mußte er absteigen und sein Roß am Zügel führen, da die Waldpfade zum Reiten nicht geeignet waren. Noch dazu verlor das Tier hinter Bockenem ein Eisen, so daß er umkehren und es zum Schmied führen mußte, und der war ein langsamer Geselle, der sich viel Zeit bei der Arbeit nahm.

So kam es, daß Wildefür erst kurz vor Mitternacht vor dem Goslarschen Tore anlangte. Es war dem Stadtwächter eigentlich verboten, um diese Zeit noch jemanden in die Mauern einzulassen, er sei, wer er wolle. Aber als der Torhüter die rufende Stimme des Bürgermeisters vernahm, öffnete er eilfertig das Tor und begrüßte ihn mit großer Unterwürfigkeit.

»Ist etwas Sonderliches geschehen in Hildesheim, dieweilen ich fort war?« fragte Wildefür.

»Ja, Herr,« erwiderte der Torwart. »Heute am Nachmittage in der vierten Stunde ist Herr Hinrich Galle gestorben. Gott gebe seiner Seele Gnade!«

»Ja, Gott gebe seiner Seele Gnade. Amen!« sagte Hans Wildefür, aber seine Brust hob sich, als wäre er von einer schweren Last befreit. Das also war es gewesen, was ihn bedrückt und gequält hatte. Es war ja traurig genug, denn er verlor in Galle seinen vertrautesten Freund, und die Sache, der er diente, erlitt einen harten Verlust, aber er hatte noch Schlimmeres zu hören befürchtet – er wußte selbst nicht, was.

»Der Herr Bürgermeister ist an der Seuche gestorben. Sie hat wieder viele befallen in den letzten Tagen,« berichtete der Torwart weiter, aber Wildefür hörte ihn nicht mehr. Er hatte sein Roß, das dem Ansporn nur widerwillig gehorchte und müde dahintrotete, wieder in Bewegung gesetzt. Langsam ritt er die Straßen vor bis an den Platz, wo die Kreuzstraße nach links abzweigete. Dort zügelte er seinen Gaul und ließ

ihn eine kleine Weile halten. Denn dort stand an der Ecke, vom Lichte der untergehenden Mondsichel grell beschienen, das Haus des Mannes, der heute verstorben war. Kein Fenster war erleuchtet. Es mochte wohl niemand die Totenwache halten bei einem, den die Seuche hinweggerafft hatte. Wer hätte es auch tun sollen? Angehörige hatte er nicht mehr besessen, nachdem sein einziger Sohn im vorigen Jahre plötzlich gestorben war. Er war der Letzte seines Stammes gewesen, mit ihm erlosch das Geschlecht der Galles, das so lange Zeit in Hildesheim geblüht und der Stadt manchen Bürgermeister und Ratsherren gegeben hatte.

»Alles Rauch und Staub!« murmelte Wildefür. Dann faltete er die Hände über dem Hals seines Pferdes und sprach ein De profundis und ein Pater noster für die Ruhe des Toten.

Als er sein Roß zum Weitergehen antreiben wollte, stutzte er und hielt noch eine Weile auf der Stelle, indem er scharf in die Nacht hinaushorchte. Wer sang denn in der Stadt um diese Stunde? Der lebhafteste Wind aus dem Abend, der sich aufgemacht hatte, trug auf seinen Schwingen vereinzelte Töne an sein Ohr, und als er angestrengt lauschte, unterschied er eine ganze Reihe von Tönen. Er wußte sofort, was das bedeutete, und ritt mit zusammengepreßten Lippen die Kreuzstraße ein Stück hinunter. Aber mit einem Male verstummte das Singen.

»Es ist eine der martinischen Weisen,« dachte er. »Durch nichts fängt der vermaledeiete Mensch die Seelen so wie durch seine Lieder. Die hat ihm vor allen anderen der Teufel eingegeben, die arme Christenheit zu verführen. Das Volk ist toll darauf, sie zu singen. Irgendwo sitzen sie zusammen in einem Hause und plärren die Lieder des Wittenberger Mönches und erbauen sich daran. Was in unseren großen und schönen Kirchen gesungen und gesagt wird, ist ihnen nicht gut genug. So sie sich erbauen wollen, müssen sie in einen Winkel kriechen. Das ist die Art der Sektierer und Rottegeister. Könnt' ich doch dem Unfuge ein Ende machen! Ich werde den Wächtern befehlen, scharf Obacht zu haben und aufzupassen. Am besten wird es sein, wenn ich dem einen Preis aussetze, der die Buben aufspürt in ihren Spelunken.«

Unter solchen Gedanken bog er in die Almstraße ein. Sie lag im Schatten der Nacht, nur die Dächer der Häuser flimmerten im Mondschein.

Als er sich seinem Hause näherte, durchzuckte ihn ein Schreck. Sonst pflegte um diese Zeit alles im Schlafe zu liegen, Herrschaft und Gesinde, sofern nicht Gäste bewirtet wurden. Heute aber mußte noch jemand wach sein, denn aus dem Fenster der Diele drang ihm ein schwacher Lichtschein entgegen.

Er sprang vom Pferde und eilte auf die Tür zu, um den eisernen Klopfer zu ergreifen. Da ward sie von innen geöffnet, und der alte Valentin trat auf die Schwelle. »Ich hab's gedacht, Herr, daß Ihr es wäret,« sagte er.

»Wie kommt's, daß du noch wach bist?« rief Wildefür.

»Ach Herr, unsere Frau liegt oben und ist sehr krank.«

Wildefür faßte ihn mit eisernem Griff am Arme. »Was ist mit ihr?«

»Herr, es wird wohl die Seuche sein. Der Herr Oldecop war da und wollte ihr die Zehrung geben. Aber sie hat ihn nicht wollen haben.«

Wildefür stand einen Augenblick wie erstarrt. Seine düstere Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Es mochte wohl noch ein ganz anderes Leid über ihn hereinbrechen, als der Tod seines Freundes Galle. War seine Frau von der Seuche erfaßt worden, so hielt ihr zarter, von vielfacher schwerer Krankheit geschwächter Körper dem Angriff schwerlich stand, und sie mußte dem Tode erliegen. Zähle, kräftige Naturen widerstanden der Seuche nicht selten. Schwächliche Leute kamen kaum jemals mit dem Leben davon, und so mußte er denn auf das Schwerste gefaßt sein. Nur daß sie den Priester zurückgewiesen hatte, hielt noch ein Fünkchen der Hoffnung in ihm lebendig. Hätte sie gefühlt, es ginge mit ihr zu Ende, so hätte sie doch sicherlich nach den Tröstungen der Religion verlangt.

Mit müden, schweren Schritten stieg er die Treppe hinan. Seine Füße trugen ihn kaum. Tief atmend blieb er droben eine kleine Weile stehen und lauschte. Kein Ächzen oder Schreien drang an sein Ohr, alles blieb still, als wäre der Tod schon eingekehrt. Endlich entschloß er sich dazu, die Tür des Gemaches zu öffnen, in dem die Kranke lag.

Er sah, als er eintrat, zuerst nur Lucke von Hary, die in einem Armstuhle saß, das Haupt zurückgelehnt, die Hände über einem großen Buche gefaltet haltend. Als er näher hinzutrat, erkannte er, daß sie fest schlief. Auch seines Weibes wurde er nun gewahr. Sie lag auf dem Bette im Schatten eines Schirmes, der zwischen sie und die Kerze auf den Tisch gestellt war. Auch sie schien zu schlafen, denn sie hatte die Augen geschlossen und rührte sich nicht. Oder war sie vielleicht schon gestorben?

Mit raschen, leisen Schritten näherte er sich dem Bette und beugte sich über sie. Nein, Gott sei Preis und Lob, das Leben war noch nicht aus ihr gewichen. Er hörte ihr Atmen und faltete die Hände zu einem Dankgebet.

Dann richtete er sich auf, und sein Blick fiel auf Lucke, deren er vorher nicht geachtet hatte. Was war denn das für ein Buch, das sie im Schoße hielt? Es war ihm fremd, zu den wenigen Büchern, die er im Hause hatte, gehörte es nicht. Er trat zu ihr hin und blickte ihr über die Schultern, und seine Augen trafen auf die

Worte: »Den Frieden lasse ich euch. Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.«

Er fuhr zurück und taumelte fast. Wie kam das hierher? Es war eines der Bücher, die er zu mehreren Dutzenden auf dem Markte durch des Henkers Hand hatte verbrennen lassen. Die Stadtknechte, begleitet von Mönchen, hatten sie in den Häusern von Bürgern, die der Lutherei verdächtig waren, aufgespürt. Nun war eins davon in seinem Hause, und das Mädchen, das er vor jedem Seelengifte zu hüten geschworen, hatte darin gelesen, vielleicht sogar seiner Frau daraus vorgelesen.

Das Herz erstarrte ihm bei diesem Gedanken. Dann überkam ihn ein furchtbarer Zorn. Bis in sein Haus, bis an das Krankenbett seines Weibes drang das Gift der Ketzerei! Es war wie die Seuche, die in die Häuser kam, man wußte nicht, wie, und die man nicht fassen, nicht bannen konnte. Er hätte laut aufschreien mögen. Aber er rang mit seinem Zorn und zwang ihn nieder und riß nicht der Schlafenden das Buch hinweg, wozu er sich in der ersten Aufwallung schon angeschickt hatte, sondern er zog es vorsichtig unter ihren Händen fort, so daß sie nicht erwachte. Dann hob er es zu dem Lichte empor und schlug das Titelblatt auf, als wolle er sich Gewißheit verschaffen. Es war, wie er gefürchtet hatte, die Heilige Schrift, verdeutscht von dem großen

Ketzer zu Wittenberg, und oberhalb des Titels stand in festen, klaren Zügen geschrieben:

»Dieses Buch habe ich verehrt meinem günstigen jungen Freunde Herrn Christoph von Hagen aus Hildesheim. Dr. Martin Luther.« Darunter der Spruch: »Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen.«

Da konnte sich Hans Wildefüer nicht mehr beherrschen. Ein lautes Stöhnen brach aus seiner Brust, und das Buch entglitt seinen Händen und fiel polternd auf den Boden.

Lucke fuhr empor und war sofort wach, als sie die glühenden Augen ihres Vormundes auf sich gerichtet sah. Sie erhob sich, und ihr Gesicht ward weiß wie Schnee, aber sie wich seinen Blicken nicht aus. Hochaufgerichtet stand sie ihm gegenüber.

Er war so völlig fassungslos, daß er erst nach einigen Augenblicken Worte fand. »Wie kommt das hierher?« zischte er.

»Ich habe es hergebracht.«

»Was wolltest du damit tun?«

»Ich habe darin gelesen.«

»Hast du der Muhme vorgelesen?«

»Nein,« sagte Lucke nach einigem Zögern. Sie sprach die Unwahrheit, aber sie wollte die Kranke schonen, alle Schuld auf sich nehmen.

Da klang es leise, aber deutlich vernehmbar von dem Bette her: »Lucke, liebes Kind, gehe hinaus! Ich habe mit dem Ohm allein zu reden.«

Wildefüer stürzte, als er die Stimme seines Weibes vernahm, sofort zu ihr hin und sank vor ihrem Lager auf die Knie. Um Lucke kümmerte er sich nicht mehr. Da nahm sie die Bibel vom Boden auf und schritt schnell aus dem Gemach.

»Gott sei Dank, du lebst!« rief Wildefüer. »Und so er will, wirst du leben. Und so du aufkommst von dieser Krankheit« – er erhob sich und streckte die Rechte zum Schwur empor – »so du dich unserer erbarmst, schmerzreiche, gebenedeierte Mutter Gottes, so will ich dir ein Kirchlein stiften, in dem dein Name gepriesen werde. Das gelobe ich und will's halten, so wahr mir Gott helfe!«

Die Kranke schwieg eine Weile, dann sagte sie ebenso leise wie vorher: »Du wirst dieses Eides bald quitt sein, lieber Mann, denn ich werde nicht leben, sondern bald sterben. Aber ich danke Gott, daß ich nicht sterben mußte, dieweil du fort warst. Ich muß dir etwas sagen, ich kann nicht anders, ich will mit der Lüge nicht von dir gehen. Hätte ich den Mut gehabt, so hätte ich dir's längst gesagt. Aber ich hatte den Mut nicht und konnt's nicht über mich gewinnen, dich auf den Tod zu betrüben.«

Wildefüers Antlitz ward fahl. »Mette, du bist doch nicht –? Nein! nein!« schrie er auf, »nur das nicht! Großer Gott, nur das nicht!«

Frau Mette war zurückgesunken. Ihr Angesicht glich jetzt ganz dem einer Toten.

»Mette!« schrie er noch einmal. »Sage nein! Sage, daß es nicht wahr ist!«

Sie schlug die Augen auf und sah ihm mit klaren Blicken ins Gesicht. »Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater,« murmelte sie. Dann kamen stoßweise die Worte aus ihrem Munde: »Ich kann nicht anders – ich stehe bald vor Gottes Richterstuhle – ich muß es dir sagen, sonst erbarmt sich der Heiland meiner nicht – ich bin eine heimliche Lutherin gewesen und gehe in diesem Glauben hinüber. Jesu, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner!«

Damit schloß sie die Augen. Es war totenstill im Zimmer. Wildefüer stand regungslos. Die beiden mächtigen Fäuste hatte er gegen die Brust gepreßt, aus seinem Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen. Starr, mit unnatürlich weit geöffneten Augen schaute er auf sie nieder, als erblicke er etwas Grauenhaftes.

Allmählich aber wich der Ausdruck des Entsetzens aus seinen Zügen und machte dem des höchsten Schmerzes Platz. Als sie wieder die Augen zu ihm emporhob, sah sie seinen Blick so voller Gram auf sich gerichtet, daß ihr Herz noch einmal vor Leid aufwallte.

»Vergib mir! Vergib mir!« flehte sie. »Ich kann ja nicht anders. Die Wahrheit Gottes hat mich überwältigt.«

Da kniete er wieder vor ihrem Bette nieder und redete mit ihr, sanft und mild, wie ein Vater oder eine Mutter redet mit einem verirrten Kinde, und die Worte, die er zu ihr sprach, drangen herauf aus den Tiefen seiner Seele. »Nicht Gottes Wahrheit hat dich überwältigt, meine Mette, der Teufel hat dich zu verblenden gewußt. Er trachtet ja nach den Seelen der besten Menschen. Du bist in eine schwere Sünde verfallen, aber du kannst Vergebung finden, so du nun umkehrst. Ach, Mette, liebste Mette, ich sehe deine Seele in großer Gefahr! Laß mich den Priester holen, damit er dir deine Sünde vergibt im Namen des Gekreuzigten! Sonst gehst du ewig verloren.«

Die Kranke schüttelte schwach den Kopf. »Laß mich doch in Frieden sterben. Ich gehe zu Jesus,« murmelte sie.

Da rutschte er auf den Knien ganz nahe an sie heran und erfaßte ihre Hand, und seine Rede wurde zum heißen, inbrünstigen Flehen: »Mette, du weißt es, ich habe nie einen Menschen so liebgehabt wie dich. Ich bin dir auch immer treu gewesen, und wenn einmal meine Sinne mich hinrissen zu einem anderen Weibe, ich habe doch stets widerstanden. Denn du warst meine Liebe ganz allein. So sollt' es auch bleiben in Ewigkeit. Da drüben hofft' ich dich wiederzufinden, um mit

dir weiterzuleben. Nun willst du mir meine große Hoffnung nehmen! Denn lösest du dich von der Kirche, so gehörst du dem Teufel. Außer der Kirche ist kein Heil! Dann bin ich allein in der Ewigkeit, und wie kann ich da selig sein? Tue mir das nicht an, Mette! Bei Gottes Barmherzigkeit bitte und beschwöre ich dich: Kehre zurück zu unserem alten, heiligen Glauben! Laß uns den Priester holen, damit du kannst selig werden!«

Als sie ihn so flehen hörte und seinen Blick mit dem Ausdruck qualvoller Verzweiflung auf sich gerichtet sah, da zerbrach die Kraft des sterbenden Weibes. »So hole ihn!« hauchte sie. Dann schwand ihr das Bewußtsein.

Wildefür sprang zur Tür und schrie ins Haus hinunter: »Valentin! Sofort zu Herrn Oldecop. Er soll kommen mit dem heiligen Sakrament!« Dann warf er sich wieder vor dem Bette auf die Knie und betete und stammelte wirre Worte.

Eine Viertelstunde später trat der Dechant in das Gemach. Er kam gerade noch rechtzeitig genug, um ihr die letzte Ölung zu erteilen, mußte aber dann sogleich an ein anderes Sterbebett eilen, denn in dieser Nacht ging der Tod um in Hildesheim und forderte viele Opfer. Als er am Vormittage wiederkam, war alles vorüber. Frau Mette lag still und weiß in ihren Kissen und schlief den ewigen Schlaf, und der Bürgermeister war wieder vor ihrem Lager niedergesunken.

Oldecop machte über der Leiche das Zeichen des Kreuzes. Dann beugte er sich zu dem Bürgermeister nieder und rührte ihn an der Schulter. »Herr und Freund!« sagte er. »Gott hat Euch schwer heimgesucht. Ich traure mit Euch und bete, er möge Euch mit seinem Trost erfüllen, daß Ihr es tragt, wie es einem Christen geziemt.«

Als Wildefür keine Antwort gab und ohne sich an seine Worte zu kehren, liegenblieb, setzte er hinzu: »Ich hatte schon gestern abend gehört, wie krank sie sei, und war hier, um sie mit dem heiligen Sakrament zu versehen. Da hat sie mich abgewiesen – sie hat wohl nicht geahnt, daß der Tod ihr so nahe sei.«

»Sie ist als katholische Christin gestorben,« sprach Wildefür, indem er sich erhob. »Sie ist als katholische Christin gestorben,« wiederholte er überlaut und in so drohendem Tone, daß Oldecop erschrak. »Der Mann ist nicht bei sich,« dachte er und erwiderte: »Gewißlich ist sie das. Gott wird ihr die ewige Ruhe geben und das ewige Licht ihr leuchten lassen.«

»Amen,« sagte Wildefür. »Und nun waltet Eures Amtes!« Er sank von neuem neben dem Bette auf die Knie – und der Priester begann das Totengebet.

Am Tage nach ihrem Tode um die Mittagszeit wurde der Sarg Frau Mettes in die Sankt Andreas-Kirche übergeführt, um dort feierlich beigesetzt zu werden. Alle

Männer und Frauen der angesehenen Stadtgeschlechter, soweit sie nicht selbst einen Toten im Hause liegen oder einen Kranken zu pflegen hatten, folgten der Leiche nach. Vor allem aber war der Andrang des gemeinen Volkes ungeheuer, denn die Hingeschiedene war den Armen eine Wohltäterin gewesen, so wie sie selten gefunden werden, eine, die nicht nur mit Spenden und Geschenken wohltut, sondern auch mit Blicken, Worten und Gebärden. Jedermann hatte die stille, freundliche Frau liebgehabt, und so erfüllte die riesige Halle der Kirche ein solches Weinen und Schluchzen, daß die Stimme des Priesters, der die Gebete las, kaum zu vernehmen war. Hans Wildefürer schritt hinter dem Sarge her wie ein völlig gebrochener Mann, tiefgesenkten Hauptes und mit unsichern Tritten, geführt von seiner Tochter Gesche und seinem Eidam Tilo Brandis. Er weinte und schluchzte nicht wie die anderen, und keine Träne rann ihm über die Wange, aber als der Sarg in die Gruft hinabgelassen ward, brach er zum tödlichen Erschrecken der Seinen bewußtlos zusammen. Erst nach einigen Minuten erholte er sich und vermochte es, die drei Hände voll Erde in das Grab hinabzuwerfen. Dann wandte er sich um und schritt mit versteinertem Antlitz, ohne rechts und links zu blicken, durch das Volk, das ihm scheu und ehrfürchtig auswich, aus der Kirche hinaus seinem Hause zu. Dort schloß er sich ein und kam nicht wieder zum Vorschein, aß nicht und trank nicht und antwortete auch

nicht, als seine Tochter mit ihrem Manne noch einmal erschien und ihn flehentlich bat, zu ihnen herauszukommen.

»Ach Gott, er hat sich wohl ein Leids angetan. Wir müssen die Tür aufbrechen lassen,« rief sie endlich unter Tränen, als alles Rufen und Klopfen vergeblich war. Aber Tilo Brandis schüttelte den Kopf. »Da kennst du deinen Vater schlecht. Der tut sich nimmermehr ein Leids an. Er will allein sein, kann die Menschen jetzt nicht ertragen. Du weißt doch, er war immer anders als andere Leute. So ist er eben auch in seinem Schmerz anders. Laß ihn nur in Ruhe. Mit der Zeit wird sich sein Kummer schon sänftigen.«

»Ja, so bist du. Das ist ganz deine Art,« schmolte Frau Gesche ärgerlich. »Abwarten! Abwarten! Das ist dein drittes Wort.«

»Das ist es auch, und hier ist es ganz am Platze,« erwiderte der Ratsherr ruhig. »Was willst du bei deinem Vater? Ihn trösten? Das vermag jetzt keines Menschen Wort. Laß die Wunde sich ungestört ausbluten. Um so schneller wird sie vernarben. Komm, laß uns heimgehen.«

»Ach!« rief Gesche, und sich an einen Türpfosten lehrend, brach sie in Tränen aus. »Mir ist es, als könne ich heute nicht aus dem Hause gehen, als müsse ich hierbleiben. Mir ist es, als müsse sie jeden Augenblick aus der Tür hier treten.«

Während sie noch sprach, öffnete sich die Tür, und Lucke erschien auf der Schwelle. Sie streckte Gesche die Hand hin und sagte: »Ich durfte nicht mit zur Leiche deiner Mutter gehen, aber ich will dir doch sagen, daß mich ihr Tod herzlich betrübt hat, und daß ich mit dir traure.«

»Du durftest nicht zur Leiche gehen?« rief Gesche erstaunt. »Warum nicht? Wer verwehrte dir's?«

»Dein Vater hatte mir's verboten.«

»Mein Vater? Aber warum denn?«

Lucke schlug die Augen nieder und erblaßte. »Ich darf dir's nicht sagen. Dein Vater hat mich lassen geloben, daß ich es niemand solle sagen, bevor er selber mit mir darüber gesprochen habe.«

Betroffen blickte Gesche sie an, und auch ihr Mann machte ein verwundertes Gesicht. Was war denn das? Sollte etwa – in Gesche stieg ein häßlicher Verdacht auf, und sie fragte hart und hastig: »Du hast doch nicht der Mutter noch etwas Unliebes angetan vor ihrem Ende? Oder bist du aus dem Hause gewischt und hast sie allein gelassen, wo du doch wachen solltest?«

»Nein, bei Gott nicht!« rief Lucke. »Ich habe ihr nur Gutes getan nach ihrem eigenen Wunsch und Willen und bin nicht eher von ihrem Lager gewichen, als bis dein Vater mich hinwegtrieb.«

»Und warum hast du uns nicht zurückgerufen? Ich kann mir's doch nie vergeben, daß ich nicht da war,

als meine Mutter starb!« rief Gesche und begann von neuem zu weinen.

»Deine Mutter hatte mir's streng verboten. Sie meinte nicht, daß sie sterben müsse, und wollte dich nicht beunruhigen und erschrecken.«

Gesche weinte heftiger. »Das zeigt mir so recht ihr liebeiches Herz. So war sie allzeit. Aber sie hat mir dadurch für immer einen Stachel ins Gemüt gesenkt. Ach, daß die Menschen einander so viel Weh zufügen durch allzu große Rücksicht und Güte!«

»Und wenn sich doch die Menschen nicht alle möglichen Gedanken machen wollten, die sie sich gar nicht zu machen brauchten!« warf ihr Mann ein. »Was kannst du dafür, daß deine Mutter so schnell gestorben ist? Konnte das einer von uns ahnen? Wie kann das also ein Stachel in deinem Gemüte sein?«

»Das verstehen die Männer nicht,« entgegnete Gesche empfindlich, »du bist nicht anders als alle die andern. Ich meine, du hast nur Eile, heim zu kommen, damit du dich an den Tisch setzen und Schweinefleisch mit Erbsen essen kannst.«

»In Wahrheit,« erwiderte der Ratsherr, »ich habe einen mächtigen Hunger.«

»Siehst du. Sogar wenn ihr voll Trauer sein solltet, habt ihr Männer keinen anderen Gedanken, als wie ihr essen und trinken möget. Ich rühre heute keinen Bissen an.«

»Das halte, wie du willst. Mir soll einmal einer verdenken, daß ich Hunger habe. Bin gestern vor dem Essen von Hannover abgeritten und war doch deshalb mit hinübergefahren, auf daß ich dem verdammten Fasten hier entrönne. In Hildesheim wird man ja schon gestraft, wenn man auch nur Käse ißt am Freitag, und man ist nie sicher, ob einen nicht jemand anzeigt beim Rate, so man sich darüber hinwegsetzt. Mir als Ratsherrn wäre das besonders ärgerlich. Heute nun habe ich, in der Eile und Aufregung kaum ein paar Bissen gegessen.«

»Mir ist's auch so gegangen, Lieber. Aber mir läßt auch die Trauer gar nicht den Wunsch danach aufkommen.«

»Je trauriger ich bin, um so hungriger bin ich,« versetzte der Ratsherr hartnäckig. »Komm heim.«

»Ich komme ja – Lucke,« wandte sie sich an die Jungfrau, »wenn etwas mit Vater geschehen sollte, kommst du sogleich zu uns! Ich bitte dich!«

Jetzt ward Herr Tilo Brandis aber ernstlich ungehalten über seine liebe Frau. »Du stellst dich an wie eine« – er verschluckte noch beizeiten das Wort, das er auf der Zunge hatte, denn er wußte, wie sehr sie den Vergleich übelnahm mit den Vögeln, die er gebraten über alles schätzte. »Was denkst du von deinem Vater! Hältst du ihn für ein schwaches Weib? Er ist stärker denn wir alle. Entschlage dich der dummen Gedanken und komme mit mir.«

Seufzend folgte Frau Gesche der Weisung ihres gestrengen Eheherrn, aber am Nachmittage erschien sie wiederum und vor Dunkelwerden noch einmal, um nach ihrem Vater zu fragen. Aber Hans Wildefürer ließ sich nicht sehen.

In der Frühe des nächsten Morgens rüstete sie sich eben zum Ausgehen, um den Versuch zu wiederholen, da sah sie von ihrem Fenster aus zu ihrer großen Freude ihren Vater über den Markt gehen. In Hildesheim standen die Leute mit den Hühnern auf, und so waren die Ratssitzungen häufig auf sechs Uhr am Morgen angesetzt, und heute sollte ja, wie sie gestern gehört hatte, eine stattfinden.

»Tilo,« rief sie, die Tür zur Schreibstube ihres Mannes aufreißend, »sieh zum Fenster hinaus! Dort geht der Vater in den Rat! Das hätt' ich nimmer gedacht, daß er das heute vermöchte!«

»Siehst du!« sagte der Ratsherr. »Wer hatte recht? Wer kennt deinen Vater besser? Aber das Donnerwetter! Ist's schon so weit? Da muß ich gleich hinüber. Schnell bürste mir das Barett ab!«

Er legte eilig das Buch, das vor ihm auf dem Tische lag, in einen Wandschrank. Das war ein dicker, in Schweinsleder gebundener Band. Herr Tilo Brandis hatte nicht etwa darin gelesen, sondern in ihm aufgezeichnet, was am vorhergehenden Tage in der guten Stadt Hildesheim sich ereignet hatte, und was ihm

von den Händeln des Reichs und der Kirche zugetragen worden war. Dazu benutzte er stets die früheste Stunde des Tages. So hatte schon sein Vater getan, der große Bürgermeister Henning Brandis, der einst vor vielen Jahren in der Stadt Herr gewesen war, wie jetzt Hans Wildefür, und dann so bitteren Undank und so tiefes Herzeleid von seinen Mitbürgern hatte erfahren müssen und erst im Alter zur Aussöhnung mit der Stadt gekommen war.

Neben des Vaters Buch stellte nun der Sohn das seine und schritt dann hinüber in das Rathaus. Seinen Schwiegervater sah er im Gespräch mit Harmen Sprenger die Freitreppe hinaufgehen, und er folgte ihm eilig.

Der Rat und die Vierundzwanzig, die Sprenger als Vertreter des verstorbenen Bürgermeisters Galle noch am Abend des gestrigen Tages hatte laden lassen, begaben sich zunächst in die kleine Kapelle neben dem Festsale. Dort wurde nach altem Brauche eine Messe angehört, bevor die Sitzung begann. Brandis, der heimlich in Luthers Schriften las und in der Bibel, bedachte sich keinen Augenblick, daran teilzunehmen. Sie war zwar in seinen Augen eine verwerfliche Zeremonie, die man lieber hätte abschaffen sollen, er jedoch wollte nicht dagegen auftreten. Das mochten andere tun. Aber die taten es auch nicht.

Vor dem kleinen Altar standen die Stühle der worthabenden Bürgermeister, alle anderen mußten stehen, und sie standen dicht beieinander. Der eine Sitz war

leer. In dem anderen saß Hans Wildefür, finster und starr vor sich hinblickend. Mancher entsetzte sich über seinen Anblick, denn er sah aus, als sei er um Jahre gealtert.

Nachdem die heilige Handlung vorüber war, schritten die Ratsherren paarweise hinüber zu dem Sitzungszimmer. Es lag an der Nordseite des Prunksaales, der mit den Bildern früherer Bischöfe geschmückt war. Dort ließen sie sich auf ihren wuchtigen Eichenstühlen nieder, gewärtig, daß die Sitzung sogleich eröffnet werde. Aber sie mußten lange warten, denn Wildefür hatte Sprenger in die Bürgermeisterstube gezogen und redete dort mit ihm wohl eine halbe Stunde lang. Endlich erschienen die beiden – Wildefür düster und gramvoll wie vorher, Sprenger, der hinter ihm dreinschritt, verlegen, gedrückt und ärgerlich, wie ein Schulknabe, der gerade vom Lehrer gescholten ward.

Wildefür nahm seinen Platz an der Mitte des langen Tisches ein und begann: »Liebe Freunde und Ratsgesellen! Wir gedenken zuvörderst daran, daß es dem allmächtigen Gott gefallen hat, einen von uns aus dem Leben dieser Zeit abzurufen. Mein alter Freund Heinrich Galle, der mit mir Bürgermeister war so manches Jahr und dreißig Jahre lang im Rate hat gesessen, ist vor drei Tagen heimgegangen, und ihr selbst habt ihn ehegestern in Sankt Jacobi begraben. Ich konnte nicht dabei sein, sintemal ich selbst – mein Weib« – seine

Stimme wurde heiser, als ob ihn etwas im Halse würgte, und er mußte eine Weile seine Rede unterbrechen.

Dann hub er von neuem an: »Gott gnade seiner Seele in Ewigkeit und geb' ihm dereinstens fröhliche Urständ! Wir gedenken dankbar an das, was er für unsere Stadt getan, und wie er uns ein lieber und treuer Geselle ist gewesen und werden sein Gedächtnis in unseren Herzen wohl bewahren.«

Er machte wieder eine Pause, denn die Bewegung drohte ihn nochmals zu übermannen. Dann fuhr er mit erhobener Stimme fort: »Wir sind nicht hier, die Toten zu beklagen, so leid uns ihr Scheiden auch ist. Wir sind hier um einer großen und wichtigen Sache willen. Ich habe den Rat und die Vierundzwanzig nicht zusammengerufen. Harmen Sprenger hat's getan. Ich habe erst vor einer Stunde von meinem Knechte gehört, daß heute Ratssitzung sein sollte.«

»Du warst gestern nicht zu finden,« warf Sprenger kleinlaut ein. »Deine Tochter Brandis hat uns das selber gesagt gegen Abend, als sie von deinem Hause kam.«

»Ich tadle dich darob nicht, Harmen Sprenger,« sagte Wildefürer. »Du hast ganz recht getan. Die Sache ist gewichtig genug, um die wir beraten sollen. Es handelt sich um dies, liebe Ratsgesellen. Die von Braunschweig haben uns geschwinde Botschaft gesandt, daß wir sollten einen Prädikanten frei lassen zu ihnen zurückgehen. Den hat Burchard Meier am Mittag ergriffen in

Christofer Hagens Hause. Wollen wir ihnen das zugestehen, so wollen sie uns hold und gewärtig sein. Wollen wir den Prädikanten richten nach unserem Recht, so besorgen sie, daß unser Gericht viel Irrungen werde anrichten zwischen uns und ihnen. Liebe Freunde! Vor etlichen Tagen hat mir mein Freund Hinrich Galle berichtet, da ich von Goslar heimkam, Harmen Sprenger habe einen der lutherischen Buben zum Tore hinausgelassen aus Furcht vor dem Landgrafen von Hessen, auf den jener sich berufen habe.«

»Ich habe dir gesagt, daß es nicht wahr ist,« unterbrach ihn Sprenger. »Der Galle ließ ihn vorführen, und da hat ihn der Knecht, der ihn aus dem Diebskeller heraufbringen sollte, lassen entlaufen und ist mit ihm entlaufen durch den Eselsteig in die Neustadt. Dort haben sie beide Unterschluß gefunden, denn die Neustadt ist voll heimlicher Martinianer. So war die Sache. Und wenn Hinrich etwas anderes gesagt hat, so hat er – aber ich will über die Toten nichts Abfälliges reden!« Er warf sich, gelb vor Ärger, in seinen Stuhl zurück.

»So kann es ein Irrtum Hinrichs gewesen sein,« sagte Wildefür. »Kein Irrtum aber war es doch wohl, daß du geäußert hast, wir sollten froh sein, daß er entwischt wäre, denn dadurch wären wir Händeln und Spänen mit dem Landgrafen entgangen, und wir sollten sehen, wohin wir mit unserer Dickköpfigkeit kämen. Die Stadt müsse sonst die Zeche für uns bezahlen.«

»Das habe ich gesagt,« knurrte Sprenger, »und es muß auch einmal heraus: Wir werden aller Welt zuwider durch unsere strengen Gesetze. Der Hesse ist uns schon längst nicht grün, weil wir damals den Lister, seinen Pfaffen, haben ins Gefängnis geworfen und dann mit Unehre durch den Henker haben aus der Stadt gebracht. Jetzt kommen die Braunschweiger, bitten uns, wir sollen ihren Mann entlassen, der bei uns gefangen sitzt. Wollen wir uns dessen weigern? Laßt doch den armseligen Buben laufen! Stäupt ihn meinerwegen vorher, dann jagt ihn fort! Soll wegen eines Lumpen, der nicht drei Gulden in seinem Beutel hat, der Unfrieden ausbrechen zwischen uns und Braunschweig? Freunde sind wir schon nicht mehr. Sollen wir Feinde werden? Fort mit dem Menschen! Laßt ihn laufen, so weit der Himmel blau ist! Das ist mein Rat.«

Wildefür richtete sich hoch auf. »Dem widerspreche ich,« rief er. »Kannst du leugnen, Harmen Sprenger, daß ein Schuhknecht die Seuche hat eingeschleppt in Goslar, woran viele hundert Menschen gestorben sind?«

»Nein, das soll ja wohl wahr sein.«

»So kann ein einzelner geringer Mann Tod bringen über eine ganze Stadt, und er kann noch Schlimmeres bringen. Denkt an die Greuel von Münster! Wer sind die Leute gewesen, die dort das Königreich Zion aufgerichtet hatten? Große, vielmögende Herren? Nein, Schneider- und Bäckerknechte, so von außen her in die

Stadt gewandert waren. Meine nicht, Harmen Sprenger, daß nur Leute etwas in der Welt vermögen, die viele tausend Gulden in ihrem Kasten haben. Hirn und Mund richten oft viel größere Dinge aus als die größte Geldkatze.«

Über die Gesichter vieler der Ratsmannen flog bei diesen Worten ein verständnisvolles Grinsen. Sie kannten den unbändigen Stolz Sprengers auf seinen großen Reichtum, hatten sich manchmal darüber geärgert und gönnten ihm den Hieb. Andere zogen die Stirne kraus. Sie gehörten zu den Anhängern Wildefüers, waren aber auch Sprenger befreundet oder verpflichtet, und Mißhelligkeiten zwischen den zweien wären ihnen sehr unlieb gewesen. Sie dachten schon daran, Sprenger auf den Bürgermeisterstuhl zu erheben, den Heinrich Galle innegehabt hatte. Der Ratsherr selber suchte sich den Anschein zu geben, als fühle er sich nicht im geringsten getroffen. Aber sein Gesicht ward noch bleicher und gelber als vorher, und seine Blicke fuhren unruhig umher. Hatte ihn schon gewurmt, was ihm Wildefür unter vier Augen gesagt hatte, so kränkten ihn jetzt seine Worte noch mehr, ja, sie erbitterten ihn im Innersten und sanken in sein Herz als Keime, aus denen wohl einst eine böse Saat entsprossen mochte.

Als der Bürgermeister die Gesichter ringsumher ansah, erschrak er, denn er hatte Sprenger nicht eigentlich beleidigen wollen. Er kannte seine große Empfindlichkeit und seinen lange nachtragenden Sinn und

wußte, daß er ihm das nicht leicht vergeben werde. Aber er fühlte auch, daß jedes Wort der Entschuldigung die Sache nur ärger gemacht hätte, und daß es am besten war, schnell darüber hinwegzugehen. Daher fuhr er sogleich fort: »Solch ein Mann vermag wohl, wie wir gesehen haben an Jan Bockelson in Münster, Blut und Tränen zu bringen über eine ganze Stadt und mag einen Sturm erregen, der die Regenten von ihren Stühlen wirft. Und weil wir das wissen, haben wir jedem Prädikanten bei schwerer Leibesstrafe unsere Stadt verboten. Und weil wir das verboten haben, so müssen wir auch auf das Verbot halten. Sonst werden wir der Welt zum Gelächter. Wem unser Stadtrecht nicht mehr paßt, der mag draußen bleiben. Wer aber hereinkommt, tut's auf eigne Gefahr. Wir können nicht – Was gibt's?« wandte er sich an den städtischen Rottenführer Dickens, der die Tür aufstieß und den Kopf hereinsteckte.

»Herr, er steht unten in der Laube,« meldete er.

»Es ist gut. Bewahre ihn und führe ihn herein, wenn ich dir's sage,« gebot Wildefür, und als ihn etliche fragend anblickten, sagte er: »Ich habe einen laden lassen. Ihr werdet es nachher gewahr werden. Zuvor aber laßt mich ausreden. Wir können nicht, so wollt' ich sagen, den einen laufen lassen, weil er ein Hesse ist, und der Landgraf könnte zürnen, den anderen, weil er ein Sachse ist, und der Kurfürst könnte ein schiefes Gesicht ziehen. So können wir auch denen von Braunschweig

nicht zu Willen sein. Liebe Freunde und Ratsgesellen! Ich will nicht, daß der Mann gepeinigt wird, darin wollen wir den Braunschweigern nachgeben, denn darum bitten sie insonderheit. Aber ohne ernstliche Strafe darf er nicht bleiben. Wollt Ihr ihn laufen lassen, so ändert zuvor unser Stadtrecht. Du, Harmen Sprenger, du, Hans Spalder, und du, Burchard Meier, Ihr habt ihn ja gestern verhört, wie mir Sprenger sagte, und er hat nicht geleugnet, daß er ein lutherischer Prädikant sei, und hat gesagt, er habe in der Neustadt zu tun gehabt. Er hat auch nicht abgeleugnet, daß er wußte, wie wir mit seinesgleichen verfahren. So bin ich dafür, daß wir ihn ein halbes Jahr im Diebskeller gefangenhalten und dann vom Meister Nachrichten lassen aus der Stadt führen, damit er das Wiederkommen vergesse.«

Die Mehrzahl nickte und murmelte Beifall. »Zum Teufel!« rief Eckhard Unverzagt und schlug auf den Tisch. »Der Bürgermeister hat recht. Unsere Gesetze müssen gelten für jedermann! Wer sie außer acht setzt, der mag daran glauben.«

»Wer gegen meinen Wunsch und Antrag ist, der hebe die Hand empor!« rief Wildefür.

Harmen Sprenger hob die Hand, drei oder vier andere folgten ihm zögernd. Des Bürgermeisters Antrag war mit großer Mehrheit angenommen.

»Wir wollen das den Braunschweigern schreiben,« sagte er. »Sie werden dann eine weitere Supplik an uns richten, auf die wir nach gemessener Zeit antworten.

So gehen die Wochen dahin. – Nun aber, liebe Freunde, haben wir noch ein Ding, und das gegen ein Kind unserer Stadt. Den Prädikanten habe ich gar nicht lassen vorladen. Er war seiner Schuld geständig, auch ist an solchen Leuten nichts gelegen. Nun ist aber der Bube betroffen worden in Christof Hagens Hause, und Ihr kennt unser Gesetz: Wer einen Sekten- und Winkelprediger atzt oder tränket, hauset und hofet und übergibt ihn nicht allsogleich der Gerechtigkeit, der hat auf einige Zeit aus der Stadt zu weichen. Daran ist ja nicht zu deuteln und zu rütteln. Die Länge der Zeit aber zu bestimmen, steht bei uns. Darum, wenn's Euch gefällt, wollen wir ihn verhören, auf daß wir erkennen mögen, wie schuldig er ist. Kurt Bödecker, ich bitte dich, führe ihn herein!«

Eine Minute später stand Christof von Hagen vor dem Rate. Er neigte das Haupt kaum merklich vor den hochmögenden Herren, dann hob er es hoch empor und blickte dem Bürgermeister steif ins Gesicht. Wildefüer hatte ihn gestern tief gekränkt und erbittert, denn auf seine Bitte, sein Einlager aufzuheben, auf daß er mit zu Frau Mettes Begräbnis gehen könne, hatte er ihn abschlägig beschieden. Jetzt aber, als er bemerkte, wie bleich und vergrämt der Bürgermeister aussah, wollte ihn fast ein Mitleid ankommen. Es verschwand indessen sogleich, als Wildefüer zu reden anhub, denn seine Stimme klang so hart und befehlerisch, wie er sie

schon einmal gehört hatte, als sie ihn vor zwei Jahren von der Heimat schied.

»Christof Hagen,« begann der Bürgermeister, »es ist ein lutherischer Prädikant in deinem Hause ergriffen worden. Was wollte der Mann bei dir?«

»Er ist mein Freund und wollte mich besuchen,« antwortete Hagen kurz.

»Wußtest du, daß es Hildesheimer Bürgern verboten ist, solche Leute in ihrem Hause zu dulden?«

»Ja.«

»Wußtest du auch, daß unser Stadtrecht gebietet, die Winkelprediger allsogleich, wenn man ihrer habhaft werden kann, dem Gericht des Rates zu überliefern?«

»Ja.«

»Warum hast du es nicht getan?«

»Ich könnte ja sagen, es blieb mir keine Zeit dazu. Burchard Meier mit seinen Leuten kam in mein Haus, als Fricke, der Prädikant, kaum eine Viertelstunde bei mir war. Aber sagt' ich das, so wär's eine Lüge und Ausrede. Nein, ich sage Euch ehrlich: Ich wollte nicht tun nach Euren gottlosen Geboten, sondern wollt' ihn herbergen bei mir und ihm dann zur Stadt hinaushelfen.«

Von verschiedenen Seiten wurden Ausrufe der Verwunderung laut, auch einzelne Flüche wurden hörbar. Dieser Hagen zeigte eine Kühnheit, die fast schon Frechheit zu nennen war. Der alte, etwas schwerhörige Ratsherr Harmen Willmar, der am Ende des langen

Tisches saß, stand auf und begab sich hinter den Stuhl des Bürgermeisters, um kein Wort zu verlieren.

Wildefür blieb ganz ruhig, aber die Hand, die er auf den Tisch gestemmt hatte, zitterte merklich, und eine heiße Röte stieg ihm in die Stirn. Auch seiner Stimme war die innere Erregung anzumerken, als er nun sagte: »Warum nennst du unser Gesetz gottlos?«

Hagen stockte einige Augenblicke. Was er jetzt sagen wollte, mußte einen Sturm gegen ihn entfesseln, und Gott allein konnte wissen, was für Folgen er haben mochte. Aber dann kam etwas über ihn wie ein Rausch, wie eine wunderbare Trunkenheit der Seele. So ähnlich mußte es wohl den ersten Zeugen Christi zumute gewesen sein, als sie der Geist antrieb, ihren Herrn zum ersten Male frei zu bekennen vor aller Welt, und sie mit Zungen redeten und die ungläubigen Juden spottend riefen: »Sie sind voll süßen Weines.« Er trat hart an den Tisch heran und rief mit lauter Stimme: »Gottlos nenne ich dieses Gebot, weil es gerichtet ist gegen die Zeugen der heilsamen und seligmachenden Wahrheit. Ihr Männer von Hildesheim, heute, da Ihr Gottes Stimme höret, so verstocket Eure Herzen nicht! Wahrlich, der Herr hat mir geboten, Euch zu sagen, daß Ihr auf einem falschen Wege seid, und Euch zu weisen auf den Weg des Lebens. Denn es gibt nur einen Weg, der zu Gott führt und zur ewigen Seligkeit: Das ist Gottes Wort, die Heilige Schrift. Alles andere ist Menschenwitz und Menschentrug, und wer sich darauf

verläßt, der fährt ins Verderben. Und Gott hat gesandt einen Propheten seinem Volke, der es führen und leiten soll zu dieser Quelle der göttlichen Wahrheit: Doktor Martinus Luther.«

Bis hierher hatte man ihn reden lassen. Jetzt aber brach ein Tumult los, der unbeschreiblich war. Nicht einer der Männer blieb auf seinem Sitz. Die Ratsherren fuhren von ihren Stühlen, die Vierundzwanzig von ihren Bänken auf, und die meisten schrien und brüllten durcheinander. Einige schrien nicht mit. Die Zunge schien ihnen vor Schrecken und Erstaunen stillzustehen, und in den Blicken von vieren oder fünfen hätte Hagen nicht Grimm und Entrüstung lesen können, sondern eher Bewunderung über seine unerhörte Kühnheit, wenn er darauf geachtet hätte. Die große Mehrzahl aber tobte und lärmte und bedrohte ihn mit Fäusten, und der alte Burchard Meier gebürdete sich gar wie ein Unsinniger. Er sank auf seinen Sitz zurück, trampelte mit den Füßen, schlug sich gegen die Brust, knirschte mit den Zähnen und stieß schrille Schreie aus.

Hans Wildefür, dem sich schließlich aller Augen zuwandten, stand aufrecht und starr in dem tobenden Haufen und sah Hagen unverwandt ins Gesicht. Er schrie nicht gegen ihn wie die anderen. Im Anfang war auch er aufgefahren in Zorn und Grimm, aber dann hatte sich der Ausdruck seines Antlitzes gewandelt,

und nun ruhte sein Blick eiskalt auf ihm, voll der tiefsten Verachtung.

»Freunde und liebe Herren!« rief er, als der Lärm sich gelegt hatte. »Es gelüstet wohl keinen unter uns, mehr von den Lästerungen zu hören. Wir bedürfen keines weiteren Zeugnisses. Christof von Hagen, tritt hinaus auf den Saal! Kurt Bödecker, geleite ihn!«

Hagen trat aus dem Sitzungszimmer hinaus in den großen Festsaal, wo die Stadtknechte unter ihrem Rotenführer seiner harreten. Er dachte an den Spruch der Heiligen Schrift: »Sie gingen aber fröhlich von des Rats Angesichte, daß sie würdig gewesen, gern um seines Namens willen Schmach zu leiden.« So war ihm zumute. Er hatte für Christus und seine Wahrheit gezeugt und fühlte sich wunderbar gehoben. Daneben wunderte er sich über den Bürgermeister. Lucke hatte ihm durch einen heimlichen Zettel kund getan, daß seine Bibel in Wildefüers Hände gefallen sei. So hatte er denn erwartet, auch deshalb angeklagt zu werden, denn auf den Besitz ketzerischer Schriften stand nach Hildesheimer Stadtrecht schwere Strafe. Aber Wildefüer hatte das gar nicht erwähnt. Wahrscheinlich wollte er nicht, daß zur Sprache kam, wozu diese Bibel in sein Haus gekommen war. Hagen wußte durch Luckes Zettel, daß Frau Mette vor ihrem Sterben aus Luthers Bibel Trost geschöpft hatte. Es mochte wohl dem Bürgermeister wie eine Schmach erscheinen, wenn das ruchbar wurde. Deshalb schwieg er darüber. Ob er

wohl deshalb auch einige Milde walten ließ bei dem Spruch, den er jetzt da drinnen mit seinen Freunden über ihn fällte?

Es dauerte geraume Zeit, bis ihm darüber Gewißheit ward. Nach seinem Abgange war eine tiefe Stille eingetreten. Wildefüer hatte sich auf seinen Sitz niedergelassen, als wäre er von einer plötzlichen Erschöpfung übermannt. Von den anderen redete keiner, denn jeder wollte erst hören, was der Bürgermeister sagen würde.

Der erhob sich endlich. »Liebe Ratsgesellen,« begann er mit einer Stimme, die seltsam tonlos und matt klang, »so ist denn Christof von Hagen von unserem heiligen Glauben abgefallen. Ich wußt' es schon, und es hat mich nicht überrascht. Aber es tut mir leid und schmerzt mich sehr. – Nun haben wir darüber zu befinden, wie lange er von der Stadt Frieden soll geschieden sein.«

»Nein!« rief Burchard Meier, »der Bube darf nicht aus der Stadt. Er hat frei und öffentlich bekannt, daß er ein Ketzer ist. So gehört er unter des Bischofs Gericht. Der mag ihn brennen!«

Hier erhob sich von mehreren Seiten her ein Brummen des Mißfallens. »Bischof Valentin ist nicht daheim!« rief Hans Kill. »Er reist vom Kaiser zum Papst und vom Papst zum Kaiser und von Pontius zu Pilatus, weil er das Land wiederhaben will, das ihm der Kaiser abgesprochen hat nach der Fehde ums Stift vor zwanzig Jahren.«

»Und wäre er zehnmal daheim, so dürften wir ihm doch keinen von unseren Bürgern ausliefern,« schrie laut der dicke Hinrich Ungemach, und trotzig auf den Tisch schlagend, fügte Leuthold Lüdecker hinzu: »Hildesheimer Bürger richten ihre Leute selber, das fehlte noch, daß wir den Bischof einladen, seine Nase in unsere Sachen zu stecken.«

»Du siehst, Burchard Meier, du findest schon hier Widerspruch,« sprach Wildefürer. »Dein löblicher Eifer für unseren Glauben treibt dich zu weit. Es war von jeher unser oberster Grundsatz, keine Herren, auch den Bischof nicht, in unsere Händel hineinzuziehen. Wichen wir davon ab, so würde die Gemeinheit schwierig, ja, es dürfte vielleicht gar zum Aufruhr kommen.«

»So soll er auf zehn Jahre aus der Stadt, darum, daß er den Glauben verleugnet hat!« schrie Burchard Meier.

»Wir haben ihn nicht zu richten, weil er gefrevelt hat wider die Religion, sondern weil er sich vergangen hat gegen Recht und Gesetz unserer Stadt,« erwiderte Wildefürer.

»Frißt dir nicht der Gram am Herzen, daß so etwas hat gesagt werden dürfen auf dem Rathause zu Hildesheim?« rief Meier zornig.

»Nicht weniger als dir,« versetzte der Bürgermeister. »Aber wenn ich richten muß in meinem Amte, so lasse ich dem Zorne nicht Raum, sondern richte nach Recht und Gerechtigkeit. Zehn Jahre sind eine viel zu harte Buße für seinen Frevel.«

»Ein halbes Jahr wäre wohl auch genug!« rief Hans Blome, erschrak dann aber allsogleich über seine große Kühnheit.

»Ein Jahr dürfte nicht zu viel und nicht zu wenig sein,« sagte der alte, wohlbeleibte Ratsherr Hinrich Ungemach, der selten, aber dann mit großer Würde sprach.

Wildefüer neigte beistimmend das Haupt. »Ich denke wie du, Gevatter. Ein Jahr, liebe Ratsgesellen, ist wohl die rechte Sühne. Was meint Ihr?«

Viele riefen Beifall, und bei der Abstimmung ergab sich, daß nur fünf dagegen waren. »So ruft ihn herein, daß er sein Urteil empfangen,« sagte Wildefüer.

»Christof Hagen,« sprach er sodann, als der Verurteilte wieder vor ihm stand, »der Rat hat über dich gerichtet mit den Vierundzwanzig zugleich und weist dich auf ein Jahr aus der Stadt um deines Frevels willen. Kaum bist du eingeritten, so ziehst du wieder von dannen. Drei Tage kannst du noch weilen in der Stadt, da magst du deine Reise rüsten. Dann, wenn der vierte Morgen graut, und sie läuten zur heiligen Messe in Sankt Andreas, ziehst du zum Tore hinaus.«

Er sprach das alles, ohne ihn anzusehen, über ihn hinweg, wie in die leere Luft hinein. Als Hagen nichts erwiderte, setzte er hinzu: »Willst du zufrieden sein mit diesem Urteil oder dich dawider setzen?«

»Ich will mich nicht dawider setzen, ich reite aus der Stadt. Doch gedenke ich nicht allein zu reiten, Herr

Bürgermeister. In dieser Stadt ist ein Mädchen, das mir angelobt ist —«

»Das gehört nicht aufs Rathaus!« unterbrach ihn Wildefüer schroff. »Darob stehe ich dir anderswo Red' und Antwort. Tritt ab, Christof von Hagen!«

Damit wandte er sich von ihm ab ohne Blick und Gruß. Hagen verneigte sich vor dem Rate und verließ das Haus. Als er die Freitreppe nach dem Markt hinunterschnitt, sah er, daß etwa fünfzig Leute am Ratsbrunnen standen, die eiligst herankamen, als sie seiner ansichtig wurden. Es waren Meister Kuntze, Dittich Rhüden und andere geheime Anhänger des Evangeliums, die sich erkundigen wollten, wie der Handel ausgegangen sei.

»Ich muß auf ein Jahr die Stadt meiden,« gab ihnen Christof von Hagen Auskunft. »Drei Tage, wie üblich, hat man mir bewilligt, daß ich alle meine Dinge ordne und richte, bevor ich hinausfahre. Kommt heute abend alle in den ›Schaden‹, Freunde. Dort wollen wir uns besprechen, was nun zu tun ist. Jetzt habe ich noch eine Sache vor, die keinen Aufschub leidet.«

Er reichte jedem unter ihnen die Hand und eilte dann mit schnellen Schritten durch das Tor des Knochenhaueramtshauses nach dem Hause Hans Wildefüers.

Nach der Ratssitzung, die noch etwa eine halbe Stunde dauerte, begab sich Hans Wildefüer in die Kurie

seines alten Freundes Arnold Fridag. Der greise Domherr hatte ihm Botschaft gesandt, daß er ihn zu sprechen wünsche. Er fand ihn nicht daheim und ging deshalb hinüber in den Dom, denn er meinte, er werde ihn vor seinem geliebten Lettner finden. Aber ein Diakon, der ihm entgegenkam, wies ihn in die Sankt Annen-Kapelle.

Umschlossen auf der einen Seite von dem Gebäude des herrlichen Gotteshauses, auf den drei anderen Seiten von einem wundervollen doppelten Kreuzgange, lag hinter dem Dome von Hildesheim ein kleiner Garten. In seiner Mitte stand ein Kirchlein, der heiligen Anna geweiht. Seinem Eingang gegenüber grünte an der Mauerwand der Marienkapelle ein Rosenstock, aus dessen tief in der Erde liegenden Wurzeln seit vielen Jahrhunderten immer von neuem frische Zweige emporwuchsen. Er sollte ein Abkömmling des Rosenstrauches sein, unter dem einst Kaiser Ludwig der Fromme auf der Jagd eine Messe hatte lesen lassen, und der mit seinen Zweigen die heiligen Gefäße so fest umrankt hatte, daß sie nicht mehr loszulösen waren. Uralte Kreuze und Grabsteine ragten überall empor, denn dieser Ort war seit undenklichen Zeiten die Ruhestätte der Domherren. Sie alle, die seit den Tagen des heiligen Bernward und des streitbaren Bischofs Hezilo im Dome die Messe gesungen hatten, schliefen hier draußen den ewigen Schlaf.

Wildefür war selten in seinem Leben hier gewesen, seit einem Jahrzehnt überhaupt nicht mehr, und niemals früher hatte ihn das Gefühl des Weltentrücktseins beim Betreten der heiligen Stätte so überwältigt wie in diesem Augenblicke. Alles atmete den tiefsten Frieden, und die Stille, die über den Gräbern lag, hatte nichts Bedrückendes, vielmehr etwas Beseligendes. Von der Stadt herüber, wo jetzt das Leben erwacht war, drang kein Laut hierher. Nichts war hörbar als das Summen der Bienen, die in den Frühlingsblumen ihre Nahrung suchten, und das leise Zirpen eines kleinen Vogels, der im Efeugerank sein Nest baute. Aus weiter Ferne kam der halb verwehte Klang eines Glöckchens an sein Ohr. Es mochte wohl in Sankt Mauritius am Berge geläutet werden.

Eine ganze Weile stand er regungslos auf derselben Stelle, und der Gedanke stieg in ihm auf: Hätte ich doch meine Mette hier in die Erde betten können, und wäre mir's vergönnt, dereinstmals an ihrer Seite hier zu ruhen! Wie viel schöner muß sich's doch hier schlummern als unter den kalten Steinplatten der Sankt Andreas-Kirche!

Aus tiefer Brust aufseufzend, trat er aus dem Kreuzgange heraus und wollte in die Kapelle treten, um den alten Domherrn zu suchen. Da sah er ihn unweit des Rosenstockes auf einem Grabe sitzen. Er hatte beide

Hände auf die Knie gestützt und blickte vor sich nieder. Schief er? Oder war sein Geist dieser Welt entrückt? Oder betrachtete er das Finkenmännchen, das zutraulich bis dicht an seine Füße herangehüpft war und eben anhub, sein helles Lied zu schmettern?

Es schwirrte auf bei Wildefüers Näherkommen, und nun erhob der Greis das Haupt und wandte es ihm zu. Er sah aus wie einer, der aus einem tiefen Traum erwacht. Aber als er den Heranschreitenden erkannte, flog ein freundliches Lächeln über sein Gesicht. »Gott grüße dich, mein Sohn!« rief er und streckte ihm die Hand entgegen.

»Gott grüße Euch, ehrwürdiger Vater!« erwiderte Wildefür. »Was tut Ihr hier, wenn die Frage erlaubt ist?«

»Ich betrachte die Stätte, wo mein Leib ruhen soll der Auferstehung entgegen,« gab Fridag zur Antwort. »Ich habe mir diesen Platz ausgesucht, und das Kapitel wird mir ihn nicht weigern. Komm, setze dich hier neben mich auf das Grab des seligen Erchambald, der im Jahre des Heils zwölfhundertundneunzig seine Seele in Gottes Hand zurückgab.« Er behielt Wildefüers gewaltige Rechte in seiner feinen, kühlen Greisenhand und fuhr fort: »Ich habe dich zu mir zu kommen gebeten, weil ich nicht zu dir kommen konnte. Ich war unpaß in den letzten Tagen, es geht wohl bald mit mir zu Ende. Aber ich wollte dir doch sagen, wie leid mir

Frau Mettes Tod getan hat. Es war dir gewiß ein bittres Weh, denn sie war deines Lebens schönster Schmuck.«

Wildefüers Augen füllten sich mit Tränen. »Sie war mir viel mehr, ehrwürdiger Vater,« sagte er. »Sie war der einzige Mensch, den ich jemals in meinem Leben wirklich lieber gehabt habe als mich selber.«

»Jemals in deinem Leben? Und dein Vater, deine Mutter, deine Geschwister und deine Kinder?«

»Die hatte und habe ich alle herzlich lieb, aber so wie mein Weib keines von ihnen allen. Ach, Ihr wißt nicht, Ehrwürdiger, wie ein Mann an seinem Weibe hängt, wenn ihre Ehe eine rechte Ehe ist! Ihr könnt Euch das nicht denken, denn Ihr habt Frauenliebe nie erfahren.«

Der alte Domherr Fridag schwieg. Seine Gedanken flogen zweiundsiebzig Jahre rückwärts in das Prunkgemach eines Hauses zu Brüssel in den fernen Niederlanden. Dort stand ein Sarg, und in dem Sarge lag unter Blumen eine junge Frau, deren feines, totenblasses Antlitz eine Fülle blauschwarzen Haares umrahmte. In ihren Armen lag ein neugeborenes Knäblein, blaß und still wie sie selber. Sie war sein Weib gewesen, und er hatte sie lieben dürfen ein seliges Jahr hindurch. Als sie dann im Kindbette gestorben war, hatte er der Welt entsagt und die Weihen genommen und war weit hinweggegangen von seiner Heimat. In Hildesheim wußte das niemand mehr. Der letzte, der es gewußt hatte, war seit vierzig Jahren gestorben und hatte sein Wissen mit

ins Grab genommen. Er selbst hatte nie darüber gesprochen und auch seine Gedanken gewöhnt, an den Bildern der Vergangenheit vorüberzugehen. Sein Weltleben sollte vergessen sein, er wollte Gott gehören. Aber Wildefüers Worte klopfen an das verschlossene Gemach in seinem Herzen so kräftig an, daß die Tür aufsprang und ein Bild aus der unendlich fernen Zeit, da er ein ganz anderer gewesen war, plötzlich deutlich vor seiner Seele stand. Ihm ward es wunderbar zu Sinne. Ein flüchtiges, wehmütiges Lächeln huschte über sein Antlitz, und dann begegnete ihm, was ihm seit vielen Jahrzehnten nicht begegnet war: Eine Träne schlich ihm die Wange herab.

Wildefür sah es, und eine ungeheure Ergriffenheit überkam ihn. Dieser fast hundertjährige Greis, der wie ein Heiliger lebte, und den das Volk fast wie einen Heiligen verehrte, vergoß eine Träne über den Tod seiner Mette. Er beugte sich nieder und küßte seine welke Hand. Dann schluchzte er mehrmals auf und begann laut zu klagen: »Ach, wie war sie so lieb und gut! Sie war die beste von allen Weibern! – Wie hat sie auch mich so lieb gehabt! Hätte sie doch Gott mir gelassen! Warum mußte sie sterben und war doch noch gar nicht alt! Mir ist alles genommen, was in der Welt meine Freude war. Wäre ich doch lieber selber gestorben!«

In solchen Klagen erging er sich eine ganze Zeitlang. So hatte ihn noch kein Mensch gesehen, keinem hatte er je sein Herz so aufgeschlossen.

Der alte Domherr hatte sich inzwischen längst wieder gefaßt. Was ihm geschehen war, erschien ihm bereits wie eine Versuchung, der er unterlegen war. Er betete still ein Paternoster. Dann erst wandte er seine Gedanken wieder Wildefüer zu, und wenn ihm der große Schmerz des Mannes auch leid tat, so erschien er ihm doch schon wieder als etwas Fremdes, worin er ihn nicht verstehen konnte.

»Höre auf, mein lieber Sohn,« sagte er und legte ihm die Hand auf den Arm. »Du erweckest sie nicht mit deinen Klagen, und wenn du sie so liebgehabt hast, so mußt du es ihr ja gönnen, daß sie befreit ist von aller Last und Pein des irdischen Lebens. Sie wird nicht lange im Fegefeuer sein, ich meine, sie ist schon daraus erlöst, und ihre Seele ist in den Himmel aufgenommen. Sie war eine gute, fromme Frau, wohltätig gegen die Armen, eine treue Tochter der heiligen Kirche. Ich weiß das am besten, denn bis vor zwei Jahren habe ich ihre Beichte gehört. Seitdem höre ich keine Beichte mehr, es ist mir zu anstrengend. Aber sie wird seitdem wohl nichts anderes geworden sein, als was sie war, eine fromme, reine Seele. So lasse sie ruhen in Gottes Frieden.«

Da stürzte Wildefüer vor dem Greise auf die Knie und rief: »Höret Ihr sonst keine Beichte mehr, ehrwürdiger Vater, so höret doch noch einmal die meine. Nicht die meine, sondern ihre Sünde will ich Euch beichten.

Mit einer schweren Schuld beladen ist sie in die Ewigkeit gegangen, und ich bin in großer Angst um ihrer Seele Seligkeit.«

»Wie? Was redest du da?« erwiderte der Domherr erstaunt und sehr erschrocken. »Frau Mette sollte eine schwere Sünde begangen haben? Diese Frau? War sie dir untreu?«

Wildefüer machte eine abwehrende Bewegung. »Nicht einmal in Gedanken. Des bin ich ganz gewiß. – Aber um ihre Seligkeit stünde es besser, wenn sie eine solche Sünde auf sich geladen hätte, als die viel größere, die sie begangen. Wisset: Ehe es mit ihr zum Sterben kam, hat sie mir bekannt, daß sie –,« er schöpfte tief Atem und setzte mehrmals zum Reden an, ehe er die Worte hervorbrachte: »Sie ist im geheimen eine Lutherin gewesen. Gott sei ihr gnädig!«

Den achtundneunzigjährigen Domherrn überraschte so leicht nichts mehr, aber dieses Geständnis entlockte ihm doch einen Ausruf erschreckten Staunens. »Dein Weib, Hans Wildefüer? Der Herr, unser Gott, erbarme sich! Wie hat das können geschehen?«

»Ich weiß es nicht,« erwiderte der Bürgermeister finster, indem er sich erhob. »Ich weiß nicht, wen ich anklagen soll, daß er ihre Seele verführt hat. Der Teufel selbst muß es getan haben.«

»Und sie ist in dem ketzerischen Glauben gestorben? Und du hast sie in Sankt Andreas –«

»Nein!« unterbrach ihn Wildefüer heftig. »Durch Gottes große Gnade und mit Hilfe der heiligen Jungfrau ist mir's gelungen, ihre Seele noch in der letzten Stunde dem Teufel zu entreißen. Beichten konnte sie ja nicht mehr, aber die heilige Ölung hat sie empfangen und ist mit dem Segen der Kirche gestorben.«

»Gelobt sei Gott und die heilige Jungfrau!« rief der Domherr. »Dann kann ja ihre Seele ganz sicherlich gerettet werden.«

»Ich fürchte,« sagte Wildefüer mit Überwindung, »sie hat nur mir zu Liebe darein gewilligt, daß ich Herrn Oldecop holen ließ. Sie war auch schon fast nicht mehr bei Sinnen.«

»Trotzdem,« erwiderte der Greis, »kann ihre Seele gerettet werden, und sie wird gerettet werden. Es ist nicht notwendig, daß die menschliche Seele der Gnade Gottes beistimmt, genug, wenn sie ihr nicht widerstrebt. Gott ist ja viel barmherziger, als wir Priester den Leuten gemeinhin sagen. Wir dürfen's ihnen auch nicht sagen, denn täten wir's, so würden sie allzusehr in ihrem Gemüte, verließen sich allein auf seine überschwengliche Güte und täten keine guten Werke mehr. Aber er ist so voller Gnade, daß er tausendmal lieber segnet statt flucht und sich freut über jede Seele, die sich retten läßt. Vielleicht fände sogar der Fürst der Ketzler die Vergebung seiner Sünde, wenn er umkehren wollte vom Wege des Verderbens. Wie sollte er

das arme Weib verwerfen in Ewigkeit, weil sie, verlockt durch weibliche Neugier, sich mit der Ketzerei eingelassen hat! Sie ist ja doch nicht hartnäckig dabei geblieben, und wir können der armen Seele den unermeßlichen Schatz der Gnade zuwenden, den die heilige Kirche besitzt.«

»Ich wäre Euch von Herzen dankbar, ehrwürdiger Vater, wenn Ihr mir raten wölltet, was ich für ihre Seele tun soll,« sagte Wildefür. »Ihr wißt nicht, wie Eure Worte mich trösten und mit Hoffnung erfüllen. Der Gedanke, daß sie ewig könne verloren sein, hat mich halb von Sinnen gebracht. Ihr habt mir recht das Herz aufgerichtet, indem Ihr mich mahnt an Gottes große Huld und Gnade. Was meint Ihr, soll ich tun, daß ich ihr ver helfe zur Seligkeit?«

»Zuvörderst vergiß der Armen nicht!« entgegnete der Domherr. »Wer barmherzig ist, wird Barmherzigkeit empfangen, so lehrt uns der Erlöser.«

»Von morgen an speise ich alle Armen der Stadt vier Wochen lang,« versetzte Wildefür.

»Und vergiß auch unsere heilige Kirche nicht!« mahnte der Domherr weiter.

»Ich gedenke einen Altar zu stiften in Sankt Andreas, an dem auf ewige Zeiten eine Messe soll gelesen werden für die Ruhe ihrer Seele.«

Der Greis nickte. »Du tust recht daran.«

»Aber, ehrwürdiger Vater, mich dünkt, ich müsse noch mehr tun,« fuhr Wildefür nach einer Weile des

Nachdenkens fort. »Ich will Gewißheit haben, daß ihre Seele bald herausgehoben ist aus der Qual und eingegangen in Gottes Frieden.«

»Solche Gewißheit kann dir niemand geben, lieber Sohn,« sagte der Greis. »Wir wissen nicht, wie lange Zeit den Seelen bestimmt ist, im Fegefeuer zu verweilen. Von keiner können wir das wissen, von keiner! Auch wenn sie Vergebung ihrer Sünden gesucht hat, wissen wir noch nicht, ob sie auch Vergebung gefunden hat. Vielleicht war der Priester, dem sie gebeichtet hat, nicht richtig ordiniert. Oder er hat sie gedankenlos absolviert. In beiden Fällen ist die Absolution wirkungslos. Oder die Seele hat bei der Beichte nicht genug der Reue gehabt, wie Gott der Herr von uns verlangt. Auch dann wird uns die Sünde behalten. Ich will dir bekennen, lieber Sohn, daß ich deshalb in jüngeren Jahren große Zweifel gehabt habe an der Liebe Gottes. Warum läßt er uns in solcher Ungewißheit unser lebelang? Warum läßt er uns niemals ganz sicher werden, daß die Qual des Fegefeuers für uns nur kurz sein wird? Wie verträgt sich das mit seiner väterlichen Güte? so fragte ich. Aber je mehr ich die Natur der Menschen habe durchschauen und erkennen lernen, um so mehr begreife ich seine ewige Weisheit. Der Mensch darf niemals ganz gewiß werden, daß er bei Gott in voller Gnade steht. Denn weiß er das, so verfällt er in Hochmut und verachtet die Kirche. Darum läßt er uns niemals wissen, wie lange wir im Fegefeuer bleiben

müssen, auch wenn wir Ablass über Ablass gewinnen. Es kann doch immer noch Jahre dauern, ehe unsere Seele ganz geläutert ist.«

Wildefüer zuckte zusammen. »Ein Jahr ist lang. Meine arme Mette!« stöhnte er.

»Ein Jahr ist gar nichts,« entgegnete der Domherr. »Achtundneunzig sind hinter mir verweht, und sie sind um, als wären sie nicht gewesen. Was täte es, wenn Gott uns tausend Jahre im Fegefeuer ließe? Tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag. Nur darauf kommt es an, daß wir gerettet werden vor der ewigen Verdammnis und teilhaftig werden der ewigen Seligkeit. Und die ewige Verdammnis wird Gott nur denen bereiten, die sich in Sünde wider ihn verstocken. Zu denen gehört deine Frau nicht; des kannst du dich getrösten, wenn du auch nicht weißt, wie lange ihre Seele im Fegefeuer bleiben muß.«

»Ich will doch alles tun, was ich kann, um ihre Qual zu kürzen,« erwiderte Wildefüer düster. »Ich werde eine Wallfahrt tun nach Rom oder nach Hispanien, sobald ich kann. – Und nun, ehrwürdiger Vater, bitte ich Euch noch um einen Rat. In meinem Hause habe ich eine Jungfrau, eines Freundes Tochter. Als er starb, hat mir ihr Vater einen Eid abgenommen, daß ich sie behüten möge nach bester Kraft vor dem Gifte der Ketzerei. Aber Gott sei's geklagt, es scheint mir schon in ihre Seele eingedrungen zu sein. Sie hat meiner Mette, bevor diese starb, aus der Heiligen Schrift, wie sie der

Wittenberger verdeutscht hat, vorgelesen. Ich möchte die Sache nicht lassen ruchbar werden. Bei wem ketzerische Bücher gefunden werden, der wird aus der Stadt verwiesen. Wohin aber soll ich sie tun? Sie ist aus Goslar, aber dort ist alles martinisch.«

Der Greis nickte. »Schon lange, lieber Sohn, dünkt mich euer Gesetz, das die Ketzer aus der Stadt treibt, ein zweischneidig Schwert zu sein. Entweder laßt ihr sie ganz verweisen oder gar nicht. Denn sind sie nur auf kurze Zeit draußen, so erfüllen sie sich erst recht mit dem Gifte und kehren ruchloser zurück, als sie gegangen sind. – Was aber jene Jungfrau angeht, so würde ich zuerst einmal freundlich mit ihr reden und sie vermahnen, von ihrem Irrtum abzustehen.«

»Das werd' ich ohne Zweifel,« entgegnete Wildefür. Aber während er das sagte, sah er mit einem Male das harte, entschlossene Gesicht vor sich, mit dem ihm Lucke am Totenbette seiner Frau entgegengetreten war, und er setzte hinzu: »Ich fürchte, sie hat einen dicken Kopf. Was tue ich mit ihr, wenn sie störrisch bleibt?«

»Ei,« sagte der alte Domherr, »dann tue sie zur Domina Elisabeth Erksleben. Die ist fest im Glauben und gelehrter als irgend ein Weib sonst in unseren Landen, und dazu ist sie milden Sinnes und liebevollen Gemütes. Der führe die Jungfrau zu, damit sie bekehrt werde von dem Irrtum ihres Weges.«

»Das hat Euch Gott eingegeben!« rief Wildefür erfreut. »Ich danke Euch, ehrwürdiger Vater, für den klugen Rat und werde danach tun.«

»Und jetzt bitte ich dich, lieber Sohn, gehe in den Dom und sage dem Diakon, er solle mich hinüberführen in mein Haus. Ich bin noch nüchtern, und die Stunde kommt, wo mein Leib nach etwas Speise verlangt.«

»Erlaubet,« antwortete Wildefür, »dazu bedürfen wir des Diakons nicht. Das werde ich selber verrichten.«

Er half dem Greise von seinem Sitze empor, stützte ihn und geleitete ihn hinüber in die Kurie, die er bewohnte. Dann verließ er die Domfreiheit durch das gewaltige Durchgangstor an ihrer Nordwestecke und schritt durch die Straße auf dem Stein und die Ritterstraße durch das alte Süsterntor dem Magdalenenkloster zu. Dort läutete er an der Pforte und bat die Schwester Pförtnerin, ihn der hochwürdigen Domina zu einer Unterredung anzumelden.

In einer Nachmittagsstunde des folgenden Tages stand Lucke von Hary an einem Fenster des Wildefürschen Hauses und schaute auf die Straße hinab. Sie sah zu, wie der Wind eine Menge kleiner Papierfetzen hin und her wirbelte und nach allen Richtungen auseinandertrieb. Sie waren die Teile eines Briefchens, das sie vor wenigen Augenblicken zerrissen hatte, von dem aber jedes einzelne Wort fest in ihrem Herzen stand.

Um die Zeit des Abendläutens wollte Christof von Hagen die Stadt verlassen. Er hätte ja noch länger in ihren Mauern verweilen dürfen, aber eine günstigere Gelegenheit zu gemeinsamer Flucht, so hatte er ihr geschrieben, werde sich kaum finden lassen. Von Braunschweig sei eine Gesandtschaft eingeritten, mit der wolle der Rat um sechs Uhr verhandeln. Nach der Verhandlung werde dann der übliche Trunk in des Rates Trinkstube folgen. So sei der Bürgermeister vor dem Eintritt der vollen Dunkelheit nicht wieder in seinem Hause zu erwarten. Darum solle sie, wenn die Glocke von Sankt Jacobi zu klingen anhöbe, hinausgehen vor das Almtor, dort werde er mit Knechten und Pferden ihrer harren und sie mit sich nehmen.

Der Plan war sehr einfach und konnte wohl glücken. Das Almtor lag nicht viel über hundert Schritte vom Wildefüerschen Hause entfernt, und draußen vor dem Tore besaß der Bürgermeister einen Garten. Wurde sie vom Torwart gefragt, warum sie die Stadt verlasse, so konnte sie erklären, sie sei beauftragt, etwas dort Vergessenes zu holen. Aber wahrscheinlich würde der Mann sie gar nicht befragen und sie höchstens mahnen, beizeiten zurückzukehren, denn nach Eintritt der Dunkelheit wurde das Tor geschlossen. Dann aber war

sie schon weit hinweg, und die Gefahr, daß Hildesheimer Stadtreiter die Flüchtlinge einholten und zurückbrachten, war äußerst gering. Ehe sie ausgesandt werden konnten, vergingen Stunden, und Christof von Hagen hatte ihr gestern auseinandergesetzt, wie er etwaige Verfolger in der Dunkelheit irrezuführen gedenke.

Sie hatte sich ihm freudig in die Arme geworfen, als er ihr den Plan entwickelte, sie aus der Stadt zu entführen, denn sie war mutigen, ja verwegenen Geistes, und der Gedanke eines solchen Abenteuers hatte nichts Abschreckendes für sie. Dazu kam, daß ihr der Aufenthalt im Wildefüerschen Hause immer drückender wurde. Das Verhalten ihres Vormundes hatte für sie geradezu etwas Unheimliches. Kurz und kalt hatte er ihr untersagt, an Frau Mettes Begräbnis teilzunehmen und das Haus zu verlassen, hatte ihr auch geboten, über das Vorgefallene strengstes Stillschweigen zu bewahren. Außerdem hatte er ihr in allen den Tagen keinen Blick, noch weniger ein Wort gegönnt, hatte auch die Mahlzeiten allein eingenommen und sich völlig von ihr ferngehalten. Das war ihr freilich gar nicht unlieb gewesen, denn vor einer Aussprache graute ihr. Aber wenn sie länger im Hause blieb, so mußte sie ja doch eines Tages erfolgen, und dann mochte der Himmel wissen, was geschehen würde. Sie hatte ihren Glauben vor ihrem Vater verborgen, weil sie es nicht übers Herz hatte bringen können, ihn auf den Tod zu betrüben.

Das war eine schwere Last gewesen auf ihrem Gewissen; die wollte sie fürderhin nicht mehr tragen. Was dem Vater gegenüber ihr die Zunge gelähmt und gebunden hatte, das galt dem Vormund gegenüber nicht. Sie hatte ihn einstmals gern gehabt, denn er war gegen sie stets freundlich gewesen. Jetzt aber hatte sich ihr Gemüt von ihm abgewendet. Sie fürchtete sich vor ihm, ja, sie begann ihn zu hassen. Aber sie war fest entschlossen, nicht mehr zu heucheln, sondern ihm frei ins Gesicht zu bekennen, daß sie mit dem Glauben der Kirche gebrochen habe, und seinem Zorn zu trotzen. Nun schien es fast, als solle ihr das erspart bleiben, denn in drei oder vier Stunden war sie, wenn sich kein Zwischenfall ereignete, seinem Machtbereich entrückt. Dann sollte sie dem Hause des Mannes zueilen, dessen Lehre sie seit Jahresfrist als Heiligtum im Herzen trug, und Martin Luthers Hand sollte sie in Kürze mit dem Geliebten vereinen.

Ein scharfer Peitschenknall weckte sie aus ihren Träumen auf. Eine Prachtkarosse, gezogen von zwei schweren, überaus wohlgenährten Rappen, bog aus dem Kurzen Hagen in die Almstraße ein. Ob jemand drin saß, war nicht zu erkennen, denn dichte Vorhänge verhüllten ihr Inneres. Nicht ohne Neugier und Verwunderung blickte Lucke darauf hernieder, denn sie hatte ein solches Ungetüm noch selten zu Gesicht bekommen. Nur höhere Geistliche und wohlhabende alte Leute bedienten sich zum Fahren über Land solcher

Kutschen, mit denen man langsam vorwärtskam. Wer jung, gesund und kräftig war und nicht übermäßig viel Zeit hatte, der pflegte im Sattel zu reisen.

Luckes Verwunderung stieg, als sie sah, wie Valentin drunten das Tor öffnete und das Gefährt in den Hof hineinrumpelte. Kam da ein Bischof oder Domherr zu Besuch? Oder wollte der Bürgermeister verreisen, und es war ihm ein Unfall zugestoßen, daß er dieses Mittel wählen mußte?

Sie sollte nicht lange im unklaren bleiben über den Zweck dieses Wagens, denn kaum war er hinter der Einfahrt verschwunden, so hörte sie Tritte auf dem Vorsaale, die Tür ging auf, und Hans Wildefürer trat herein.

Lucke erschrak so heftig, daß sie erblaßte, obwohl sein Gesicht nicht den Ausdruck der Härte, sondern nur den des Grames und der Düsterteit zeigte. Aber sie fühlte es: Der gefürchtete Augenblick der Aussprache war da, sie konnte ihm nicht mehr durch heimliche Flucht ausweichen.

Der Bürgermeister begrüßte sie nur mit einem kurzen Nicken, dann ließ er sich auf einen Stuhl nieder und bedeutete sie, ein Gleiches zu tun. Erst nach einer kleinen Weile begann er: »Du wirst gewißlich schon erwartet haben, daß ich mich mit dir über Verschiedenes berede.«

»Ja,« erwiderte sie leise. Wäre seine Stimme voll zorniger Schärfe gewesen, so wäre der Trotz in ihr aufgestanden und hätte ihr über alle Befangenheit hinweggeholfen. Da ihr aber nur müde Traurigkeit daraus entgegenklang, wurde ihr mit einem Male sehr beklommen, und das Herz schlug ihr bis in den Hals.

Wildefüer heftete seine Blicke fest auf ihr Antlitz und sagte dann ruhig und bestimmt: »Du sollst mir auf alles, was ich dich frage, ehrliche Antwort geben nach bestem Gewissen. Du sollst denken, dein Vater fragte dich, und du antwortetest ihm. Willst du das tun?«

»Ja.«

»So frage ich dich: Woher hattest du das Buch, aus dem du meiner Frau vorgelesen hast vor ihrem Sterben?«

»Von meinem Verlobten Christof von Hagen.«

»Ihm war befohlen, Einlager zu halten in seinem Hause, und er hatte es gelobt. Wie ist es da in deine Hand gekommen?«

»Ich habe es geholt.«

»Du hast es geholt?« Er hob erstaunt den Kopf. »Weißt du nicht, daß es sich für eine sittsame Jungfrau nicht geziemt, in eines ledigen Mannes Haus zu gehen und nun vollends in das Haus ihres Verlobten?«

In Luckes Wangen trat eine glühende Röte. »Ich bin nicht hineingegangen,« verteidigte sie sich. »Ich habe ihn lassen herausschreien, und da hat er mir's gegeben.«

»Ich habe nicht Ursach', dir das nicht zu glauben,« erwiderte Wildefür. »Aber was bewog dich« – er stockte, und seine Stimme ward mit einem Male merkwürdig weich und unsicher – »was bewog dich, das Buch zu holen?«

Lucke schwieg. Sollte sie die Lüge wiederholen, die sie am Totenbette seiner Frau gesagt hatte? Sollte sie ihm verschweigen, daß die Sterbende in halbem Fieber sie angefleht hatte, ihr dieses Buch zu verschaffen, und daß sie sich der Menschenfurcht und Feigheit angeklagt hatte, weil sie nicht den Mut gefaßt habe, eine Heilige Schrift im eignen Hause aufzubewahren? Warum sollte sie die Tote schonen? Ihr konnte er ja nichts mehr anhaben.

»Du sollst mir's ehrlich sagen,« drängte er.

»Ich tat es, weil die Muhme herzlich danach verlangte,« erwiderte sie.

Wildefür stöhnte und wandte das Haupt zur Seite. »Zuerst hast du anders gesagt,« sprach er nach langem Schweigen.

»Da habe ich gelogen.«

»Warum?«

»Ich wollte nicht, daß Ihr die Muhme quälen solltet. Sie war in großer Angst vor Euch. Nun aber ist sie gestorben, und ihre Seele ist bei Gott.«

»Ach, wenn sie das wäre!« schrie Wildefürer aufspringend. »Ach, wenn ich das wüßte! Herr, mein Gott! Heilige Jungfrau! Erbarmet euch! Helft mir, daß ich sie erlösen kann aus den Qualen des Fegefeuers!«

Er war ganz außer sich. Der Schmerz und die Angst überwältigten ihn so, daß er für Augenblicke ganz vergaß, wer ihm zuhörte.

Lucke war tief ergriffen. Aller Groll und aller Haß gegen ihn waren mit einem Male aus ihrer Seele gewichen. Aber auch alle Befangenheit und Furcht fiel von ihr ab, und indem sie sich hoch aufrichtete und die Hände emporhob, rief sie begeistert: »Ach, lieber Ohm Wildefürer, warum martert Ihr Euer Herz mit dem traurigen Wahn? Wisset Ihr nicht, daß geschrieben steht: ›Gott ist die Liebe?‹ Wisset Ihr nicht, daß auch geschrieben steht: ›Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum?‹ Wie sollte ein Gott, der die Liebe ist, seine Kinder peinigen aufs erschrecklichste? Sollte er ihnen nicht vielmehr alle ihre Sünde vergeben, wenn sie seine Gnade suchen, um des allgültigen Opfers willen, das unser Erlöser gebracht hat mit seinem heiligen, teuren Blute?«

Wildefürer starrte sie an, als habe er sie nicht verstanden. Aber Lucke, jede Scheu vor ihm vergessend, fuhr mit noch kräftigerer Stimme fort: »Was die Priester uns sagen über die Qualen des Fegefeuers, sind Menschensündlein und ist nicht gegründet im Worte Gottes. Wenn die Heilige Schrift redet von Qualen in

jenem Leben, so meinet sie die Strafe derer, die in der ewigen Verdammnis sind, und das sind nur die Menschen, die dem Teufel gedient haben ihr Lebelang und sich verstockt haben gegen Gottes Wort und Gnade. Vom Fegefeuer haben die heiligen Männer Gottes noch nichts gewußt. Das haben die Priester erfunden, um die Seelen der Leute zu knechten. Die armen Menschen sollen ihnen Geld geben und immer mehr Geld in ihrer Angst um die Seele der Abgeschiedenen —«

Ein heiserer Laut aus seinem Munde ließ sie abbrechen, und dann verstummte sie ganz und gar. Sie sah, wie sein Antlitz sich veränderte, wie er die Zähne zusammenbiß und die Hände rang, um seinen Zorn niederzuzwingen. Das erschreckte sie nicht, sie wäre in diesem Augenblicke kaum erschrocken gewesen, wenn er sie ins Gesicht geschlagen hätte. Aber eine tiefe Traurigkeit kam über sie, denn sie sah, sie hatte ganz umsonst geredet.

»Weib!« knirschte er endlich. »Du, die Tochter Klaus Harys« – er lachte schneidend auf. »O Klaus von Hary! Mein alter Klaus! Womit hast du es verdient, daß dein einziges Kind zur Ketzerin geworden ist? Weib!« rief er noch einmal. »Besinne dich! Komm zu dir! Du lästerst frech, was die Kirche lehrt. Warum? Weil ein abtrünniger Mönch es der Welt so vorplärret. Tausend heilige Männer und Frauen haben die Lehren der Kirche geglaubt und mit ihrem Blute besiegelt seit der Apostel

Tagen. Da tritt ein Mensch auf den Plan, der alles andere ist als heilig, der sich's wohl sein läßt bei Bier und Wein, wie wir Weltleute auch, der eine entlaufene Nonne freit und mit ihr Kinder hat. Der schreit: Es ist alles nicht wahr, was die heilige Kirche lehrt, – und die halbe Welt fällt ihm zu. Das kommt daher, daß der Teufel ihm die Seelen zutreibt. Der entzündet den Hochmut in ihnen, daß sie wollen klüger sein als alle Päpste, Bischöfe und Kardinäle. Du bist kaum einundzwanzig Jahre alt, aber du erfrest dich, zu leugnen, was die Kirche lehrt! Bei Gott und allen Heiligen! Meinst du denn, du wärest klüger als alle die gelehrten Doktoren und Magister, die sich der Kirche unterworfen haben?«

»Gewißlich nicht,« erwiderte Lucke traurig, aber fest. »Ich bin ein ungelehrtes, einfältiges Ding. Aber die Schrift ist klüger als alle Menschen, und wären sie noch so gelehrt. Wer auf der Schrift steht, der kann nimmermehr irren.«

»Die Schrift! Die Schrift!« rief Wildefüer. »Haben sich nicht alle auf die Schrift berufen und gesteiht – die Propheten der Bauern in Thüringen und Schwaben und vor etlichen Jahren die Schandbuben in Münster? Ja, die Schrift ist heilig, und Gott redet in ihr. Aber wer kann sie verstehen und auslegen? Wir Laien können's nicht. Das hat Gott den Priestern anbefohlen.«

»Die Priester sagen so,« entgegnete Lucke. »Aber in der Schrift heißt es: ›Ihr sollt mir ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk sein.‹ Auch wird uns da

geboten, daß sich keiner im Geiste über den anderen erhebe und sich Meister lasse nennen. Denn einer ist unser Meister, Christus. So sind wir denn in geistlichen Dingen alle gleich vor Gott und sind allzumal Priester, und es gibt in der Christenheit keine Laien.«

Wieder starrte Wildefür sie an, als zweifle er an ihrem Verstand. Dann wandte er sich schroff von ihr ab, trat ans Fenster und blickte hinaus und sprach lange kein Wort.

Endlich kehrte er sich wieder zu ihr und sagte kalt: »Es ist so, wie ich gedacht habe. Du bist von der Seuche ergriffen, wie so viele andere auch. Ich kann dein Arzt nicht sein, denn ich bin der Schriften nicht kundig, auch mangelt mir die Zeit. Aber ich will dich zu jemand führen, der mit dir reden soll über den Irrtum deines Weges. Nimm Mantel und Hut und folge mir!«

»Zu einem Priester?« rief Lucke, unwillkürlich zurückweichend.

»Nein, zu einer Frau hier in der Stadt, der Gott die Gabe der Rede gegeben hat.«

»Und jetzt auf der Stelle?«

»Auf der Stelle. Der Wagen hält unten. Beeile dich!«

»Wann werden wir zurück sein?« fragte sie angstvoll.

»Das wird von dir selber abhängen, beeile dich!«

In Lucke regte sich der Trotz, aber nur einen Augenblick lang, dann sah sie ein, daß Pflicht und Klugheit

ihr geboten, ihm willfährig zu sein. Er war ihr Vormund, stand an ihres Vaters Statt. So war sie ihm Gehorsam schuldig in allen Dingen, die nicht gegen das Gewissen stritten, und zudem konnte Widerstand ihr nichts nutzen. Er besaß die Macht und den Willen, ihn zu brechen.

So saß sie denn wenige Minuten später neben ihm in der großen Karosse, die sie vorhin hatte einfahren sehen. Wohin die Fahrt ging, sagte er ihr nicht, und sie wagte nicht, danach zu fragen. Während ihrer Dauer fiel zwischen den beiden nicht ein einziges Wort.

Nach etwa fünf Minuten hielt der Wagen, der sich langsam und teilweise über holpriges Steinpflaster vorwärts bewegte. Lucke hörte, wie ein Tor in seinen Angeln kreischte und dann hinter ihnen wieder geschlossen wurde. Als der Bürgermeister nun die Vorhänge zurückschob und die Tür zum Aussteigen öffnete, sah Lucke, daß sie sich in einem ziemlich großen Hofe befanden. Rechts von ihr stand eine uralte Kirche, die anderen Seiten waren von hohen Gebäuden eingeschlossen. Gewaltige Linden, deren Zweige eben zu grünen anhuben, gaben der sonst etwas düsteren Stätte ein wohnlicheres und freundlicheres Aussehen.

»Wir sind im Magdalenenkloster,« sagte Wildefür.
»Steige aus und folge mir. Ich führe dich zur Domina Elisabeth Erksleben.«

Er wollte sich nach links wenden, um in das Sprechzimmer des Klosters zu gelangen, als die Domina aus

der Tür des Mittelbaues zufällig heraustrat. Sie hatte gerade in Begleitung einer älteren Nonne den Gemüsegarten des Klosters prüfend in Augenschein genommen. Die hochwürdige Elisabeth Erksleben war ein rundes, jedoch behendes Weiblein in der Mitte der vierziger Jahre. In ihrem Antlitz erglänzten zwei dralle Bäckchen von der Farbe eines hochreifen Stettiner Apfels der röttesten Sorte, zwischen denen eine lange, gerade Nase gebietend hervorstach. Die kleinen blauen Äuglein glichen an Unruhe und Beweglichkeit denen der Elster, und der nicht kleine kirschrote Mund stand selten still. Das widersprach ganz den Regeln ihres Ordens, der von seinen Mitgliedern strenge Schweigsamkeit forderte, aber davon pflegte die Ehrwürdige sich und andere gern zu dispensieren. Sie redete wie ein Buch, und ihre Lippen troffen von geistlicher und weltlicher Weisheit, denn sie war die gelehrteste und zugleich beredsamste unter allen Klosterfrauen des niedersächsischen Landes. Insbesondere schrieb sie und sprach sie das Lateinische wie Wasser. Das war ihr einst in den Tagen ihrer Jugend von einer harten und übereifrigen Lehrmeisterin unter vielen Scheltworten, Knüffen und Rutenstreichen eingebleut worden. Jetzt war sie unsäglich stolz darauf, wie denn niemand auf seine Kenntnisse eingebildeter zu sein pflegt, als der sie sich unter besonders schweren Mühen in den Kopf

gebracht hat. Darum hatte sie eine Gewohnheit angenommen, die sie vielen Menschen unausstehlich machte, anderen freilich ein Zeichen ihrer tiefen Bildung war: Sie mengte in ihre Reden fortwährend lateinische Brocken, ja zuweilen ganze Sätze hinein, die sie dann wieder ins Deutsche zu übersetzen pflegte, damit sie auch den dummen und ungebildeten Leuten, mit denen sie zu verkehren genötigt war, verständlich wurden.

Kaum erblickte sie den Bürgermeister, so schoß sie auf ihn zu, oder besser gesagt, sie watschelte auf ihn zu, denn einer anderen Bewegung waren ihre Füße, die so platt waren wie ein Bügeleisen, schlechterdings nicht fähig. »*Saluto vos, domine venerabilissime!* Ich grüße Euch, verehrungswürdigster Herr!« rief sie mit schallender Stimme. »Ist das die Jungfrau, die Ihr mir zuführen wolltet, weil sie *veneno Martinorum imbuta* ist? Sieh, sieh! Das ist ja was Rares!« Sie musterte Lucke mit wohlgefälligen und etwas neidischen Blicken. »Hab' ich's doch immer gesagt: Der *Dominus tenebrarum*, der Herr der Finsternis ist eben auch ein richtiges Mannsbild. Er richtet *Animum suum* stets auf die *Virgines pulcherimas*, die schönsten Jungfrauen.«

»Ich bitte Euch, hochwürdige Domina,« unterbrach sie der Bürgermeister, »redet mit dieser, wie Ihr mir zugesagt habt, über die Artikel unseres heiligen Glaubens, und wenn sie in dem oder jenem abweicht von dem, was die Kirche lehrt, so zeigt ihr, warum sie irrt.«

»*Summa cum voluptate*, mit der größten Freude willfahre ich Euch, Herr, wie ich's Euch ja schon gesagt habe,« erwiderte die Domina sichtlich geschmeichelt. »Ich denke, Ihr seid an die Richtige gekommen, und ich habe schon manchen *impetum* des bösen Feindes abgeschlagen und ihm manche Beute aus den Zähnen gerissen. *Cognoscit me*, er kennt mich. Da war zum *Exemplum* –«

Sie wollte ihm die berühmte Geschichte von der vielangefochtenen Schwester Eusebia erzählen, zu der in einer lauen Maiennacht der Teufel in Gestalt eines schwarzen Hasen über das Wasser der Innerste in ihre Zelle geflogen war und dort die Gestalt eines Mönches angenommen hatte, aber Wildefüer unterbrach sie wiederum.

»Wer hört den Schwestern in Eurem Kloster zur Zeit die Beichte ab?« fragte er.

»Der ehrwürdige Herr Probst,« erwiderte die Domina, verwundert über die Frage.

»Der allein?«

»Zuweilen kommt der Pater Eulogius von Sankt Michaelis herunter. Ihr wißt, der liebe Probst ist alt und zuweilen hinfällig, und der Schwestern sind nicht wenige.«

»Kommt er ins Kloster oder in die Kirche?«

»Bisher ist er nur in die Kirche gekommen. Ich lasse nicht gern ein Mannsbild ins Kloster, außer in den Hof und ins Sprechzimmer. Denn *pro primo* –«

Wildefür unterbrach sie zum dritten Male. »Da tut Ihr wohl daran, und Euer Kloster hat ja auch in Wahrheit den Ruf, eine Stätte der Tugend und Sittsamkeit zu sein, wie ihn, Gott sei's geklagt, nicht alle Klöster haben.«

Die Äbtissin zeigte eine noch viel geschmeicheltere Miene als vorher und schickte sich an, mit der nötigen Ausführlichkeit darzulegen, welche außerordentlichen Fähigkeiten zu der richtigen und gottwohlgefälligen Leitung eines Klosters nötig seien, aber Wildefür ließ sie nicht zu Worte kommen. Er fragte noch mehr: »Warum habt Ihr gerade den Pater Eulogius zum Beichtiger gewählt?«

»Wir haben ihn nicht gewählt. Der Abt Johannes hat ihn unserem Probst empfohlen.«

»So, so!« sagte Wildefür. »Ich werde,« setzte er nachdenklich hinzu, »Eurem Gespräche nicht beiwohnen, denn ich habe noch einen Gang vor.«

»Das ist mir leid!« rief die Äbtissin. »Ihr würdet sehen und hören können, *quomodo diabolus pertubatur et corrumpitur*, wie man den Teufel ängstigt und austreibt.«

»Ich komme in einer kleinen Weile wieder und hole mir Bescheid, was Ihr gefunden habt. Der allmächtige Gott gebe Eurer Rede Kraft und Nachdruck!«

Er neigte sich und schritt dem Ausgange zu. Beim Abgehen sah er noch, wie das muntere Weiblein Luckes Arm in den ihren legte, und hörte, wie sie ihr zurief:

»Komm, Kind! *Lavabimus animam tuam*. Wir werden deine Seele waschen, und sie wird rein werden wie die eines neugeborenen Kindleins.« Den anklagenden und jammervollen Blick, den Lucke auf ihn richtete, sah er nicht mehr.

Langsam schritt er durch das Süstertor, den »Flohha-gen« und die Straße »In Wohle« hinauf zum Michaeliskloster. Hier brauchte er nicht an der Pforte zu läuten, denn das Tor stand weit offen. Es wurde gerade ein Wagen in den Hof gefahren, den zwei schwere Pferde nur mit Mühe den Hügel hinaufgezogen hatten. Das war kein Wunder, denn auf ihm lagen wohl ein Dutzend Fässer von nicht unansehnlicher Größe. Sie kamen aus den gesegneten Auen des rheinischen Landes, wo der Wein gedieh, den der würdige Prior Theodorus am liebsten trank. Der Gottesmann kam soeben selber über den Hof, so schnell es ihm die Fülle seines Leibes gestattete, und sein Antlitz leuchtete vor Freude, denn er sah bereits im Geiste den Hahn in eines dieser Fässer zum Anstich geschlagen und ahnte einen frohen Abend beim roten Aßmannshäuser. Aber als er den Bürgermeister erblickte, verzogen sich seine Mienen, als habe er einen starken Schluck sauersten Essigs getrunken, denn er gedachte verschiedener Unbilden, die er von diesem Manne erlitten hatte, und deren Gedenken niemals aus seiner Seele weichen wollte. Doch bedachte er auch, daß es nicht wohlgetan war, ihm unhöflich zu begegnen oder ihn gar zu reizen, und deshalb trat er,

sich zu einem Lächeln zwingend, auf ihn zu und fragte nach seinem Begehre.

»Zu Eurem Abte will ich,« entgegnete Wildefüer, »und es wäre mir lieb, Herr Prior, wenn Ihr mich selber zu ihm geleiten wolltet, denn was ich zu sagen habe, geht euch beide an.«

Der Prior senkte das Haupt unwillig auf sein Doppelkinn herab und ließ einen Blick des Bedauerns über den Wagen gleiten. Er hätte gern die Ausladung dieser Fässer als sachkundiger Mann überwacht, und überdies schwante ihm, daß der Bürgermeister Unwillkommenes vorbringen werde. Aber er ließ sich davon nicht viel anmerken, sondern erwiderte in würdevoller Haltung: »Ich will Euch gern zu dem hochwürdigen Herrn Abt geleiten, Herr. Er ist im Innengarten. Dort studiert er.«

Er führte ihn vor das Haupthaus, öffnete die Tür und lud ihn ein, voranzugehen. Wildefüer trat in eine gewaltige Halle, in der eine angenehme Kühle herrschte. Seine Brauen zogen sich unmutig zusammen, als er das Bild sah, das sich seinen Augen darbot. Wohl die Hälfte der Brüder war in diesem Raum versammelt, aber nicht zu einem Tun, das ihres Standes würdig war. Sie saßen vielmehr an kleinen Tischen und huldigten dem Kartenspiele und waren so darin vertieft, daß sie kaum aufblickten, als er mit dem Prior an ihnen vorüberschritt. Den Bürgermeister ärgerte der Anblick ganz besonders, denn er hatte für das Kartenspiel kein

Verständnis. Wie erwachsene und ernsthafte Leute die Zeit damit totschiagen mochten, das hatte er zu keiner Zeit seines Lebens begriffen, am allerwenigsten, wie sie Wein dazu trinken mochten. Denn der Wein, meinte er, rege den Menschen zu froher Rede und Gegenrede an, das Spiel dagegen lähme und töte jede Unterhaltung, und so reime sich das eine durchaus nicht mit dem anderen zusammen.

Angewidert schritt er an den Mönchen vorbei, die ihre Karten auf den Tisch klatschten und dabei nicht rechts noch links blickten, und stieg die Steintreppe hinauf, die in den Innengarten des Klosters führte. Als sich die Tür hinter ihm und seinem Begleiter schloß, sah er den gelehrten Abt, wie er tiefgesenkten Hauptes den wundervollen Kreuzgang durchwanderte, der in die Kirche führte. Laut hallten seine Tritte an den hohen Wölbungen wider, die der große Bernward gebaut und an denen viele Geschlechter späterer Zeiten gemodelt und geformt hatten. Bei solchem Umherwandeln, so behauptete der Prälat, kämen ihm die besten und erleuchtetsten Gedanken.

Abt Johannes war der gelehrteste, harmloseste und dümmste unter sämtlichen Insassen des Klosters, dessen Schirmherr der heilige Erzengel Michael war, und der Vereinigung dieser Eigenschaften in seiner Person hatte er seine Wahl zum Oberhaupte der Mönche zu danken gehabt. Es war dem Ansehen des Klosters förderlich, wenn ein Mann an seiner Spitze stand, der von

den gelehrten Doktoren zu Leyden und Köln als eine Fundgrube und Leuchte geistlicher Gelehrsamkeit gepriesen wurde. Und es war dem Behagen der Brüder förderlich, wenn derselbe Mann in allen Dingen des irdischen Lebens so hilflos war wie ein Kind, gänzlich unfähig zu herrschen und zu regieren, jeder Härte und Strenge abhold. Darum konnte jeder tun und lassen, was ihm beliebte, und dahin war es in der Tat unter der Regierung dieses Abtes gekommen. Die Mönche des überreichen Klosters kümmerten sich um die strengen Regeln der Zucht, die Sankt Benedikt den Seinen vorgeschrieben hatte, nicht im geringsten mehr. Sie lebten in weltlicher Üppigkeit, und ihr ärgerlicher Wandel erregte den Spott der Kinder dieser Welt und war frommen Gemütern ein Ärgernis. Kein anderes Kloster unweit in der Runde war so unbeliebt und verachtet beim Volke, wie das des heiligen Michael.

Abt Johannes ahnte davon nichts und würde sich sicherlich verwundert haben, wenn's ihm jemand gesagt hätte, denn sein Geist war der Welt abgekehrt und stets mit hohen wissenschaftlichen Fragen beschäftigt. Zur Zeit arbeitete er an einer gelehrten Abhandlung über die Frage, was wohl aus einer Maus werden würde, die durch Zufall etwas von einer geweihten Hostie fräße. Müsse das Tier, das sich das Allerheiligste einverleibt hätte, nicht dadurch der Unsterblichkeit teilhaftig werden? Achtzig Jahre früher hatte ein gelehrtes Licht der kirchlichen Wissenschaft eine umfangreiche Arbeit

über diese wichtige Frage verfaßt. Sie war dem Abte zu Gesicht gekommen, hatte aber seinen Beifall nicht gefunden. Er war entschlossen, die Ansicht, die er gefunden hatte, unter Aufbietung des größten Scharfsinnes und mit Anwendung ganz anderer wissenschaftlicher Mittel zu widerlegen, und zu diesem Behuf hatte er sich in seinen Denkwinkel zurückgezogen und befohlen, ihn nicht zu stören.

So war er denn sehr ungnädig gestimmt in seinem Gemüte, als er auf die beiden stieß, die ihn an der Tür des Kapitelportals erwarteten. Lässig erhob er die Hand zum Segensgruß, und die Frage: »Was führt Euch zu mir, Herr Bürgermeister?« klang so zerstreut, daß ihm anzumerken war, wie übel er die Störung empfand, und wie er innerlich an der Frage, die ihn beschäftigte, noch weiterarbeitete.

Indessen wurde sein Geist doch einigermaßen rasch auf die Erde zurückgebracht, als jetzt Wildefüer mit großer Schärfe sagte: »Ich komme mit einer Klage, Hochwürden.«

»Oh! Doch nicht gegen einen der Brüder?« rief der Abt erschrocken.

»Gegen den Pater Eulogius,« erwiderte Wildefüer. »Es ist mir zu Ohren gekommen, daß er mit einem Weibe im Kurzen Hagen einen sträflichen Verkehr unterhält. Ich habe die Sache nicht an die große Glocke gehängt, denn ich will nicht, daß viel Rumor darüber

entsteht. Das gemeine Volk ist ohnehin voll Erbitterung und Haß gegen die Schwarzkutten. Aber ich fordere, daß Ihr mit aller Strenge einschreitet gegen den Mönch, der sein heiliges Gelübde also entweicht und mit Füßen tritt.«

Der Abt blickte den Prior an. »Ach, sollte das wahr sein?« stotterte er. »Ich kann's nicht glauben.«

»Glaubt es immerhin, Hochwürden!« versetzte Wildefürer. »Ich habe Zeugen und Beweise, und sie stehen Euch zu Diensten, so Ihr's begehrt.«

Wieder schaute der Abt wie hilfesuchend nach dem Prior hin. Der zuckte die Achseln und wandte sich halb zur Seite, und ein Lächeln umspielte seine Lippen. Dann nahm sein feistes Gesicht einen Ausdruck an, als wolle er sagen: Was ist daran gelegen? Über solche Lappalien regt sich kein Mensch auf, der die Welt kennt. Er vermied es weislich, solches auszusprechen, aber Wildefürer erriet seine Gedanken, und Zorn und Ärger kochten in ihm auf.

»In Christo geliebter Sohn,« begann der Abt nach einer Pause, »ich will den Bruder Eulogius gewißlich vermahnen, abzustehen von den Pfaden der weltlichen Lüste, so die Seele verderben. Doch bedenket, daß auch geschrieben steht: Du sollst deinem sündigen Bruder siebzimal vergeben.«

»Vergebt ihm meinethalben siebentausendmal und tut mit ihm, was Euch beliebt!« brauste Wildefürer auf. »Aber das sage ich Euch: Wenn er noch einmal die

Stadt betritt, so sperre ich ihn unter dem Rathause ein. Und wenn er sich beikommen läßt, im Frauenkloster drunten den Nonnen weiterhin die Beichte abzunehmen, so soll das Euer Kloster büßen. Ihr wißt, was ich vermag. Ich will nicht, daß er das Frauenkloster auch nur mit einem Fuße betritt. Ihr haftet mir dafür. So, das wollt' ich Euch sagen, Herr Abt, und weil ich denn einmal im Zuge bin, so will ich Euch noch mehr sagen: Die Zeit ist ernst, furchtbar ernst. Jetzt sollte jeder Priester so wandeln, daß er durch seinen Wandel ein Zeugnis ablegte für die Heiligkeit seines Standes. Die Mehrheit Eurer Brüder aber leben so, daß sie ihren Stand schänden. Ihr wollt das nicht, dessen bin ich gewiß. Aber dennoch tragt Ihr den Hauptteil der Schuld daran. Denn Ihr seid dazu bestellt, zu herrschen und zu leiten, statt dessen hockt Ihr über Büchern und spintisiert über Fragen, mit denen Ihr keinen Hund vom Ofen lockt. Dafür werdet Ihr Rechenschaft müssen ablegen vor dem allmächtigen Gott, und das wird Euch schwerfallen. Dasselbe gilt von Euch, Herr Prior, nur daß Ihr Euch nicht zu den Büchern, sondern zu den Fässern haltet. Das sage ich Euch als ein Mann, dem die Verderbnis unserer heiligen Kirche in der Seele weh tut. Nehmt Euch daraus, was Euch not tut, und gehabt Euch wohl!«

Er beugte sein Haupt sehr wenig vor den beiden Klosterhäuptern, die er in seinem Herzen schon lange tief

verachtete, wartete auch ihre Gegenrede nicht ab, sondern schritt stracks den Weg zurück, den er gekommen war. Abt und Prior blickten einander ins Gesicht. Der eine war käseweiß, der andere puterrot.

»Allmächtiger Herrgott!« wimmerte der Abt. »Welche Sprache führt dieser Mann gegen uns!«

»Hat er denn je eine andere geführt?« knurrte der Prior grimmig. »Denkt Ihr nicht des Tages, da er uns alle in unseren Remter einsperrte, weil wir uns weigerten, der Stadt den Schoß zu zahlen, den sie von uns haben wollte, und keinen von uns herausließ, bis wir einwilligten?«

»Ich denke daran,« seufzte der Abt. »Aber mich kränkt vor allem, daß ein Mensch so reden darf, der keine Ahnung hat von der Würde und dem Nutzen der Wissenschaft. Und wenn er fordert, ich solle den Pater Eulogius nicht mehr bei den Magdalenenschwestern beichten lassen, so ist das ein Eingriff in meine Rechte, der kaum dem Bischof zustände.«

»Ich rate Euch dennoch, ihm zu Willen zu sein,« sagte der Prior und setzte dann mit einem giftigen Blicke hinzu: »Der Bube ist mir wie Operment! Ich will lieber einen ganzen Tag nur Wasser trinken, als ihm eine Minute lang in die düstre, hochmütige Fratze sehen. Aber wir brauchen ihn, das ist das Verfluchte. Wäre er nicht, so möchte uns wohl der Teufel ein böses Spiel

anrichten in Hildesheim. Doch ich will Euch nicht länger stören, Hochwürdigster. Ich habe noch zu tun. Ich bitte Euch, mich zu entlassen.«

Der Abt nickte ihm zu und machte das Kreuzeszeichen. »Geht mit Gott!« sagte er. Und Prior Theodorus begab sich zu seinen Fässern im Hofe.

Wildefürer hatte indessen das Kloster des heiligen Michael verlassen und schritt hinunter nach dem Magdalenenkloster. Kaum war er in dem Sprechzimmer angelangt, so kam auch die Domina hereingerauscht. Ihre Wangen waren noch röter als gewöhnlich, und die Haube, die sie auf dem Kopfe hatte, wackelte bedenklich, ein Zeichen ihrer großen inneren Erregung.

»*O venerabilissi me!*« rief sie mit klagendem Tone. »*In hac virgine daemon est*, in dieser Jungfrau ist ein Dämon. Es ist schwer, sie zu überwinden, denn sie wirft mit Sprüchen der Schrift um sich wie ein lutherischer Prädikant. Oh, was hat der freche Schelm in Wittenberg angerichtet, daß er den Laien die Schrift verdeutscht und in die Hand gegeben hat! Dadurch hat er das Gift so tief in ihre Seele gesenkt, *ut vix exstirpandum sit*, daß man es kaum herausreißen kann.«

»Meint Ihr, daß es Euch mit der Zeit gelingen wird, sie wieder zum Glauben zu bekehren?« fragte Wildefürer, als die Aufgeregte Atem schöpfte.

»Mit der Zeit gewißlich, aber so schnell, wie ich dachte, kann es nicht geschehen,« erwiderte die Domina.

»So wollen wir tun, wie wir verabredet haben. Führt sie zu mir!« –

»Die hochwürdige Domina hat mir gesagt, daß der ketzerische Irrtum tief in deiner Seele säße,« sagte er, als Lucke bleich und mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand. »Darum habe ich beschlossen, daß du hier im Kloster bleiben sollst.«

Lucke hob den Blick, und er las darin ein tödliches Erschrecken. »Nein!« schrie sie auf. »Um Gottes Barmherzigkeit willen! Niemals! Ich will keine Nonne werden.«

»Daran denkt niemand,« sagte Wildefür gemessen. »Du wärest dazu auch gar nicht reif. Aber ich kann dich in meinem Hause fürderhin nicht haben. Ich habe keine Zeit, mich um deine Seele zu kümmern, vermöchte wohl auch nicht, dich zu bekehren. Die hochwürdige Domina aber wird sich deiner annehmen, auf daß du nicht ewig verlorengest. Sie wird dir Bücher zu lesen geben, die dich überzeugen von deinem Irrtum, sie wird weiterhin liebevoll mit dir reden –«

»Nein!« schrie Lucke noch einmal. »Laßt mich hinaus! Ich will nicht hierbleiben. Könnt Ihr mich nicht fürder halten in Eurem Hause, so laßt mich hingehen nach Goslar. Ihr habt kein Recht dazu, mich einzusperren, und ich will nicht!«

»Das Recht dazu gab mir dein Vater in seiner Todesstunde, und du weißt es gar wohl: lebte er, so würde er

nicht anders mit dir tun, als ich tue,« erwiderte Wildefür mit unbeweglichem und steinernem Antlitz. »Ich muß dein ewiges Heil bedenken. Das habe ich gelobt, und ich halte meine Eide. Doch gibt es einen Weg für dich, aus dem Kloster herauszukommen. Schwöre deine Ketzerei ab! Gelobe mir mit einem heiligen Eide in meine Hand, daß du dich dem unterwerfen willst, was unsere heilige Kirche lehrt, und daß du niemals wieder ein verbotenes Buch in deine Hand willst nehmen. Dann bist du frei. Ich tue dich in ein gutes christkatholisches Haus in der Stadt. Bedenke das und entscheide dich!«

In Luckes Seele erhob sich ein schwerer Kampf. In etwa zwei Stunden wartete Christof von Hagen auf sie. Tat sie das, was Wildefür von ihr verlangte, so war es ihr wahrscheinlich möglich, zu ihm zu gelangen und mit ihm zu entfliehen. Dann war sie frei, und was sie hier gelobt hatte, konnte sie in Wittenberg widerrufen. Wie ein Schwindel kam es über sie, und sie mußte sich an einen Schrank lehnen, um nicht umzusinken, weil ihre Knie zu zittern begannen. »Was du tust, ist keine Sünde,« sagte eine Stimme in ihr, »denn erzwungener Eid ist Gott leid. Er bindet niemand.« Aber eine andere Stimme rief ihr zu: »Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen! Du sollst nicht einen Eid schwören beim Namen des Heiligen und des Allmächtigen, den du nicht halten willst, und du sollst

nicht den verleugnen, der dich erlöst hat mit seinem Blute!«

Wildefür blickte gespannt in ihr Antlitz, das abwechselnd errötete und erblich. »Nun?« sagte er. »Entscheide dich! Hier meine Hand!«

Lucke erhob ihre Rechte, ließ sie aber gleich wieder sinken. »Ich kann nicht! Und ich will nicht!« murmelte sie und schloß die Augen, wie von einer plötzlichen Schwäche überwältigt.

Da schritt Wildefür zur Tür und legte die Hand an das Schloß und sagte noch einmal laut und drohend: »Zum letzten Male: Entscheide dich!«

»Laßt mich zu meinem Verlobten!« rief Lucke und richtete sich hoch auf.

»Der dein Verlobter war, ist es nicht mehr. Er hat sich selbst von dir geschieden, indem er sich von unserem heiligen Glauben schied. Das weißt du gar wohl. Frau Domina!« wandte er sich an die Äbtissin, »ich übergebe Euch diese. Fahret säuberlich mit ihr und helft ihr mit Sanftmut zurecht. Ich werde mich jeden Tag nach ihr erfragen, und wenn sie eine Änderung ihres Sinnes zeigt, so lasset mich's auf der Stelle erfahren. Gott erleuchte ihre Seele! Lebet wohl!«

»Gewalt!« schrie Lucke außer sich. »Hilfe! Hilfe! Gott, erbarme dich!« Sie wollte zur Tür hinauslaufen, aber die Domina ergriff sie mit ihren starken Armen und zog sie auf eine Bank nieder und redete ihr zu, wie man einem törichtem, unartigen Kinde zuredet.

Wildefür hatte das Gemach verlassen. Hinter sich hörte er, den langen Gang zurückschreitend, noch einen gellenden Schrei, aber er achtete nicht mehr darauf. Finsteren Angesichts, mit tiefen Falten zwischen den Brauen, verließ er das Kloster und begab sich in sein Haus.

Zwei Abgeordnete hatten die Braunschweiger nach Hildesheim gesandt, den einen ihrer Bürgermeister und den alten Ratsherrn Petersen. Der Bürgermeister war ein noch junger Mann, scharf und schneidig und ganz der neuen Lehre ergeben, die ja in Braunschweig schon seit fast dreizehn Jahren den Sieg errungen hatte. Der alte Petersen hatte unter die Ratsherren gehört, die sich von dem aufgeregten Volke die Erlaubnis zur Predigt des Evangeliums hatten abringen lassen und deshalb auf ihrem Sitze belassen waren. Seine lutherische Rechtgläubigkeit war den hochwürdigen Predigern der Stadt einigermassen verdächtig, denn er ließ sich selten in ihren Gottesdiensten sehen, aber er tat und sagte auch niemals etwas gegen die neue Lehre, und so ließ man ihn in Frieden. Zum Abgesandten nach Hildesheim empfahl ihn, daß er Wildefürs Vetter und der Pate seines Sohnes war, denn wenn man von den Hildesheimern etwas erlangen wollte, so mußte man vor allem Wildefür gewinnen. Das wußte im braunschweigischen Rate jedermann.

Aber weder die kraftvolle Beredsamkeit des Bürgermeisters, noch die Rücksicht auf seinen alten Freund und Gevatter brachte Wildefürer dahin, auf den Wunsch und die Bitte der Braunschweiger einzugehen. Nachdem die beiden Gesandten ihre Bitte vorgebracht und dann der Sitte gemäß das Zimmer verlassen hatten, sagte er: »Der Prädikant hat sich gegen unser Stadtrecht vergangen, der Rat hat ihn zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, die büßt er ab, wird dann durch den Henker aus der Stadt gebracht und kann gehen, wohin er will. Wo kommen wir hin, wenn wir gestern so und heute so und morgen wieder anders beschließen! Die Lage hat sich in keiner Weise dadurch geändert, daß uns die Braunschweiger nach ihrem Schreiben nun auch noch Abgesandte geschickt haben.«

»Nur, daß wir daraus ersehen, Welch ein Gewicht sie der Sache beilegen,« warf Harmen Sprenger ein.

»Das könnte man daraus wohl schließen,« entgegnete Wildefürer. »Indessen, wenn sie sehen, daß sie dadurch unseren Sinn wandeln, so werden sie jedesmal ein paar Männer zu uns herüberschicken. Wir wollen ihnen, liebe Freunde, mit aller Höflichkeit erwidern, daß wir in ihr Begehren nicht zu willigen vermögen.«

So geschah es, denn er drang, wie immer, mit seiner Meinung durch. Aber dann ereignete sich ein Zwischenfall, der bei vielen der Hildesheimer Ratsherren sehr bedenkliche Mienen hervorrief. Der braunschweigische Bürgermeister weigerte sich, den Ehrentrunk

entgegenzunehmen. Seit undenklichen Zeiten war es in Hildesheim Sitte, den Ratsmannen der befreundeten Städte, die in Sachen ihrer Gemeinde in die Stadt kamen, bei den wohlhabenden Geschlechterherren, die sich dazu erboten, oder die ihnen etwa persönlich befreundet waren, Unterkunft zu gewähren und sie nach der Verhandlung hinabzuführen in des Rates Trinkstube. Dort wurde ihnen auf Kosten der Stadt so viel des guten Weines vorgesetzt, wie sie zu trinken beehrten. Daß einer das jemals ausgeschlagen hätte, war wohl noch nie vorgekommen. Jetzt aber erklärte der Braunschweiger hart und scharf:

»Ihr habt meiner Stadt eine Bitte abgeschlagen, die zu erfüllen Euch nichts gekostet hätte. Wie Braunschweig das aufnehmen wird, steht dahin. Aber die Bitte lag auch mir am Herzen, und wie ich Eure Unhandlichkeit aufnehme, das soll Euch nicht verhohlen sein, Bürgermeister und Ratsmannen von Hildesheim! Ihr bietet mir den Ehrentrunk in Eurem Keller. Fünfzig Schritte davon liegt meines Glaubens Genosse gebunden in Eurem Gefängnis. Meint Ihr in Wahrheit, ich setzte mich, während er dort schmachtet, in Eurem Keller zum Weine nieder? Mein Geselle Petersen hier mag tun, was er für gut befindet, ich tue, was ich für Recht halte. Ich gedenke auch nicht in Eurer Stadt zu nächtigen und will keinem von Euch beschwerlich fallen. Ich gehe nach Eurem Stalle und hole meine Rosse und reite in die Neustadt. Gehabt Euch wohl!«

Damit drehte sich der vor Zorn glühende Mann auf den Hacken um und verließ das Gemach. Die Ratsherren von Hildesheim blickten einander an, als hätten sie nicht recht gehört. Einigen blieb der Mund vor Schreck und Verwunderung offen stehen. Dann wandten sich aller Augen dem Bürgermeister zu.

Der blieb ganz ruhig, und nicht ein Zug in seinem Antlitz ließ erraten, daß ihn der Auftritt erzürnt oder auch nur erregt habe. »So müssen wir denn auf diese Ehre verzichten,« sagte er schneidend. »Du aber, Gevatter Petersen, was gedenkst du zu tun?«

Der Ratsherr blickte bekümmert vor sich nieder. »Auch mir tut's leid, daß Ihr unsere Bitte abgeschlagen habt, Ihr Herren von Hildesheim,« sagte er. »Aber ich will nicht im Zorn von Euch scheiden, wie mein Kumpan, denn ich meine, wir werden trotz dieser Irrung nicht Feinde werden. Ich nächtige bei dir, Gevatter Wildefüer, und weise Euren Ehrentrunk nicht zurück.«

So sprach Herr Martin Petersen, weil er ein mildes und versöhnliches Gemüt und zugleich eine überaus durstige Kehle besaß. Er kannte den Wein, den die Hildesheimer bei solchen Gelegenheiten ihren Gästen vorzusetzen pflegten, und es deuchte ihm eine Torheit, ihn zurückzuweisen.

»So komme mit uns,« rief Wildefüer. »Ich schließe unsere Tagung, liebe Ratsgesellen. Denke ein jeder daran, daß alles verschwiegen bleibe, was hier verhandelt

worden ist, und daß keiner dem anderen eine Rede oder Antwort übelnehme und nachtrage!«

Er nahm seinen alten Gevatter freundschaftlich am Arme, um ihn nach der Trinkstube zu geleiten, aber er ließ ihn sogleich wieder fahren, denn von Sankt Andreas herüber klang voll und klar das Abendgeläut durch das offene Fenster in den Saal herein, dazwischen erscholl der dumpfe Ton der riesigen Domglocken. Sogleich faltete der Bürgermeister die Hände und betete mit ehrfürchtig geneigtem Haupte ein stilles Paternoster. Die Ratsherren taten es ihm alle nach, wiewohl mehrere nur zum Schein die Haltung eines Betenden annahmen. Auch der alte braunschweigische Ratsherr schloß sich nicht aus, und als er das Haupt wieder erhob, hatte er Tränen in den Augen. Dann ließ er sich von Wildefüer hinabgeleiten.

Unter der Freitreppe des Rathauses führte eine Steintreppe von neun Stufen hinab in den Raum, wo, beschirmt von mächtigen, starken Gewölben, des ehrbaren Rates Weinvorräte lagen. Der Keller war abgeschlossen durch ein eisernes Gitter, durch das man die gewaltigen Fässer liegen sah. Vor dem Gitter führte ein schmaler Gang zur linken Hand zu des Rates Trinkstüblein, einem mäßig großen Gemach, aus zwei Gewölben bestehend. Am Tage saß man hier im traulichen Halbdunkel, da durch die schmalen und tiefen Kellerscharten nur wenig Licht eindringen konnte. Jetzt waren, da

die Dämmerung bereits hereinbrach, auf den verschiedenen schweren Eichentischen Kerzen angezündet. Sie beleuchteten hell die an den Wänden hängenden Schilde und Wappen der Geschlechter, die der Stadt einen oder mehrere Bürgermeister gegeben hatten. Da sah man den springenden Hirsch der Brandis, den roten Hausgiebel der Harlessem, den goldenen Löwen der Arnecken und viele andere. Dazwischen standen auf Wandgesimsen kunstvolle Gläser und schwere Humpen aus Silber oder Zinn und wiesen bedeutsam hin auf die Bestimmung des Raumes.

An den Tisch im Hintergrunde des Gemachs, an dem in großen Armstühlen die Bürgermeister und die ältesten Ratsmänner zu sitzen pflegten, geleitete Wildefür den Gast und bot ihm einen silbernen Becher zum Ehrentrunk. Herr Martin Petersen tat dem trefflichen Wein alle Ehre an, und sein Becher mußte des öfteren wieder gefüllt werden, und er wurde schon nach kurzer Zeit sehr redselig und aufgeräumt. Aber er war und blieb der einzige Fröhliche im Kreise. Wildefür hätte am liebsten daheim in der Einsamkeit seinen trüben und düsteren Gedanken nachgehungen, und es war ihm eine Last, daß er dem braunschweigischen Gevatter Gesellschaft leisten und ihn unterhalten mußte. Die meisten der Ratsherren hatten einen Kranken in ihrem Hause, denn die Seuche hatte in den letzten Tagen mit unheimlicher Gewalt um sich gegriffen. So kam es, daß mit der Zeit einer nach dem andern sich davonmachte,

und schon nach etwa einer Stunde war die Trinkstube leer. Nur an dem kleinen Tisch dicht bei der Tür saßen noch drei und spielten ein Kartenspiel mit großem Eifer, wobei sie einander fortwährend anschrien, und am Ehrentische saß Wildefüer mit seinem standhaften Gaste und redete leise, aber eindringlich mit ihm, denn der Braunschweiger hatte in seiner Weinseligkeit ein Gespräch begonnen, das seine Teilnahme immer mehr in Anspruch nahm.

»Als du vorhin beim Abendläuten betetest, Hans,« sagte er, »da wurde ich fast weich, denn es erinnerte mich an mein früheres Leben.«

»Tust du denn das nicht mehr?« fragte Wildefüer.

»Ha,« erwiderte Petersen. »Ich tät's schon noch, wenn auch heimlich, denn sähe es jemand, so würde man mich auslachen. Aber bei uns wird ja auch nicht mehr geläutet, wenn der Abend kommt. Alle solche Bräuche sind abgeschafft. Die Prediger schreien, sie wären papistisch.«

»Das habt ihr euch selber zuzuschreiben,« erwiderte Wildefüer. »Warum habt ihr die martinische Sekte lassen groß werden und zur Herrschaft kommen in eurer Stadt!«

Petersen senkte traurig sein Haupt. »Ach, Hans, wir hatten keinen wie dich! So haben wir uns von der Bürgerschaft und dem gemeinen Manne überreden lassen, daß wir einwilligten, die Kirche zu reformieren.« Er

blickte trübselig in seinen Becher und fuhr fast weinerlich fort: »Je älter ich werde, um so mehr fehlt mir das alles, woran ich von Kind an gewöhnt war. An jedem Morgen ging ich früher in die heilige Messe, damit begann für mich der Tag. Schon meine selige Mutter hatte mich immer mitgenommen, als ich kaum laufen konnte. Jetzt gibt es keine heilige Messe mehr; sie sei Teufelsbetrug, sagen unsere Prediger. Früher betete man vor den Bildern der lieben Heiligen und der gebenedeiten Gottesmutter. Jetzt haben sie ihren Spott über die Heiligen, und niemand darf mehr ein Bild von ihnen haben, nicht einmal in seinem Hause. Denn so es jemand merkt, so wird er verlacht und verlästert. Und die Gottesdienste! Wie waren sie früher so bunt und so prächtig! Wie wurde die Seele durch feierliche Handlungen und Gesänge zur Andacht gestimmt! Jetzt ist alles so kahl und nüchtern; es friert einen, wenn man in der Kirche sitzt, und wenn die Prediger stundenlang die Schrift auslegen, so schlafe ich ein. Mag sein, daß andere dabei Andacht haben. Ich kann es nicht, ich kann es nicht!«

So klagte der Greis und schaute dann wieder mit gesenktem Haupte in seinen halb geleerten Becher. Wildefür hatte seinen Worten mit großer Teilnahme gelauscht, und nun, nachdem er geendet hatte, legte er ihm freundlich die Hand auf die Schulter und sagte: »Weißt du, was ich täte an deiner Stelle, Gevatter? Ich zöge von Braunschweig fort. Ja, das tät' ich. Gott weiß

es, wie ich an Hildesheim hänge, aber würde es eine lutherische Stadt, so wäre meines Bleibens hier nicht eine Woche länger. Denn mehr noch als an meiner Stadt hänge ich an meinem Glauben und an meinem Gott. Du nun vollends hast nichts, was dich hält, denn dein Weib und Kind sind tot. Verkaufe dein Haus, und komme zu uns herüber. Da bist du in einer Stadt, die sich noch christkatholisch nennen darf.«

Petersen nahm einen tiefen Schluck aus seinem Glas und murmelte betrübt: »Wie lange noch?«

»Was meinst du damit?« fuhr Wildefüer auf.

»Ach, verüble mir's nicht, Hans, daß ich so schwätze,« erwiderte Petersen. »Sie sprechen in Braunschweig in den Trinkstuben so vieles über dich, daß einem, der dich gern hat, manchmal bange wird. Neulich sagte einer: ›All seine Klugheit und große Kraft helfen dem Regenten von Hildesheim gar nichts. Gegen die Gedanken seiner Zeit kommt niemand auf. Er kann Hildesheim noch eine Zeitlang beim alten Glauben halten, vielleicht fünf, vielleicht zehn Jahre lang, dann aber wird es doch lutherisch, wie alle anderen Städte in unserem Lande.««

»Halte ich es auch nur fünf Jahre lang bei unserem heiligen Glauben, so wird es niemals lutherisch. Denn ich weiß ganz bestimmt, daß der Kaiser über die Schmalkaldner kommen will, sobald er seiner anderen Feinde ledig ist. Dann wird der Lutherei ein Ende gemacht.«

»Hältst du das noch für möglich?« fragte Petersen ungläubig.

»Sicherlich,« erwiderte Wildefüer nachdrücklich. »Hat schon jemals eine Ketzerei Bestand gehabt? Sie dauert ein paar Jahre, wenn's hoch kommt, ein paar Jahrzehnte, dann ist es mit ihr vorbei. Nur die Kirche, die unser Herr Christus gestiftet hat, ist ewig.«

»Mir sollt' es recht sein,« gab der Braunschweiger zur Antwort und trank seinen Becher leer. »Ich hange heimlich der alten Kirche noch an, und du kannst mir's glauben, in Braunschweig gibt's noch viele, die so denken. Wir dürfen nur um Gottes willen nichts sagen. Es gibt auch viele, die früher für die neue Lehre heiß entbrannt waren, aber nun ist ihr Gemüt erkältet. Sie dachten, wenn den Kirchen und Klöstern ihr großer Reichtum genommen würde, dann wären alle Leute mit einem Male reich. Aber die Armut ist noch da. Sie dachten, wenn die Geistlichen den Laien ein besseres Beispiel gäben, so würde alle Unzucht mit einem Male verschwinden. Aber sie ist auch noch da, und sie ist schlimmer denn je. Hat es jemals in unserer Jugendzeit eine so schamlose Mode gegeben wie die jetzt aus Welschland zu uns gekommene, da sich die Frauen und Jungfrauen bloß tragen bis auf die Hälfte des Rückens und der Brust? So denkt denn mancher: Wäre es geblieben, wie es früher war, so wäre es auch gut, und es wäre der Christenheit viel Lärm und Aufruhr und Blutvergießen erspart geblieben.«

Wildefür lachte. Es war das erstmal seit dem Tode seiner Frau, daß ihn jemand lachen hörte, und Hans Blome, der unter den Spielern am Tische bei der Tür saß, drehte sich verwundert nach ihm um und horchte auf das Gespräch der beiden, um zu erfahren, was wohl des Bürgermeisters Heiterkeit erregt habe. Aber er konnte nichts erlauschen, denn leise, wie beide schon vorher gesprochen, sagte Wildefür: »Siehst du! Siehst du! Solcher Leute werden gewißlich immer mehr werden. Viele werden innewerden, daß ihnen das Neue nicht gibt, was sie sich davon versprochen, und dann kehren sie zum Alten zurück. Die Menschen sind nun einmal so. Nur die wenigen, die erkannt haben, daß auf dieser Erde nichts vollkommen sein kann, bleiben bei dem, was sie sich einmal erwählt haben, und fallen nicht auf etwas Neues, meinend, das werde sie glücklicher und seliger machen. Wisse, alter Gevatter, die Menschheit gleicht einem Manne, der schlafen soll, aber eine zu kurze Decke hat. Friert ihn an den Hals, so zieht er sie herauf, und nun ist ihm eine Zeitlang wohl. Fängt er dann an, ein Frieren an den Beinen zu spüren, so zieht er sie wieder herunter. So kommt er denn nimmermehr zur Ruhe. Erst wenn er gelernt hat zu begreifen, daß es irgendwo immer fehlen muß, wird er aufhören, an der Decke zu zerren und zu reißen und wird zum Frieden kommen und den Schlummer finden. – Aber was ist denn das? Brennt's auf dem Markte?«

Er sprang hastig auf und drehte sich erschrocken um, denn durch das Fenster links seitwärts der Tür brach ein feuriger Schein, als stünde das benachbarte Haus in Flammen.

»Nein, es brennt nicht, Vater,« sagte Tilo Brandts, der eben das Gemach betrat. »Sie haben draußen neben dem Rolandsbrunnen ein großes Feuer angezündet und werfen Wacholder und Lavendel und Rosmarin in die Flammen. Einer von den Alexiibrüdern hat's aufgebracht. Man habe so getan Anno sieben, als hier das große Sterben war. Das hätte dazumal merklich geholfen, die Seuche zu dämpfen. Auch auf dem Platze vor der Kreuzfreiheit brennt solch ein Feuer.«

»Ach, Narrheit!« rief Wildefür unmutig. »Das wird was Rechtes helfen. Und wer hat es den Leuten erlaubt, Feuer in der Stadt anzuzünden auf Markt und Straßen? Da muß doch erst der Rat gefragt werden, und ich hätt's gewißlich untersagt, denn wie leicht kann da ein Brand ausbrechen! Ich will einmal hinaufgehen und nach dem Rechten sehen. Bleib sitzen, Gevatter, ich komme wieder zu dir.«

Er rücke den Stuhl zurück und hatte sich schon halb von seinem Sitze erhoben, als die Tür aufgerissen wurde und Christof von Hagen hereinstürmte. Den Rats Herrn Tilo Brandis, der gerade dabei war, sich seines Mantels zu entledigen, hätte er beinahe umgerannt. Er bot einen erschreckenden Anblick dar. Das Haar fiel

ihm wirr in die Stirn hinab, die Augen waren blutunterlaufen und funkelten wie die eines gehetzten Wolfes. Er mußte wohl scharf gelaufen sein, denn er keuchte und rang nach Atem. Mit geballten Fäusten stand er da und schaute wirr von einem zum andern, als wisse er in seiner Wut nicht, auf wen er sich stürzen solle. Dann aber heftete er seine glühenden Augen auf Wildefür, und ihr Ausdruck war so furchtbar drohend, daß der Bürgermeister erschrak und auf seinen Stuhl zurücksank.

Noch ein paar Augenblicke schwieg Hagen und starrte ihn an. Dann brüllte er: »Was habt Ihr mit meiner Braut gemacht, Bürgermeister Wildefür?«

Der hatte sich rasch gefaßt, und den Blick des Wütenden stolz und fest erwidern, sagte er kalt: »Deine Braut? Wen nennst du also?«

»Stellt Euch nicht albern!« schrie Hagen. »Ihr wißt, daß Lucke von Hary meine Braut ist.«

»Lucke von Hary war deine Braut. Sie ist es nicht mehr, seitdem du unseren heiligen Glauben verleugnet hast. Ich bin dir keine Rechenschaft über sie schuldig, denn sie ist für dich tot. Im übrigen mahne ich dich: Sieh nach deinen Worten, und zähme deine Zunge!«

Das kam so herrisch und von oben herab aus seinem Munde, als ob er seinen Gegner einschüchtern wolle. Aber Hagen brach in ein rauhes Hohngelächter aus. »Meint Ihr, ich wüßte nicht, wo sie ist? Die Leute haben den Klosterwagen aus Eurem Hause fahren sehen. Ins

Magdalenenkloster habt Ihr sie gebracht. Dort wollt Ihr sie schleiern lassen.«

»Das ist nicht wahr,« entgegnete Wildefür gemessen. »Ich habe sie dorthingebracht, damit die Domina sie bekehre von ihrem ketzerischen Irrtum. Nicht mit Gewalt – das sage ich Euch, Ratsmänner von Hildesheim, nicht dem da, denn dem habe ich nichts mehr zu sagen und bin ihm keine Rechenschaft schuldig. Die Domina soll sie mit Güte und Sanftmut zurückbringen auf den Weg, von dem sie die Ketzer von Goslar hinter dem Rücken ihres Vaters weggelockt haben. Und nun gib Raum.«

Er stand auf und wollte an ihm vorbeischreiten. Aber Hagen vertrat ihm den Weg. Von dem, was er einstmals für diesen Mann empfunden hatte, war kein Restchen mehr in seiner Seele. Ein rasender Ingrimme erfüllte ihn ganz und brachte ihn fast von Sinnen.

»Meint Ihr,« knirschte er, »Ihr habt mir nichts mehr zu sagen? Aber ich habe Euch noch vieles zu sagen. Wollt Ihr meine Braut herausgeben und mit mir ziehen lassen oder nicht?«

Wildefür gab ihm keine Antwort. »Gib Raum!« gebot er noch einmal.

Einen Augenblick schien es, als verliere Hagen alle Besinnung, denn seine Hand fuhr an den Schwertgriff. Aber sogleich ließ er sie wieder sinken, noch ehe Brandis herzugespungen war, ihn festzuhalten. Dann trat er dicht an ihn heran und sprach mit einer Stimme,

die der Zorn fast erstickte: »Von heute an bin ich Euer Feind, Bürgermeister Wildefürer! Hütet Euch vor mir, denn bei Christi Tod, ich werde Euch das Herz im heißen Leibe treffen!«

»Ich werde deine Feindschaft zu tragen wissen,« erwiderte Wildefürer mit eisiger Kälte.

Einen Augenblick schauten sich die beiden in die Augen, und die verächtliche Überlegenheit, mit der Wildefürer ihn anblickte, reizte Hagens wildes Blut bis auf die äußerste. Wieder zuckte seine Hand nach dem Schwerte hin, aber auch jetzt überwand er sich, und plötzlich, als wolle er sich selbst entfliehen, drehte er sich herum und stürmte aus dem Gemach so schnell, wie er gekommen war.

ZWEITES BUCH

Frühling und Sommer waren dahingegangen, aber in Hildesheim wünschte sie niemand zurück, denn sie hatten den Bürgern viel Übles gebracht. Es war für ganz Niedersachsen, besonders für die Lande nördlich der Harzberge, eine böse Zeit. Tag für Tag sandte die Sonne ihre glühend heißen Pfeile auf die Erde hernieder, niemals wollte Gewölk am Himmel heraufziehen und einen fruchtbaren Regen spenden. Das Erdreich wurde hart und spröde und zeigte überall Risse und Sprünge. Die Bäche und Teiche trockneten aus, viele

Quellen versiegten. Die Innerste, sonst ein nicht unansehnliches Flößchen, sah von weitem aus wie ein dünner silberner Faden, und wenn eine der Wäscherinnen in der kleinen Venedig den Mühlgraben durchschreiten wollte, so brauchte sie ihr Gewand nicht hoch aufzuschürzen. Die Folge der entsetzlichen Trockenheit war eine so schlechte Ernte, wie sie in der reichen Gegend seit Menschengedenken nicht erlebt worden war. Die Wiesen gaben so wenig Heu, daß die Bauern eine Menge ihres Viehes abschlachten mußten, weil sie es nicht ernähren konnten. Was aber am Leben blieb, sah dürr und struppig aus, denn es konnte nur dürftiges Futter erhalten. Auch unter den Menschen gab es bald viele bleiche, hohlwangige Gestalten, besonders unter den Armen, die nicht vermochten, die immer höher steigenden Preise für das Brotkorn zu zahlen. Aber auch mancher vermögende Mann schnallte den Leibgurt enger, und selbst die Reichen sahen mit Besorgnis in die Zukunft, denn bis zur neuen Ernte war noch eine lange Zeit, und es mochte vielleicht geschehen, daß es eines Tages auch für schweres Geld keinen Weizen und Roggen mehr zu kaufen gab.

Am härtesten drückten solche Sorgen den behäbigen Ratsherrn Tilo Brandis. Der Gedanke, daß die von ihm so hochgeschätzten Mehlklöße einmal ganz von seinem Tische verschwinden könnten, oder daß er genötigt wäre, statt ihrer vier oder fünf nur zwei zu essen, dieser Gedanke beugte ihn tief und nagte an seinem

Herzen. Ja, er verfolgte ihn sogar in seine Träume hinein, und eines Nachts gegen Ende des Oktober weckte ihn Frau Gesche, weil sie es nicht mehr mit anhören konnte, wie er im Schlafe so jämmerlich stöhnte. »Was hast du denn, Mann?« sagte sie. »Bist du krank? Tut dir etwas weh?«

»Nein,« erwiderte der Ratsherr mit dumpfer Stimme. »Aber es träumte mir, wir wollten zu Mittag essen, und du brachtest nur einen Kloß herein, und davon wolltet ihr alle auch noch etwas haben.«

Frau Gesche lachte halb ärgerlich und halb belustigt. »Du denkst wohl, es könnte so werden?«

»Ich sage dir, es wird so!« brummte er mit Grabesstimme.

»So? Wenn du das denkst, warum tust du nichts dagegen?«

»Was soll ich denn tun? Was kann denn überhaupt ein Mensch tun? Frage nicht so gänsern,« versetzte er höchst unliebenswürdig.

»Dir fällt freilich nichts ein,« entgegnete sie ziemlich erbost, denn jede Anspielung auf den Vogel des heiligen Martin brachte sie in Harnisch.

»Nun, fällt dir denn etwas ein?« knurrte er.

»Mir ist schon gestern abend etwas eingefallen. Ich konnte dir's nur nicht sagen, denn du warst natürlich wie der Wind in deinen geliebten ›Wiener Hof‹ gelaufen, der eigentlich, wie in früherer Zeit, ›Der grüne Eselstall‹ heißen sollte.«

»So hieß er gar nicht,« unterbrach sie der Ratsherr, der die Anspielung nicht merkte. »Er hieß ›Zum grünen Esel‹.«

»Meinetwegen, das nur nebenbei,« fuhr sie fort. »Aber hörten wir nicht gestern vom jungen Konerding, daß im Mansfeldschen und bei Nordhausen die Ernte so gut geraten ist wie fast noch niemals? Ist nicht der Bürgermeister Meyenburg dein Freund und Gevatter? Wart ihr nicht ganz zärtlich miteinander auf der Hochzeit deiner Base Wiedemeyer in Braunschweig, besonders als ihr einen in der Krone hattet? Da wäre gewißlich was zu machen. Wagen und Pferde und Knechte hast du ja, und das Geld hast du auch und brauchst nicht darauf zu sehen, wie teuer es ist.«

Tilo Brandis fuhr mit einem Ruck in die Höhe, daß sein Bett in allen Fugen krachte. Wäre es nicht stockfinster im Zimmer gewesen, so hätte Frau Gesche sehen können, daß sein Gesicht strahlte. »Weib!« rief er. »Das ist das Klügste, was du mir jemals geraten hast!« Nach einer Weile setzte er hinzu: »Teuer wird es freilich werden, sehr teuer. Aber was hilft das? Der Mensch will doch leben.«

Befriedigt streckte er sich wieder lang aus und sagte dann nachdenklich: »Es ist jedes Mannes Pflicht, sich den Seinigen zu erhalten. Für einen Ratsherrn aber ist es doppelte Pflicht in dieser schweren Zeit, seinen Leib zu nähren. Denn verfällt der Leib, so leidet auch der

Geist Schaden, und einem hungrigen Manne wird das Denken gar zu beschwerlich.«

»Ei, damit strengt ihr alle euch ja nicht über die Maßen an! Das Denken besorgt für euch alle mein Vater, und das ist auch sehr gut,« sagte Frau Gesche schnippisch. Sie rutschte dabei eilig an das äußerste Ende ihres Bettes, denn sie fürchtete, für ihre kecken Worte durch einen Schlag seiner eheherrlichen Hand bestraft zu werden. Aber Tilo Brandis war viel zu erfreut in seinem Gemüte, als daß er die Anzüglichkeit seiner lieben Frau hätte ahnden wollen.

Übrigens zeigte schon der folgende Morgen, wie recht Frau Gesche gehabt hatte mit ihrer Bemerkung. Denn dem Bürgermeister war in der Nacht in der Tat ein Gedanke gekommen, auf den keiner der Ratsherren verfallen war, und der wenigstens der schlimmsten Not in der Stadt ein Ende machen mußte, wenn er zur Ausführung kam.

Bald nach Tagesanbruch erschien Hans Wildefürer im Hause seines Eidams und zwar nicht allein, sondern begleitet vom Ratsherrn Hinrich Stauffenburg. Darob verwunderte sich Frau Gesche ebenso wie ihr Gatte nicht wenig, denn Stauffenburg war bekannt als einer, der wenig zur Beichte ging und einmal öffentlich die Äußerung getan hatte, es stünden gerade so viele Bäume um das Michaeliskloster herum, wie Mönche darin wären, und man täte am besten, wenn man an jeden

Baum einen Mönch hinge. Darob hatte ihn der Konvent der Brüder beim Rate hart verklagt, und er war um zehn Gulden gepönt worden. Seine Gesinnung gegen die Kutten war darob nicht freundlicher geworden, und er war dadurch in einen Gegensatz zu der gesamten Geistlichkeit geraten. Manche schalten ihn einen heimlichen Martinianer. Der Bürgermeister verkehrte nicht mit ihm, aber zu dem Werke, das er jetzt vorhatte, konnte er ihn gut gebrauchen.

»Ich bitte dich, Tilo, komme einmal mit nach dem Michaeliskloster,« sagte Wildefüer, nachdem er Schwiegersohn und Tochter, die gerade ihre Morgensuppe löffelten, begrüßt hatte.

»Nach dem Michaeliskloster? Was wollt Ihr denn dort, Vater?« fragte Brandis erstaunt und nicht sehr erfreut, denn er mußte nun seine Suppe eilig essen, während er sich sonst ausgiebig Zeit dazu nahm.

»Ich habe dort ein Geschäft, zu dem ich Zeugen aus dem Rate brauche. Das Nähere erzähle ich dir nachher unterwegs.«

Brandis löffelte so schnell wie noch nie in seinem Leben, denn vor seinem Schwiegervater hatte er einen ungeheuren Respekt. Dann begab er sich in ein Nebengemach, um seinen Mantel zu holen.

»Wie geht's den Kindern? Sind sie alle wohl und munter?« wandte sich Wildefüer an seine Tochter.

»Ja, Vater, Gott sei Dank,« erwiderte sie. »Der Hans und der Henning hatten gestern einen schlimmen Hals,

so daß ich sie zeitig ins Bett steckte. Sie haben ganz gut geschlafen.«

Ein Höllengebrüll, das in demselben Augenblick aus dem Obergeschoß des Hauses in die Diele herabtönte, bewies, daß sich die Hälse dieser beiden Brandisschen Söhne wieder des größten Wohlseins erfreuten. Gleich darauf kamen sie die Treppe heruntergerollt, wobei sie sich innig umschlungen hielten, aber nicht aus zärtlicher Bruderliebe. Ein heftiger Streit war zwischen ihnen entbrannt, denn der sparsame Henning hatte die beiden großen Äpfel, die jedem die Mutter am Abend gegeben hatte, aufgehoben und mit ins Bett genommen. Der verschwenderische Hans dagegen hatte die seinen sofort aufgegessen. Als er nun am Morgen früher aufgewacht war als sein Bruder, hatte er die Äpfel bei ihm bemerkt und der Versuchung nicht widerstanden, sie zu entwenden und zu verspeisen. Dann hatte er sich schlafend gestellt, aber Henning, der beim Erwachen die Früchte nicht vorfand und nun eifrig suchte, hatte die Stiele auf dem Bett seines Bruders gefunden. Darauf war er, der Heiligkeit des Schlafes nicht denkend, wild über ihn hergefallen und hatte ihm ein paar klatschende Mauschellen verabfolgt. So war der Bruderkrieg entstanden und endete nun damit, daß die Mutter die beiden nur mit ihren Hemden Bekleideten ziemlich unsanft aus ihrer Umschlingung löste und sich den Fall berichten ließ.

»Hast du die Äpfel genommen?« fragte sie streng den Älteren.

»Ja,« heulte der. »Wenn sie nicht so rot gewesen wären, so hätte ich sie nicht genommen. Aber sie waren zu rot.«

»Das ist kein Grund dazu, daß man jemandem seine Äpfel stiehlt, du Bengel,« sagte Frau Gesche. »Du wirst gleich den Haselstock bekommen.«

Aber ihr Vater wehrte ihr lachend, denn der fünfjährige Bube hatte sich sofort unter seinen großväterlichen Schutz geflüchtet, indem er seine Beine fest umklammerte. »Laß einmal Gnade für Recht ergehen,« sagte er. »Der Junge hat ja nicht gelogen. Die Röte eines Apfels hat in der Tat etwas Verlockendes. Der Apfel, den unsere Ältermutter im Paradiese nahm, wird sie wohl auch durch sein schönes Aussehen mit verführt haben.«

»Ich dünkte, sie wäre dafür auch ehrlich bestraft worden,« warf die schlagfertige Gesche ein. »Auch entsinne ich mich, Vater, daß Ihr den Jost einmal tüchtig abgestraft habt, als er im Garten des Bürgermeisters Konerding die Pflaumen von den Bäumen gegessen hatte.«

»Man denkt mit den Jahren über solche Dinge milder,« erwiderte Wildefüer. »Der hat überdies seine Strafe schon weg. Siehst du nicht alle fünf Finger Hennings auf seiner Backe? Laß ihn laufen! Und du, kleiner Henning, kommst zu Mittag zum Großvater. Da kriegst du

ein ganzes Körbchen voll Äpfel, und Hans kriegt keine. Nun aber wollen wir gehen!« wandte er sich an seinen Schwiegersohn, der zum Ausgehen gerüstet in die Stube trat.

»Ach Vater, wir kommen noch immer zu früh,« sagte Brandis. »Von den Mönchen ist gewißlich noch keiner auf. Die liegen in ihren Federn, bis die liebe Sonne in ihre inneren Klostermauern scheint.«

Er behielt recht. Das Kloster lag, als die drei vor seinem Tore erschienen, noch in träger Ruhe, und selbst der Bruder Pförtner erschien erst nach langem Pochen, mißmutig und halb verschlafen und meldete auf Befragen: »Der hochwürdige Herr Abt und der Prior sind noch nicht aufgestanden.«

»So gehe und wecke sie und sage ihnen, sie möchten sich beeilen,« gebot Wildefüer. »Kurt Schneider, kommt einmal her und führt uns auf die Kornböden!«

»Das will ich tun, Herr,« erwiderte der Alte und nahm seine Mütze ab. »Wird die Stadt belagert? Sollen wir eine Bede geben von unserm Korn?«

»Ja,« erwiderte Wildefüer. »Die Stadt wird belagert von einem Feinde, den Gott uns gesandt hat, daß wir uns seiner erwehren. Er heißt der Hunger. Gegen den soll uns das Kloster helfen.«

Ein paar Minuten später standen sie auf einem riesigen Dachboden, wo das gelbe Korn in großen Haufen lag. Ein zweiter und dritter wurde sodann in Augenschein genommen. »Wahrlich,« sagte der Ratsherr

Stauffenburg. »Das mögen wohl an die zweitausend Scheffel Getreide sein. Das alles nehmen sie den Zinsbauern und eigenen Leuten ab, die selber wenig genug haben.« Er brummte einen kräftigen Fluch in seinen Bart.

»Es ist noch nicht alles,« sagte Wildefür. »Da drüben, Kurt Schneider, habt ihr doch auch noch einen Kornboden?«

»Ja, da liegt auch noch Korn,« erwiderte der Alte.

»So führt uns hin,« befahl Wildefür, aber der Alte kratzte sich bedenklich hinter den Ohren. »Dort liegt die Gerste, Herr, die wir an die Brauer verkaufen. Dazu hat der Herr Prior selber den Schlüssel.«

»So holt ihn,« sagte Wildefür. »Aber es ist nicht nötig. Da kommt er ja schon selber.«

Die große und breite Gestalt des Priors Theodorus schob sich um die Ecke herum und näherte sich Wildefür und seinen Begleitern. Er kam höchst widerwillig; das war an seiner ganzen Haltung zu merken und noch mehr an dem Ausdruck seines eigensinnigen Gesichtes, das wie in Rot getaucht erschien. Einen Gruß brachte er nicht über die Lippen, sondern er verneigte sich nur steif und würdevoll.

»Wo ist der Herr Abt?« fragte Wildefür.

»Der Hochwürdige läßt sich entschuldigen. Ihm ist nicht wohl, er hat das Reißen, kann nicht aufstehen.«

»Wir brauchen ihn auch nicht. Ihr genügt uns!« versetzte Wildefür. »Wir haben das Korn besichtigt, das

Ihr auf Euren Böden habt. Nun wollen wir noch Eure Gerste sehen. Wollet den Schlüssel holen und uns hinaufführen!«

Des Priors Miene zeigte die höchste Überraschung. Dann schoß er einen lauernden und feindseligen Blick auf Wildefür und erwiderte: »Wie kommt Ihr auf den Einfall, Herr Bürgermeister? Das Kloster steht nicht unter der Stadt Hoheit und Aufsicht.«

Er zitterte bei diesen Worten am ganzen Körper vor Wut und zugleich vor Angst, denn er wußte wohl, wie gefährlich es war, den Zorn des allmächtigen Bürgermeisters zu reizen.

Aber Wildefür blieb ganz ruhig. »Ich bestehe nicht darauf, des Klosters Gerste zu sehen, wenn Ihr sie mir nicht zeigen wollt. Ihr werdet sie dann denen zeigen, die ich zu Euch sende, und sie werden Euren Vorrat genau abschätzen. Denn, Herr Prior, die Sache liegt so: Es droht unserer Stadt eine Hungersnot, ja, sie ist schon vor der Tür. Da kann ich denn nicht zulassen, daß die armen Leute sterben und verderben. Ich muß vielmehr sie davor bewahren, und ich kann das mit Eurer Hilfe. Ihr habt einen großen Vorrat von Getreide liegen. Den wird Euch die Stadt abkaufen. Wir bieten Euch das Doppelte des Preises, den Roggen und Weizen im vorigen Jahre hatten. Die Preise waren schon damals nicht niedrig. So macht Ihr denn einen guten Schnitt. Meint Ihr nicht auch, Prior?«

Der Prior stand da, als habe ihn der Blitz getroffen. Sein kirschrotes Antlitz war erblaßt, und er wankte, als fühle er den Boden unter seinen Füßen schwinden. Er hatte längst in seinem Geiste überschlagen, was das Kloster aus der großen Teuerung herauschlagen könne. Gegen Ostern konnte das Getreide das Sechs- oder Achtfache des gewöhnlichen Preises kosten. Nun kam dieser vermaledeite Mensch und wollte seine schönsten Pläne durchkreuzen! Er stand da, als sei ihm seine Zunge gelähmt, und erwiderte kein Wort.

Wildefür beobachtete mit innerem Ergötzen die Wirkung seiner Worte und fuhr ernsthaft fort: »Ihr werdet mir zugestehen, Ehrwürdiger, daß ein Kloster nicht darf Kapital schlagen aus bitterer Not. Das geziemt frommen Männern nicht. So denk' ich denn, Ihr werdet mein Erbieten annehmen und freudig ja dazu sagen.«

Der Prior wurde blau vor Wut. Er sah beängstigt aus, als werde ihn im nächsten Augenblicke der Schlag treffen. Er schnappte nach Luft wie ein aufs Trockne gesetzter Karpfen. Endlich würgte er die Worte hervor: »Das kann ich nicht allein entscheiden. Darüber muß der Konvent der Brüder eine EntschlieÙung fassen.«

»Das versteht sich,« erwiderte Wildefür. »Ruft Euren Konvent zusammen und faßt die EntschlieÙung. Bis zum Abendläuten bitte ich um Euren Bericht, und ich bitte Euch, daran zu denken, daß der Hildesheimer Rat solchen Leuten, die Wucher treiben in der Stadt,

schon manchmal eine harte Hand gezeigt hat, Juden wie Christen. Gehabt Euch wohl, Herr Prior!«

Er nickte ihm zu und ging hinweg, gefolgt von seinen schmunzelnden Begleitern. Als sie in der Nähe des Tores angekommen waren, wandte Stauffenburg sein Haupt noch einmal und lachte dann, daß sein gewichtiges Bäuchlein schütterte. »Der Prior,« sagte er, »steht noch auf derselben Stelle, als wäre er zur Salzsäule geworden, wie das Weib des Lot, das abgebildet ist an Burchard Meiers Haus. Er hat die Hand zum Himmel aufgehoben, als rief er Gottes Fluch auf dich herab.«

»Davor fürchte ich mich nicht,« warf Wildefür ein.

»Du hast ihn an dem angefaßt, was diesen Pfaffen das Heiligste ist, an seinem Geldsacke,« fuhr Stauffenburg fort. »Das wird er dir nimmermehr vergessen. Nimm dich hinfüro vor ihm in acht! Aber du bist, weiß Gott, ein großer Mann, Hans Wildefür. Wie nahe lag der Weg, die Stadt zu retten, aber keiner hat ihn gesehen als du. Das werden dir viele Leute danken. Nur wird der Vorrat nicht lange reichen. Du müßtest die anderen Klöster auch heimsuchen.«

»Das will ich auch!« rief Wildefür. »Wir gehen von einem zum andern, und kein Kloster kommt ungerupft davon. Ich meine auch, sie werden sich alle unterwerfen, denn was wir verlangen, ist gerecht und billig, und es ist mir kein Zweifel, daß der Rat mit allem Ernst würde hinter mich treten, wenn einer Späne machen wollte.«

»Da hast du recht,« erwiderte Stauffenburg. »Aber meinst du nicht, daß auch die Stadt etwas profitieren könnte? Wie wär's, wenn wir den Scheffel um etliche Groschen teurer verkauften, und täten dann das so gewonnene Geld in der Stadtgemeinde Säckel? Wir haben viel Geld gebraucht für die neuen Geschütze, die wir haben gießen lassen.«

»Darüber laßt uns im Rate reden und Beschluß fassen. Ich wäre nicht dafür, den armen Leuten mehr Geld aus der Tasche zu nehmen, als wir den Klöstern zahlen. Es hängt an diesem Getreide sowieso schon Schweiß und Blut des gemeinen Mannes. Doch darüber entscheide die Mehrheit der Ratsmänner mit den vierundzwanzig Älterleuten. Jetzt zum Magdalenenkloster! Dann zur Karthause und zu den andern!«

»Wollen wir auch in das Kreuzstift gehen und zu den Domherren, Vater?« fragte Tilo Brandis.

»Das wollen wir. Aber dort müssen wir als Bittende erscheinen. Die Stiftsherren und das Kapitel können wir auch im Notfalle nicht zwingen, uns zu Willen zu sein, es möchten sonst böse und betrübliche Händel daraus entstehen. Aber wie ich Herrn Ludolf von Veltheim kenne, werden wir im Domkapitel die leichteste Arbeit haben.«

Diese Voraussage ging in Erfüllung. Während Abt Ulrich vom Godehardikloster und die anderen Vorsteher der Klöster, sogar die Domina des Magdalenenklosters, sich heftig dagegen sträubten, ihr überschüssiges Korn

an die Stadt zu verkaufen, ging der Domdechant sogleich auf die Wünsche des Bürgermeisters ein und versprach, die Sache mit dem Kapitel zu beraten und sie dort aufs wohlwollendste zu empfehlen. »Wir haben vielen unserer Leute den Zins zur Hälfte erlassen in diesem Jahre,« erklärte er, »aber auf den Böden über den Kreuzgängen liegt noch viel Korn und Weizen. Einhundert Malter oder auch mehr überlassen wir Euch, Herr Bürgermeister. Ihr sollt nicht vergeblich an unsere Pforte geklopft haben.«

Wildefüer sprach Herrn Ludolf von Veltheim seinen Dank in verbindlichsten Worten aus und verließ die Domfreiheit mit seinen Begleitern durch die Ostpforte. Von hier aus führten steinerne Stufen in die Kreuzstraße.

Hochaufatmend blieb er auf der obersten Stufe stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Über seinen meist so düsteren Zügen lag ein fröhlicher Schein. »Es ist uns alles wohl gelungen,« sagte er. »Denn die noch widerstreben, werden bald nachgeben, sie müssen wohl oder übel. So werden wir zwar nicht in Überfluß leben, aber wir werden genug haben, und keiner in der Stadt braucht Hungers zu sterben.«

»Jawohl, Vater, und das haben sie dir zu danken,« versetzte Tilo Brandis. Heimlich aber beschloß er, dennoch dem klugen Rate seiner Eheliebsten zu folgen und seine Wagen nach Nordhausen zu schicken, denn allzuviel mochte bei der Verteilung des Getreides auf

seinen Haushalt nicht entfallen, und vielleicht brachte es sein Schwiegervater gar dahin, daß nur die ärmeren Bürger mit dem Korn der Mönche bedacht wurden. Dann sagte er, einer plötzlichen Eingebung folgend: »Ich möcht' Euch einen Vorschlag tun, Vater. Der Tag ist heiß, und Euch wird von dem vielen Reden die Zunge am Gaumen kleben. Wie wär's, wenn wir einen Frühtrunk täten? Es ist noch eine Stunde bis Mittag hin.«

»Das ist ein löblicher Vorschlag!« rief Stauffenburg. »Wie meinst du, Bürgermeister?«

»Ich bin's zufrieden. Ein guter Trunk hat mir auch vor Mittag noch nie geschadet. Auch ist der Anlaß dazu da. Aber wenn ich etwas trinke zu dieser ungewöhnlichen Zeit, so muß es etwas Rares sein!«

»Malvasier,« sagte Stauffenburg. »Den gibt es da drüben.« Er deutete mit dem Zeigefinger auf ein großes gegenüberliegendes Haus, an dem ein Schild hing mit der Inschrift »Zum alten Schaden«. In den ältesten Zeiten durfte nur in der Domschenke Wein ausgeschenkt werden, das war des Bischofs Recht gewesen. Aber die frommen und getreuen Bürger der guten Stadt Hildesheim hatten ihrem Bischof und Landesvater mit der Zeit, wie fast alle anderen Rechte, auch dieses zu entwenden gewußt, und weil damit dem Bischof ein Schaden geschah, so trug das Haus, das trutzig der Domschenke gegenüber sich erhob, den sinnigen Namen

»Zum Schaden«. Als dann in der Kreuzstraße eine dritte Schenke hinzukam, unterschied man zwischen einem alten und neuen »Schaden«.

»Nein!« rief Wildefüer. »Nicht in den »Schaden«! Sein Malvasier ist gut, aber in der Domschenke haben sie noch etwas viel Besseres: Alten Rheinwein, Rüdesheimer, mehr als dreißigjährigen. Den trinken wir!«

»Heil! Heil!« rief Tilo Brandis. »Dann gleich hier rechts herab!« Er öffnete eine breite Tür, durch die man auf steinernen Stufen hinuntergelangte in die riesigen Kellergewölbe der Domschenke. Sie waren älter als jedes Haus, sogar älter als jede Kirche in ganz Hildesheim. Hier hatte schon der Meßwein des heiligen Bernhard gelagert, als der fromme Kaiser Heinrich ihn zu besuchen kam, und die Steine zum ältesten Teile hatten kunstreiche Bauleute fränkischen Stammes gefügt zu der Zeit, als die Söhne und Enkel des großen Karl im Lande als Herren geboten.

Wildefüer wandte sich nach rechts und schritt einen langen Gang hinunter. An dessen Ende stand ein plumper Tisch aus Granitstein, um ihn herum klotzartige Stühle aus Eichenholz. Kleine, enge Fenster warfen ein mattes Licht in den Raum. Sie mündeten in den Domgarten, und durch eines von ihnen konnte man den berühmten Rosenstock erblicken, der sein Laub schon zur Hälfte verloren hatte.

Am Tische saß bereits ein Gast, als Wildefüer mit seinen Begleitern herantrat, und die zwei Flaschen, die

vor ihm standen, zeigten an, daß er schon länger hier verweilt hatte, denn die eine war ganz, die andere halb geleert. Es war der Domherr Wilke von Münchhausen, ein frommer, ehrlicher, geistlicher Mann, dem Lärm der Welt abhold, der zur Andacht stimmenden Stille dieses Kellers um so geneigter. Nur zweimal am Tage kam er hierher, vormittags und abends, pflegte dann aber jedesmal nicht etwa kurze Zeit hier zu verweilen. Denn es war ihm sehr beschwerlich, seinen Leib durch die enge Wendelstiege zu zwängen, die von dem Kreuzgange des Domes in den Keller hinabführte. Viel fehlte nicht, so gelang ihm das überhaupt nicht mehr.

»Gelobt sei Jesus Christus!« sagte er, als Wildefür herzutrat. »Siehe da, der hohe Rat von Hildesheim erweist uns die Ehre. Das ist schön! Das ist schön! Ich sitze gern in Gesellschaft vor einer guten Flasche, ob schon ich es auch nicht verschmähe, die Gabe des grundgütigen Gottes allein zu genießen. Es kommen mir dabei viele erbauliche Gedanken. Haltet Ihr mit? Ich trinke Aßmannshäuser von Anno elf.«

»Ich wollte eben meinen Freunden und Ratsgesellen ein paar Flaschen Rüdesheimer von Anno sieben zum besten geben,« erwiderte Wildefür.

»Auch gut. Ihr seid ein Kenner und wißt Gutes zu schätzen,« lobte der Domherr. »Stellen wir denn die Gläser nebeneinander, so haben wir die Farben der guten Stadt Hildesheim, gelb und rot. Und laßt Euern Wein schnell kommen, in Christo geliebter Sohn, denn

ich habe eine Zeitung für Euch, die wird Euch munden, und darauf, das werdet Ihr selber sagen, wenn Ihr sie wißt, müssen wir den besten Wein trinken, der im Keller ist.«

Inzwischen hatte Tilo Brandis den Wirt herbeigeholt, der in der Nähe mit seinem Knechte Weinfässer umfüllte, und bald stand der duftende goldgelbe Trank in großen, bauchigen Gläsern vor ihnen auf dem Tische.

»Nun höret!« begann der Domherr. »Was ich Euch jetzt sage, weiß noch kein Mensch in Hildesheim. Es ward mir erst vor einer Stunde kund durch einen Brief, den ich aus Franken erhielt. Bald freilich wird es ruckbar sein im ganzen Lande, denn die Ketzer können's nicht mehr geheimhalten. Nun höret zu!« Er bog sich über den Tisch vor und flüsterte geheimnisvoll: »Der Landgraf von Hessen hat zwei Weiber!«

Wildefür zuckte zusammen. Es ging ihm wie ein Stich durchs Herz. Er dachte an einen anderen Fürsten, der auch zwei Weiber hatte, und dessen grauenvolles Geheimnis er kannte. Er zuckte die Achseln und schwieg.

»Wie? Ihr sagt nichts darauf?« fragte der Domherr enttäuscht. »Ich dachte, Ihr würdet nicht schlecht in die Höhe fahren.«

»Ach, Hochwürden, warum? Das ist ja ein gemeiner Brauch der Fürsten und Herren. Manche haben drei oder vier. Wenn einer sich genügen läßt an seinem

rechtmäßigen Weibe, so rühmt und preist man ihn als einen sonderlich frommen Fürsten.«

»Ha!« rief Münchhausen. »Ich merke, Ihr habt mich gar nicht verstanden. Was Ihr da sagt, das weiß ich wohl. Über solche Dinge macht niemand ein Aufhebens. Aber das ist in der Christenheit unerhört, daß einer sich zu seinem angetrauten Weibe noch ein zweites antrauen läßt. Und das hat der Hesse getan!«

Brandis und Stauffenburg stießen einen Laut der Verwunderung aus, der fast wie ein Schreckensruf klang. Wildefürer bog sich weit zurück und blickte dem Domherrn mit einem ungläubigen Lächeln ins Gesicht. »Das wird wohl bloß ein Gerücht sein, Hochwürden,« sagte er. »Der Landgraf ist der Kühnste unter den schmalkaldischen Fürsten, aber das darf er doch nicht wagen. Der Kaiserlichen Majestät peinliche Gerichtsordnung, die vor etlichen Jahren herauskam, setzt den Tod auf das Verbrechen der Bigamie. Wie dürft' ein Fürst des Reiches sich öffentlich dagegen vergehen! Es wird ein Geschwätz sein, Hochwürden, das Euch einer zugetragen hat.«

Der Domherr geriet in eine Erregung, die seinem sonst so gehaltenen Wesen ganz widersprach. »Meint Ihr?« rief er und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es klatschte. »Da irrt Ihr Euch sehr. Wißt Ihr, woher ich die Zeitung habe? Von meinem günstigen Freunde, dem hochwürdigen Herrn von Eichstätt. Der

Handel kommt zu Regensburg zur Sprache auf dem Reichstage.«

Wildefür sprang von seinem Sitze auf. »Es ist also wahr, so unglaublich es ist?«

»Gewißlich wahr,« bekräftigte der Domherr. »Aber es kommt noch besser, noch viel besser. Der große Erzketzer zu Wittenberg, Doktor Martinus Luther, der Evangelist der Deutschen, wie er sich selber nennt, hat den ganzen Rat und Handel gebilligt. Es sollte geheim bleiben, aber es ist heraus, und bald werden es die Spatzen von allen Dächern pfeifen.«

Brandis und Stauffenburg, die beide heimlich Luthers Schriften lasen, fuhren nun gleichfalls von ihren Stühlen auf und blickten einander bestürzt an. »Das kann nicht möglich sein,« murmelte Stauffenburg.

Wildefür aber rief mit funkelnden Augen: »Wenn das wahr ist, Hochwürden, so tut es der Ketzerei mehr Schaden und Abbruch als tausendmal tausend Bücher und Schriften, die unsere Gelehrten gegen sie schreiben. Dann kann alle Welt mit Händen greifen, welche böse Früchte dieser Baum bringt. Er hat abgeleugnet, daß die teuflischen Schandbuben von Münster von ihm ausgegangen sind. Nun zeigt er, daß sie mit ihm gleichen Geistes waren, daß er, wie sie, erlaubte, mehrere Weiber zu nehmen. Nur möcht' ich erst sicher wissen, ob es auch wahr ist. Ich kann ihm solche Dummheit kaum zutrauen.«

Der Domherr nickte eifrig mit dem Kopfe und rieb sich die fleischigen Hände. »Ihr dürft es für gewiß und wahr halten. Der Landgraf hat ihm ein Fuder Wein verehrt und ihn als seinen Schwager begrüßt, denn das Weib, das er sich hat antrauen lassen, ist eine von der Saale, und die sind nahe mit denen von Bora verwandt. Die entlaufene Nonne, die der Erzketzer geehlicht hat, ist, wie Ihr wohl wißt, eine Bora.«

»Dann werden viele an ihm irre werden, die jetzt auf ihn schwören!« sagte Wildefür. Er dachte dabei an eine, die nun schon seit einem halben Jahre bei den Schwestern im Süsternkloster wie eine Gefangene lebte und dennoch keine Willigkeit zeigte, ihren Glauben abzuschwören. »Das sollte man auf allen Straßen und Plätzen ausrufen lassen und mit allen Glocken dazu läuten,« fügte er hinzu.

»Läuten wir zuvörderst einmal mit den Gläsern dazu!« rief der Domherr. »Ein Pereat der Ketzerei allerwegen! Ein Vivat unserer alten heiligen Kirche!« Er hob sein Glas hoch empor und ließ es kräftig an Wildefürs Glas erklingen. Den beiden Ratsmannen war es sehr unbehaglich zumute bei diesem Trinkspruche, aber sie wagten nicht, sich auszuschließen, und stießen mit an, freilich mit niedergeschlagenen Augen und verlegenem Lächeln.

Wildefür hatte sein Glas bis auf den Grund geleert und hielt es seinem Eidam hin, daß er es ihm von neuem fülle. Was der Domherr erzählt hatte, war ihm eingegangen wie alter Wein, der des Menschen Herz erfreut. Wenn die Tat Herzog Heinrichs, deren Mitwisser er geworden war, ans Licht kam, so mußte sie der katholischen Sache Schande und Schaden bringen, und sie kam ans Licht, das sagte ihm eine innere Stimme. Nun aber war ihr Ruchbarwerden nicht mehr so gefährlich wie bisher. Nun konnte man den Lutheranern entgegenhalten: Was ist denn schlimmer: Sein Weib mit einer anderen betrügen, oder die uralte, heilige, von Gott eingesetzte Ordnung des Ehestandes mißachten und zerstören, indem man sich frei und frech, wenn man der einen überdrüssig war, noch eine zweite antrauen läßt? So weit war es gekommen im deutschen Lande! Was der »König von Zion«, der verrückte Schneider von Leyden, in Münster getan hatte, das tat jetzt einer der ersten Fürsten des Reiches, derselbe Fürst, der die Greuel der täuferischen Rotte in Münster hatte unterdrücken helfen.

Voller Hohn und Grimm lachte er laut auf, und der Schall seines Lachens hallte mächtig wider in dem Gewölbe. Kaum aber war es verklungen, so wurde ein anderer Schall hörbar, und die Köpfe der vier fuhren herum. Es wuchtete einer heran mit schwerem Tritt, ein Mann in eiserner Rüstung, als wolle er in den Streit ziehen. Nur der Helm auf seinem Haupte fehlte; er

mochte ihn wohl draußen haben hängen lassen am Sattel seines Rosses. Hans Wildefüer erkannte ihn auf der Stelle, noch ehe das Licht auf ihn fiel. Wie Herzog Heinrich sein Haupt allezeit nach der linken Seite geneigt trug, so trug dieser Mann, der sein Todfeind war, den Kopf allezeit im Nacken. Es war Klaus Barner, der wildeste, fehdelustigste und gefürchtetste Ritter des Niedersächsischen Kreises. Einst in den Tagen der großen Stiftsfehden hatte er an der Seite der Hildesheimer gegen den braunschweigischen Welfen gefochten, und damals war Hans Wildefüer sein Freund und Zeltgenosse gewesen. Die Freundschaft der beiden hatte aber nicht lange Bestand gehabt, denn später war Barner mehrmals der Stadt Feind geworden, und Hans Wildefüer, damals der Stadt oberster Rittmeister, hatte ihn einmal im freien Felde zur Flucht genötigt und beinahe in seine Gewalt gebracht. Noch trug der Ritter die Narbe an der Stirn, die ihm Wildefüers furchtbarer Hammer, seine liebste Handwaffe, durch die Sturmhaube geschlagen. Dann hatte die Stadt sich wieder mit ihm vertragen und lebte zurzeit mit ihm in Frieden.

So trat denn Wildefüer auf ihn zu, bot ihm den Willkommensgruß und sagte: »Setze dich zu uns, Klaus Barner, und tue uns Bescheid! Was führt dich nach Hildesheim?«

Der Ritter blieb vor dem Tische stehen und ließ seine funkelnden Augen von einem zum andern gehen. Wildefüers ausgestreckte Hand nahm er nicht. »Ich weiß noch nicht, Hans Wildefüer, ob ich dir Bescheid tun kann. Ich suche Herrn Wilke von Münchhausen und ward hierher gewiesen. Es ist ein absonderlicher Zufall, daß ich auch dich hier finde. Denn auch mit dir habe ich ein Hühnchen zu rupfen.«

»Mit mir?« rief Wildefüer verwundert. »Was habe ich mit dir zu schaffen?«

»Das wirst du hernach erfahren. Zuvörderst muß ich wissen, woran ich mit dem von Münchhausen bin. Ihr wißt, Gesalbter des Herrn, was ich von Euch will?«

Der Domherr ahnte es gar wohl, aber er heuchelte Unwissenheit. Ihm war sehr unbehaglich in der Nähe des gewalttätigen Landschaden, und er segnete den Zufall, der den Bürgermeister und seine Begleiter gerade jetzt an seine Seite geführt hatte.

»Ihr habt den Hof gekauft, den mein Vetter Jürgen hier in der Stadt hinterlassen hat,« schnaubte ihn der Ritter an. »Den Kauf macht rückgängig, Herr, das rate ich Euch. Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht?«

»Erlaubet,« erwiderte der Domherr, dem vor Schrecken die Sprache fast versagte. »Ich habe ihn gekauft von dem rechtmäßigen Erben, dem Herr Jürgen ihn hinterlassen hatte in seinem Testament.«

Barner schlug sich mit der Faust gegen den Brustharnisch. »Der alte Narr durfte gar kein Testament machen

über den Hof!« schrie er. »Vor sechs Jahren schon hatte er ihn mir zugesprochen vor vier ritterlichen Zeugen. Wie durft' er ihn da vererben?«

»Erlaubt,« warf Münchhausen ein, »das hab' ich nicht gewußt.«

»Das lügt Ihr, Domherr. Ihr habt's gewußt, und Euer ganzes Kapitel hat's gewußt, und der ganze Kauf ist ein abgekartetes Spiel. Aber den Teufel will ich tun und mit mir spielen lassen, Ihr Pfaffen! Macht Ihr den Kauf rückgängig oder nicht?«

Der Domherr wand sich auf seinem Stuhle. Er ächzte, und der Schweiß brach ihm aus, aber er brachte kein Wort über die Lippen.

Da kam ihm Wildefüer zu Hilfe. »Ich denke,« sagte er, »man muß Herrn Wilke Zeit lassen zum Überlegen.«

»Nein!« schrie Barner. »Kein Überlegen! Auf der Stelle soll der Pfaffe sich entscheiden, ob er mein Recht anerkennt oder nicht.«

»Du wirst ihm dennoch Zeit lassen müssen, denn ich will es,« sprach Wildefüer mit unerschütterlicher Ruhe. »Auf Hildesheimer Boden gibt es keine Gewalttat, soweit ich sie hindern kann, und ich kann sie hindern. – Ich rate dir dringend, Klaus Barner, dein Schwert in der Scheide zu lassen. Hast du es geblöst, so kommst du nicht mehr aus Hildesheim hinaus.«

Sprachlos vor Wut blickte ihm der Ritter in die Augen, die fest und ernst auf ihn gerichtet waren. Dann mit einem Male brach er in ein wieherndes Gelächter

aus. »Hans Wildefüer! Schirmherr der Pfaffen!« rief er. »Ich danke dir für deine Warnung und wahrlich, ich werde sie dir nicht vergessen. Doch wirst du mich nicht hindern, daß ich Herrn Wilke zum dritten Male frage, ob er mir zu meinem Recht verhelfen will oder nicht.«

»Wir müssen wohl Schiedsmänner —« begann der Domherr vorsichtig.

»Ja oder nein!« unterbrach ihn Barner.

Der Domherr schwieg.

»So tragt die Folgen!« sagte Barner. Dann wandte er sich von ihm ab. »Und nun zu dir, Hans Wildefüer! Du hast eine Jungfrau in deiner Gewalt und enthältst sie wider alles Recht dem vor, dem sie verlobt ist. Du hast auch alle ihre Kleinodien in Verwahrung, dazu das Geld, das du erlöst hast für ihr Haus in Goslar. Über das alles hast du sie ins Kloster gesteckt.«

»Das alles geht dich gar nichts an!« rief Wildefüer, und sein Antlitz bedeckte sich mit dunkler Röte.

»Du wirst gleich hören, was es mich angeht,« fuhr der Ritter fort. »Christof von Hagen, das wisse, ist mein Freund geworden und hat mich um Gottes willen gebeten, ich möchte mich seines Rechtes annehmen. Und so fordere ich dich denn auf, du wollest die Jungfrau ihrem Verlobten zustellen und ihr ganzes Vermögen. Er ist heute mit mir hergeritten.«

»In die Stadt?« rief Wildefüer. »Wer aus der Stadt verfestet ist und kehrt dennoch heim vor der Zeit, der verfällt dem Schwert. Das weiß er gar wohl.«

»Er ist so albern nicht, wie du meinst,« entgegnete Barner. »Die Stadt zu betreten, hütet er sich, aber er sitzt in der Neustadt, wohin dein Arm nicht reicht. Nun, Hans Wildefür, wie denkst du? Willst du es halten, wie ich's gefordert habe?«

Wildefür blickte ihm finster ins Gesicht. »Der ehrvergessene Bube hat dir die Fehde gegen mich verkauft, das merke ich wohl, und daß du Streit suchst mit mir und uns allen, das merke ich auch. Aber ich habe nur einen guten Rat für dich: Hebe dich von hinnen, so schnell deines Pferdes Beine laufen können! Das ist meine Antwort.«

Der Ritter stieß sein Schwert so hart auf den Boden auf, daß es in der Scheide klirrte. Über sein hageres Gesicht fuhr ein höhnisches Zucken. »Dein letztes Wort, Hans Wildefür?«

»Mein erstes und letztes.«

»Dann sage ich Euch, Bürgermeister und Rat, Pfaffen und Laien von Hildesheim: Auch Ihr werdet die Folgen tragen wie der da!«

Ohne Gruß drehte er sich um und schritt nach dem Ausgange des Kellers.

»Was wird nun?« stöhnte der Domherr.

»Eine Fehde, Hochwürden,« erwiderte Wildefür ruhig. »Noch ehe wir einen Tag älter sind, sagt er sie uns an, mir und Euch, kann sein, dem Kapitel auch und der ganzen Stadt. Ich komme gegen Abend zu Herrn Ludolf von Veltheim. Seid auch da, wir wollen über die

Sache dort weiter reden.« Er ergriff sein Glas und trank es im Stehen aus. »Kommt mit mir, Tilo und Stauffenburg. Es wird gleich Mittag läuten, und eure Weiber werden auf euch warten. Gehabt Euch wohl, Hochwürden!«

Mit ernstern Gesichtern folgten ihm die beiden. Als sie vor der Treppe standen, die zum Lichte hinaufführte, hörten sie draußen die Hufe der Gäule klappern, auf denen Klaus Barner mit seinen Knechten von dannen ritt. Da seufzte Herr Tilo Brandis aus tiefer Brust, denn es erschien ihm rätlich, seine Wagen zu dieser Zeit doch lieber nicht nach Mansfeld und Nordhausen zu schicken.

In einer kleinen Zelle des Magdalenenklosters, die über der Innerste lag, stand Lucke von Hary und blickte trübselig durch die vergitterten Fenster hinunter in den Fluß. Seit sie sich hatte beikommen lassen, einen Fluchtversuch zu wagen, war ihr dieses enge Gemach als Wohnung angewiesen worden, und sie stand unter der strengsten Aufsicht. Auch wurde sie seitdem nicht mehr vom Tische der Äbtissin gespeist, sondern mußte vorliebnehmen mit der geringen Kost der Nonnen, die nur einmal in der Woche Fleisch erhielten, sonst von Gemüse, Fischen und Brot lebten. Auch schlief sie nicht mehr in weichen Federbetten, sondern auf einem harten Lager unter einer Wolldecke, wie die frommen Schwestern auch.

Sie wäre wohl krank geworden bei diesem Leben, wenn man ihr nicht erlaubt hatte, täglich eine Stunde oder auch zwei im Klostergarten zu arbeiten. Aber seit einer Woche hatte das auch aufgehört, denn es gab nichts mehr im Garten zu tun, da sich die Natur auf ihr Wintersterben rüstete. Mit Grauen sah sie den Tagen entgegen, die nun kommen mußten, wo sie wie eine Gefangene in ihrer Klause sitzen würde, abgeschieden von aller Welt. Denn die Domina kam schon längst nicht mehr zu ihr, um sie zu bekehren. Sie hatte eingesehen, daß sie dabei trotz ihrer Gelehrsamkeit den kürzeren zog. Statt dessen schickte sie ihr nur noch Bücher, deren Inhalt sie auf einen anderen Weg bringen sollte. Was die Feinde Luthers gegen ihn und seine Sache geschrieben hatten, das brachte sie ihr, soweit es ihr erreichbar war, in ihre Zelle, und da Lucke sonst vor Langeweile gestorben wäre, so las sie es auch. Aber sie blieb trotzdem so hartnäckig und verstockt wie am ersten Tage, und Frau Elisabeth Erksleben verzweifelte mehr und mehr daran, daß diese Seele der alleinseligmachenden Kirche wieder zugeführt werden könne. Dem Bürgermeister sagte sie das freilich nicht, wenn er, was immer seltener geschah, ins Kloster kam, um nach seinem Mündel zu fragen. Dann führte sie vielmehr Sprichwörter im Munde wie »Auf einen Hieb fällt keine Eiche« oder »Rom ist nicht an

einem Tage erbaut«. Sie glaubte längst nicht mehr daran, daß es ihr jemals gelingen werde, das junge Mädchen zu bekehren, aber sie konnte das demütigende Geständnis ihrer Niederlage nicht über die Lippen bringen. Auf keinem Nährboden aber gedeiht der Haß üppiger als auf dem der gekränkten Eitelkeit, und darum haßte sie schon vom zweiten Tage an die junge Ketzlerin, die ihren geistlichen Triumph so schnöde verietelte, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte. Wäre Lucke eine Schwester ihres Klosters gewesen, so hätte sie sich der Gnade Gottes befehlen können, denn der Domina standen genug Mittel zu Gebote, das Leben einer Nonne zum Martyrium zu gestalten. Aber sie unterstand nicht ihrer Gewalt und stand außerhalb der Klosterzucht, und überdies hatte Wildefürer der Domina streng eingeschärft, sie solle Milde und Sanftmut walten lassen. So mußte sie sich Zügel anlegen, aber was sie tun konnte, der Widerspenstigen das Leben schwer und unleidlich zu machen, das tat sie. So verlebte Lucke traurige Tage, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß noch trübseligere folgen würden. Aber sie hielt sich aufrecht und ungebeugt. Hatte sie im Anfang hin und wieder geschwankt, ob sie sich nicht durch Nachgiebigkeit eine Milderung oder gar Änderung ihres Lebens erkaufen solle, so hatte sie diese Schwäche jetzt völlig überwunden. Gerade in der Anfechtung und in der Einsamkeit

der Klosterzelle war sie ihres Glaubens ganz gewiß geworden, und die Worte der Gegner Luthers machten sie in ihrer Überzeugung noch fester. Mochten sie lästern und schmähen – nichts von dem, was sie gegen ihn vorbrachten, war auf die Heilige Schrift gegründet. Sie durfte keine Bibel haben, nur eine lateinische hatte ihr die Domina mit spöttischem Lächeln auf den Tisch gelegt, weil sie wußte, daß die Jungfrau der fremden Sprache nicht mächtig sei. Aber Lucke hatte bei ihrer Muhme in Goslar so oft und viel und mit so glühender Begeisterung in der Lutherbibel gelesen, daß sie die großen Kern- und Trostsprüche der Evangelien und Apostelbriefe fast alle auswendig wußte. Manche dieser Worte übten eine geradezu wunderbare Wirkung auf ihre Seele aus. Sie funkelten und leuchteten in ihrem Herzen wie Sterne in der Nacht und erfüllten ihr ganzes Inneres mit Kraft und Trost und Frieden. Besonders häufig und immer wieder kam ihr der Spruch der Bergpredigt durch den Sinn: »Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden.« Das tröstete sie und erhob sie in ganz besonderer Weise.

Aber dabei war sie weit davon entfernt, ihr Gemüt nur auf den Himmel zu richten und nur auf einen himmlischen Lohn zu hoffen. Neben der glühenden Begeisterung für den Glauben, um deswillen sie leiden

mußte, lebte in ihrer Seele ein heißes Verlangen nach irdischem Glück, und das erwartete sie von Christof von Hagen. Sie war nicht irre geworden an ihm, als er zwei Jahre lang in der Fremde hatte weilen müssen. Nie war ihr auch nur vorübergehend der Gedanke gekommen, er könne von ihr lassen und draußen eine andere lieb gewinnen. Noch viel weniger kam ihr jetzt ein solcher Gedanke. Auch daß es den Menschen gelingen könne, sie auf immer auseinanderzuhalten, glaubte sie nie und nimmermehr. Der Tag zog sicherlich herauf, der sie mit ihrem Liebsten vereinigte, mochten die Feinde auch noch so große Macht und viel List aufwenden, sie von ihm zu trennen. Einst mußte sich alles wenden, und vielleicht war der Tag gar nicht mehr so fern. Christof von Hagen hatte ihr genug von seinen Plänen mitgeteilt, als er sie das letztmal in seinen Armen gehalten. Er wollte den Bürgermeister stürzen mit Hilfe des niederen Volkes, wollte der neuen Lehre zum Siege verhelfen in der Stadt, und so wenig sie an seiner unverbrüchlichen Liebe und Treue zu ihr zweifelte, so wenig zweifelte sie auch daran, daß ihm das alles gelingen werde. Sie gehörte zu den Menschen, denen Höheres und Größeres verliehen ist als die Gabe der Klugheit und eines scharfen Verstandes, nämlich die Kraft, unbeirrbar glauben, vertrauen und hoffen zu können. Darum vermochte sie das, was über sie verfügt war, mit Ruhe und stolzer Gelassenheit zu ertragen.

Hin und wieder freilich, bei ihrer Jugend kein Wunder, gewann auch einmal eine trübe Stimmung Macht über ihre Seele, und das war jetzt der Fall, da sie, mit der Stirn am Gitter ihres Fensters lehnend, hinunterblickte in die Innerste, die gurgelnd und schäumend über das Mühlwehr dahinschoß. Ein rosiger Glanz lag auf den glitzernden Wogen, der Widerschein des Abendrotes, denn drüben hinter den Hügeln, von dem der Turm der Sankt Moritz-Kirche herübergrüßte, war eben die Sonne untergegangen. Ein Tag war wieder dahin, ein nutzlos verbrachter Tag. Wie kurz war doch das Leben, und wie bitter war es, so viele seiner Tage hinter der grauen Mauer des Klosters vertrauern zu müssen! Es konnte wohl noch ein Jahr, es konnten vielleicht gar zwei Jahre vergehen, ehe ihr Verlobter kam, sie zu befreien und heimzuführen. Womit hatte sie es verdient, daß sie betrogen werden sollte um die schönsten Jahre ihrer blühenden Jugend?

Eine Träne wollte in ihre Augen sich stehlen, aber sie drängte die weiche Regung schnell zurück. Draußen auf dem Gange näherte sich ihrer Zelle ein Schritt, den sie gar wohl kannte. So hart und fest stampfte nur eine im Kloster dahin, Gottlinde, die Schaffnerin, die ihr noch widerwärtiger und verhaßter war als die Domina selber. Ja, es gab Stunden, in denen sie dieses hagere Weib geradezu fürchtete. Noch nie hatte sie aus ihrem Munde mit den dicken, aber fest zusammengepreßten Lippen ein freundliches Wort gehört, und nie

hatten die Augen mit einem anderen Ausdruck auf ihr geruht als mit dem des Hasses und der Feindseligkeit. Die Schaffnerin, die hoch stand in der Gunst der Domina, wußte jedenfalls um ihre Ketzerei und betrachtete sie als eine Verlorene.

Ohne Gruß und ohne Lucke auch nur anzusehen, betrat sie das Gemach und stellte ein Brett auf den Tisch, auf dem zwei Teller standen. Sie enthielten die Abendkost, die der Gefangenen zugedacht war. Dann schickte sie sich an, das Zimmer wieder zu verlassen, als ihr Blick auf ein schmales Buch fiel, das auf dem Boden lag. Sie hob es auf und las den Titel. Es war die anmutige Schrift, die Hieronymus Emser, weiland Herzog Georgs von Sachsen Hoftheologe, auf Doktor Martin Luthers Buch an den christlichen Adel deutscher Nation als Entgegnung verfaßt hatte. Der Propst des Klosters hatte es in feines Pergament einbinden lassen und der Domina verehrt. Nun lag es mit zerstoßenen Ecken auf dem Estrich.

»Wie kommt das Buch hierher?« herrschte die Nonne das junge Mädchen an.

»Ich habe es dorthin geworfen,« erwiderte Lucke ruhig.

»Wie kannst du dich dessen erfreuen?«

»Es ward mir zum Ekel, als ich darin las, denn es ist ein unheiliges, widerchristliches Buch.«

Jetzt richtete Gottlinde ihre harten grauen Augen mit einem unheimlichen Ausdruck auf Lucke, und

nachdem sie ein paar Augenblicke ihre Gestalt von oben bis unten gemustert hatte, sagte sie mit mühsam unterdrücktem Grimme: »Man verfährt allzu lind und säuberlich mit dir, meine Tochter. So es nach mir ginge, so wärest du bald zahm.«

Lucke hielt ihrem Blicke furchtlos stand und erwiderte gelassen: »Wie wolltet Ihr mich denn zwingen?«

Gottlinde zog höhnisch ihre Oberlippe in die Höhe und zischte zwischen den starken weißen Zähnen hervor: »Mit den Mitteln, die schon manch hochmütiges Weib zur Einkehr und Buße gezwungen haben. Ich nenne dir nur zwei, meine Tochter: den Hunger und die Rute!«

Der Jungfrau fuhr ein Schauer über die Glieder, aber dann richtete sie sich hoch auf und warf einen sprühenden Blick auf ihre Feindin. »Damit meint Ihr mich zu zwingen?« rief sie. »Nimmermehr! Ich wäre bereit, um Christi und seiner Wahrheit willen das Ärgste zu leiden!«

Gottlinde lachte hart auf. »Große Worte haben schon viele gehabt und dann doch klein beigegeben,« sagte sie spöttisch, aber dann verstummte sie plötzlich. In dem Blicke, mit dem Lucke sie unverwandt ansah, lag ein Ausdruck, der ihr eine abergläubische Scheu einflößte. Das Mädchen sah aus wie eine Verzückte. Ihre Augen leuchteten in einem unnatürlichen Glanze, und nach einer Weile klang es halb gesungen, halb gesprochen von ihren Lippen:

»Die laß man lügen immerhin,
Die haben's keinen Frommen,
Wir sollen danken Gott darin,
Sein Wort ist wiederkommen.
Der Sommer ist hart vor der Tür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blumen gehn herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.«

Die Nonne Gottlinde kannte nicht Luthers Lied von den zween Märtyrern Christi, aber die Worte berührten sie fremdartig und unheimlich. Sich fortwährend bekreuzigend, wich sie nach der Tür zurück. »Heilige Jungfrau, sei mir gnädig!« stammelte sie. »Das Weib hat den Teufel!« Dann enteilt sie, indem sie die Tür heftig hinter sich zuwarf.

Als ihre Schritte draußen verklungen waren, wich die unnatürliche Spannung von Lucke. Sie lehnte sich wieder gegen das Fenstergitter und schlug die Hände vor ihr Angesicht und weinte, und ihre Tränen flossen unaufhaltsam eine lange Zeit. Das Gefühl der Verlassenheit, das Bewußtsein ihrer hilflosen Lage überwältigte sie mit einem Male derart, daß sie sich nicht mehr zu fassen vermochte. Es war ihr, als versinke ihre Seele in tiefe, undurchdringliche Nacht, in der nirgendwo ein Licht aufblitzte. Wenn Wildefür sie dem Willen der bösen Weiber noch länger überließ, so mochten sie wohl das Schlimmste versuchen, um sie zum

Widerruf zu zwingen und ihren Willen zu brechen. Die Leiden der Nonne Florentina von Oberweimar waren durch Luthers Büchlein aller Welt bekannt, und vielleicht standen ihr ähnliche Dinge bevor. War sie stark und standhaft genug, sie zu überwinden? Noch niemals hatte sie daran gezweifelt, jetzt kamen ihr die Zweifel an der eigenen Kraft und raubten ihr alle Zuversicht. Sie stand ja nicht unter der Herrschaft der Domina, kein Mensch im Kloster hatte das Recht, Hand an sie zu legen und sie zu peinigen, aber wo gab es denn für sie Recht und Gerechtigkeit? Sie war von aller Welt abgeschieden, hatte keine Mittel und keinen Weg, sich an irgendwen um Hilfe zu wenden, und ihres Verlobten Hilfe kam vielleicht zu spät. Vielleicht war sie dann schon schwach geworden und hatte ihren Glauben verleugnet, und war das geschehen, so war ihre Seele auf immer zerbrochen.

»Herr, mein Gott, verlaß mich nicht! Gib mir Kraft und Stärke, daß ich dir treu bleiben kann,« flehte sie, indem sie auf ihre Knie niedersank, und immer von neuem wiederholte sie: »Gott, gib mir Kraft und Stärke!«

Plötzlich fuhr sie auf. Es war ihr, als ob sie eine Stimme höre, die ihr mit mächtigem, metallischem Klange zurief: »Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.« Sie kannte dieses Wort gar wohl,

der selige Ohm Bröcker in Goslar hatte es in seiner Bibel unterstrichen und einen Anker an den Rand gemalt. Jetzt erklang es ihr ins Herz hinein wie Posaunenton, und es war ihr, als gebe ihr der Allmächtige selber Antwort auf ihr Gebet und versichere sie seiner Gnade und seines göttlichen Schutzes. Sie empfand das wie ein Wunder und fühlte mit einem Male in diesem Augenblick, wie Gott seine Verheißung wahr zu machen weiß: »Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.« Ja, ihr war zumute wie einem Kinde, dem seine Mutter Trost zugesprochen hat, und das, während ihm noch die Tränen an den Wimpern hängen, schon wieder zu lächeln vermag über das, was eben noch sein kleines schwaches Herz erschreckte und bedrückte. Die Zuversicht, die sie vorher der Nonne gegenüber an den Tag gelegt hatte, erfüllte nun ihr Herz in noch ganz anderer Weise. Alle Furcht war aus ihrer Seele gewichen, sie fühlte sich sicher und geborgen in ihres Gottes starker, väterlicher Hand.

Da wurde die Tür aufgerissen, und die Domina erschien auf der Schwelle. Sie befand sich offenbar in größter Aufregung, denn sie zitterte an allen Gliedern, und ihre Wangen leuchteten wie Zinnober. Sie wies mit der Rechten auf Luckes Kleiderspind und gebot mit schriller Stimme: »Nimm deine Sachen und ziehe dich an und folge mir!«

Erschrocken war Lucke von ihren Knien aufgesprungen und blickte sie nun verwirrt an.

»Hörst du nicht?« fuhr die Domina sie an. »Du gehst mit mir!«

»Wohin wollt Ihr mich bringen?« fragte Lucke, indem sie sich den Mantel umlegte. Sie war wie betäubt.

»Dorthin, woher du gekommen bist. Wärest du doch niemals zu uns gekommen!« versetzte die Äbtissin, und dann würdigte sie die Jungfrau keines Wortes mehr, sondern streifte sie nur von Zeit zu Zeit noch mit einem bösen Blick, in dem zugleich eine gewisse Furcht lag. So saß sie ihr dann in derselben Kutsche gegenüber, in der Wildefüer mit ihr ins Kloster gefahren war. Neben ihr hatte eine handfeste ältere Schwester Platz genommen, die jedenfalls mitgenommen war, um eine etwaige Flucht Luckes zu verhindern. Aber die Jungfrau dachte nicht an ein Entweichen. Es war eine wunderbare Ruhe über sie gekommen. Was diese Fahrt zu bedeuten hatte, wußte sie nicht. Nach den Worten der Domina schien es ja, als solle sie das Kloster wieder verlassen, aber ob das eine Besserung ihrer Lage bedeutete, oder ob noch eine schlimmere Prüfung ihrer harrte, war damit keineswegs gesagt. An ein Nachgeben ihres Vormundes glaubte sie nun und nimmermehr. Aber mochten die Menschen mit ihr tun und handeln, wie sie wollten, sie fühlte sich jetzt allem gewachsen, was über sie verhängt werden konnte, denn Gott war mit ihr.

Die Gegenwart der beiden Klosterfrauen hatte sie ganz vergessen und fuhr aus tiefen Gedanken auf, als der Wagen vor dem Hause des Bürgermeisters hielt.

Hans Wildefür befand sich gerade bei einer Arbeit, die er alle Vierteljahre einmal verrichtete und niemals einem anderen überließ: er reinigte und putzte seine Waffen. Der Einbruch der Dunkelheit hatte ihn dabei überrascht, und so war denn die Diele seines Hauses aufs hellste erleuchtet, und von der Decke hing eine mit Wasser gefüllte Glaskugel herab, durch die eine hinter ihr befestigte Lampe einen runden Lichtkreis und viele glitzernde Kringel auf den Tisch hinabwarf. Dort stand sein blitzblank geputzter Brustharnisch, und neben ihm lagen sein breites Schwert und der gewaltige Eisenhammer, der einst in den Tagen der Stiftsfehde den Söldnern des Herzogs von Braunschweig und den aufsässigen Stiftsjunkern so furchtbar gewesen war. Er nahm ihn auf und ließ ihn einigemal durch die Luft sausen und stellte mit Befriedigung fest, daß er ihn noch ebenso leicht zu schwingen vermochte wie in den Tagen seiner Jugend.

»Das machen Euch in der ganzen Stadt kaum drei Männer nach und kaum einer in Eurem Alter, Vater,« sagte seine Tochter Gesche Brandis, die im Hintergrunde des weiten Gemachs am Herde stand und eine Wildente rupfte.

»Es liegt in unserem Geschlecht,« gab der Bürgermeister zur Antwort. »Alle Wildefüers sind starke Menschen, und ich habe meine Kraft zu keiner Zeit meines Lebens vergeudet, wie so viele tun.«

Er legte den Hammer wieder auf den Tisch und ergriff das Schwert, um es zu putzen. Da öffnete sich die Tür, und die Domina trat herein, gefolgt von Lucke und der Klosterschwester.

Wildefüer war so überrascht von dem Anblick, daß die Waffe seinen Händen entglitt und klirrend auf den Tisch aufschlug. »Was soll das heißen?« rief er.

Frau Elisabeth Erksleben fand in ihrer Aufgeregtheit zunächst keine Worte.

Dann sagte sie mit tiefem Aufatmen: »Ich kann die hier nicht länger bei uns behalten. Nehmt sie zurück!«

»Weswegen?« fuhr er auf.

»Deswegen. Lest, Herr!« Sie reichte ihm ein Papier, von dem ein großes, schweres Siegel herabhing. Die ganze Fahrt über hatte sie es in der Hand gehabt.

Wildefüer strich es glatt und hob es zum Lichte empor. Es von seinem Gesichte weit abhaltend, las er: »Der Domina und dem Konvent der Nonnen im Magdalenenkloster zu Hildesheim meine höchste Ungnad und Gottes Zorn zuvor! Ihr haltet, wie mir mein günstiger Freund Christof von Hagen hat zu wissen getan, eine Jungfrau bei Euch gefangen wider alles Recht,

des Namens Lucke von Hary. Deshalb will ich Euer Feind sein und sage Euch hiermit ab und will Euch allen Schaden tun, soweit es Gott mir vergönnen mag.«

Diese Worte waren von einer zierlichen Schreiberhand geschrieben. Darunter aber stand mit einer Schrift, die wie aus Balken gefügt war: »Klaus von Barner, Ritter.«

Wildefür ließ das Blatt sinken und sagte gelassen: »Davor fürchtet Ihr Euch, Ehrwürdigste? Euer Kloster liegt im Ringe unserer Mauern und Gräben und Wälle. Was kann der verzweifelte Bube Euch anhaben?«

»Ach viel, sehr viel!« rief die Domina und brach in Tränen aus. »Wir haben draußen in den Dörfern viele Gütlein und hörige Leute und Äcker und Häuser. Daran kann dieser *Homo crudelissimus* sein Mütchen kühlen. Man kennt ihn ja. Er ist der schändlichste Bösewicht auf dreißig Meilen ringsum. Gott bewahre jedermann vor ihm! Die Rauscheplatts auf Steuerwald sind mit ihm befreundet. Denen lasse ich noch morgen in aller Frühe sagen, daß diese *Virgo maledicta* nicht mehr in unsern Mauern ist. Sie mögen's ihm kundtun. Nein, redet mir nicht zu, es hilft nichts, ich muß das Heil der Herde bedenken, die mir anvertraut ist. Es hilft Euch nichts, ich will nicht, ich will nicht, *non volo persuaderi*, ich will nicht überredet werden. Lebt wohl! Lebt wohl! Tut mit der hier, was Ihr wollt.«

Damit drehte sie sich um. Ehe Wildefür nur ein Wort hatte erwidern können, war sie zur Tür hinaus.

Die Nonne folgte ihr, nur Lucke blieb zurück. Mit niedergeschlagenen Augen stand sie da und regte sich nicht, aber die wechselnde Farbe ihrer Wangen ließ erraten, welch ein Sturm in ihrem Innersten entfesselt war. Wildefüer hatte das Schreiben, das die Äbtissin erhalten, nicht laut vorgelesen, aber aus seinen Worten, wie aus denen der Domina konnte sie schließen, daß jemand sich ihrer angenommen hatte, der mächtig und zu fürchten war. Das hatte sicherlich Christof von Hagen bewirkt, denn wer kümmerte sich sonst um sie? Gott schien sie also erretten zu wollen aus der Hand ihrer Bedränger.

Lange herrschte ein tiefes Schweigen in dem Gemach. Wildefüer stemmte beide Hände vor sich auf den Tisch und blickte finster vor sich nieder, ohne ein Wort zu sprechen. Der lebhaften Frau Gesche brannte die Frage auf der Seele: Was soll nun werden? Aber sie wagte es doch nicht, sie über ihre Lippen gehen zu lassen.

Endlich wandte sich Wildefüer an sie und gebot kurz: »Führe diese da hinauf in die Stube, die sie früher bewohnt hat.«

Gesche erhob sich sogleich. »So komm!« sagte sie und zündete ein Licht am Feuer des Herdes an. Lucke folgte ihr ohne Widerstreben und schritt nach ihr die Treppe hinauf.

Doben sprachen die beiden wenig miteinander. Frau Gesche versprach dem unwillkommenen Gaste

des Hauses, sie werde bald die alte Trine mit Abendbrot zu ihr heraufsenden, und ging dann mit einem kühlen Händedruck hinaus. Merkwürdig, daß sie, die sonst so Sichere, sich in Gegenwart dieses Mädchens immer etwas unsicher und beklommen fühlte! Ihr ganzes Wesen war ihr unbehaglich, ihre Schönheit erschien ihr fast unheimlich und dämonisch, und diese Schönheit hatte durch die lange Haft im Kloster nicht gelitten. Wohl waren ihre Wangen schmaler und bleicher geworden, aber die Augen hatten einen Glanz, den sie früher nicht gehabt hatten.

Mißgestimmt schritt sie die Treppe wieder hinunter. Sie konnte den Wunsch nicht unterdrücken, Lucke von Hary möchte lieber ihren Weg nicht wieder gekreuzt haben. Er war wohl nicht nur durch die leise Eifersucht zu erklären, die sehr schöne Frauen bei fast allen Geschlechtsgenossinnen erregen. Darüber fühlte sie sich im großen und ganzen erhaben. Sie beneidete so leicht keine um ihre körperlichen Vorzüge, außer wenn sie bei ihrem Manne begehrlische oder auch nur bewundernde Blicke wahrzunehmen glaubte. Nicht die Eifersucht machte ihr das Mädchen unleidlich, sondern das Gefühl einer inneren Beschämung vor ihr. Sie selbst las jeden Tag in Luthers Heiliger Schrift, aber außer ihrem Manne durfte das kein Mensch wissen. Das junge Ding dagegen, das zwölf oder dreizehn Jahre jünger war als sie, hatte den Mut, seinen Glauben vor aller Welt zu bekennen und um seinetwillen zu leiden. So fühlte sie

sich ihr unterlegen, und diese Empfindung hatte ihr bisher unter den Männern nur ihr Vater, unter den Weibern überhaupt noch kein Mensch eingeflößt.

Mit einer Falte zwischen den Brauen betrat sie den unteren Raum, und diese Falte vertiefte sich, als ihr Blick auf ihren Vater fiel. Der war an einen Seitentisch herangetreten und füllte sich dort aus einer großen bauchigen Flasche Rotwein in ein Glas von nicht geringer Größe, das er dann in einem Zuge leerte. Zu Lebzeiten der Mutter hatte er im Hause kaum jemals Wein getrunken, jetzt dagegen geschah es häufig. Es war, als ob er Zuspruch und Trost im Becher suche. Das mißbilligte sie sehr, denn sie meinte, der schwere dunkle Wein sei seinem Geblüte schädlich. Aber sie wagte nicht, etwas dagegen zu sagen.

Wildefür stellte das Glas auf das Tischchen, korkte die Flasche bedächtig zu, und nun stellte er die Frage, die sie vorhin unterdrückt hatte: »Was soll nun mit Lucke Hary werden?«

Frau Gesche war nicht wenig überrascht. Nur in kleinen Dingen, die das Hauswesen betrafen, hatte er sie bisher um Rat gefragt, in einer so bedeutungsvollen Angelegenheit noch niemals. Das schmeichelte ihr, und zugleich schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, daß sie vielleicht dazu mitwirken könne, das Mädchen aus ihrem Kreise zu entfernen. Aber sie mußte behutsam vorgehen. Deshalb sagte sie nach kurzem Besinnen:

»Meint Ihr, Vater, daß Herr Klaus von Hary etwas gewußt hat von dem neuen Glauben seiner Tochter?«

Wildefür blickte sie verwundert an. »Du fragst töricht,« erwiderte er. »Nein, wahrlich nicht. Hätte er etwas geahnt, wer weiß, wo sie dann jetzt schon seit langem wäre! Sicherlich in einem Kloster!«

»Wenn er es nicht gewußt hat, so dünkt mich, Vater, der Eid, den Ihr ihm geschworen, sei null und nichtig,« sagte Frau Gesche ruhig.

»Was schwätzeest du da!« fuhr er auf. »Wie soll ich das verstehen?«

»Ich meine so, Vater: Er wollte, Ihr solltet sie vor dem lutherischen Glauben bewahren, indem Ihr sie dem Hagen weigertet. Nun ist sie diesem Glauben schon längst verfallen. Was hilft es Euch also, daß Ihr die beiden nicht lasset zusammenkommen?«

»Leichtfertig und obenhin gedacht nach der Weiber Weise!« unterbrach er sie heftig. »Ich habe zum ersten geschworen, sie dem Schelm zu verweigern, wenn er nicht festhielte an dem Glauben unserer heiligen Kirche. Danach muß ich tun. Ich habe zum andern geschworen, daß ich sein will wie ein rechter Vater. Meinst du, ihr Vater hätte sie beharren lassen bei ihrem Irrtum? Er hätte alles daran gesetzt, sie auf den Weg des Heils zurückzubringen. So muß ich auch tun.«

Er hatte sich erhoben und ging nun mit starken Schritten in dem Gemach auf und nieder. Frau Gesche sah ihm eine Weile schweigend zu, dann sagte sie: »Ihr

habt mir nicht gesagt, Vater, weshalb sie die Domina hat in Euer Haus zurückgebracht. Aber ich acht', es wird um des Hagen willen geschehen sein, der gestern in die Neustadt eingezogen ist. Ganz Hildesheim ist voll davon. Er plant wohl eine Gewalttat gegen das Kloster?«

»Er hat den Hund, den Klaus Barner, wider das Kloster gedungen. Der hat die Domina mit einem harten Briefe erschreckt. Wenn sie das Mädchen im Kloster behalte, so wolle er ihr allen Schaden tun, so droht der Bube.«

»Und so wird er Euch auch schreiben, wenn Ihr sie bei Euch behaltet, Vater.«

»Das mag wohl sein. Er sucht ohnehin Händel mit uns und dem Domkapitel.«

Frau Gesche schrak zusammen. »Er ist ein gefährlicher Mann. Wenn er eine Fehde anfängt, so läuft ihm reisiges Volk zu von allen Ecken und Enden.«

Wildefür lachte verächtlich. »Meinst du, daß ich mich vor einem Landverderber und Bauernschinder fürchte? Er hätt' alle Ursach', sich vor mir zu fürchten, denn er kennt meine Hiebe.«

»Das weiß ich, Vater, daß Ihr Euch nicht vor einem andern fürchtet. Aber wer hat bei solchen Händeln einen Gewinn? Doch nur die Raubvögel, die davon leben. Wenn Ihr die Lucke von Hary auf einen Wagen packtet mit allen ihren Kleinodien und sie in die Neustadt schicktet —«

»Ich habe dir gesagt, warum ich das nicht kann,«
brauste er auf. »Sprich mir nicht davon!«

Frau Gesche schwieg. Wieder wanderte er auf und nieder und sprach lange kein Wort. Endlich blieb er stehen und sagte: »Ich werde die von der Neustadt zwingen, den Hagen aus ihren Mauern zu entlassen. Ich habe die Macht dazu, und ich werde sie gebrauchen. Dessen kannst du versichert sein. Klaus Barner und seine Rotte fürchte ich nicht. Ich gehe jetzt in des Rates Trinkstube. Wenn du heimgehen willst, so kannst du gleich mit mir gehen. Zuvor aber habe ich noch eine Verrichtung, und es wäre mir lieb, wenn du dabei sein wolltest. Komm mit mir!«

Er schritt die Treppe hinauf, und Frau Gesche folgte ihm. Sie war etwas verwundert und neugierig, denn sie wußte nicht, was er im Sinne hatte. Sie erfuhr es aber sogleich, denn droben trat er bei Lucke ein und begann ohne Umschweife: »Ich muß dich vorderhand in meinem Hause halten. Das kann aber nur geschehen, wenn du mir einen Eid gelobst, daß du Haus und Hof und Garten mit keinem Schritt verlassen willst, es sei denn, daß ich dir's erlaube. Willst du das tun?«

Lucke zögerte mit der Antwort. »Ich will mich dessen erst bedenken,« sagte sie nach einer kleinen Weile.

»Sinnst du auf Flucht?« fragte er gelassen. »Was hülfte es dir da, wenn du aus dem Hause gingest? Aus der Stadt entkämst du doch nimmermehr. Morgen in der

Frühe lasse ich allen Torwächtern sagen, sie möchten auf dich besonders acht haben.«

Lucke schwieg. »Weigerst du dich des Eides, so muß ich dich in diesem Gemach wie eine Gefangene halten,« fuhr er fort. »Ich täte das nicht gern, aber es müßte sein.«

»Ich will nicht leichtfertig schwören, will mich erst bedenken, will es Euch morgen früh sagen,« erwiderte Lucke.

»So halte es diese Nacht, wie du es halten willst!« versetzte er kurz und schroff. »Komm, Gesche!«

Er verließ mit seiner Tochter das Gemach, und Lucke hörte, wie er von draußen den Schlüssel umdrehte. Auch vernahm sie noch, wie er der alten Trine, der Schaffnerin des Hauses, einschärfte, ein wachsames Auge auf sie zu haben. Dann verhallte drunten seine Stimme.

Da sank sie auf ihre Knie nieder und dankte Gott, daß er ihr aus dem Kloster hinausgeholfen habe, und bat ihn, er möge ihr Mut und Kraft verleihen, alle weiteren Prüfungen siegreich zu überstehen. So betete sie mit einer Zuversicht und Freudigkeit, wie noch niemals in ihrem Leben, denn Gott hatte ihr ja ein Zeichen gegeben, daß er mit ihr sein wolle. Sie war ja auch hier noch eine Gefangene, aber es war ihr zumute, als wären ihre Ketten schon halb zerbrochen. Das Werk ihrer Befreiung bereitete sich vor, und er würde es bald

vollenden. Von diesem Glauben war sie ganz durchdrungen.

Als sie nach einer Weile drunten das Haus verschließen hörte, erhob sie sich von den Knien, löschte das Licht und legte sich frohen und getrösteten Herzens zum Schlummer nieder.

Auf dem Marktplatze der Hildesheimer Neustadt erhob sich neben dem Gildehaus der Leineweber das stattliche Wohnhaus des Bürgermeisters Eberhard Plate. Hier war vor acht Tagen Christof von Hagen mit zwei Knechten eingekehrt, freudig als Gast willkommen geheißen vom Herrn des Hauses und noch freudiger begrüßt von Frau Hedwig Plate, der die Leute nachsagten, daß sie der eigentliche Bürgermeister der Neustadt sei. In der Tat war die kräftige Vierzigerin ihrem zwölf Jahre älteren Gatten an Willenskraft und geistiger Regsamkeit weit überlegen, und wenn sie ihn nicht so gut beraten und seinen Ehrgeiz beständig angestachelt hätte, so wäre er kaum jemals in den Rat, geschweige auf den Bürgermeisterstuhl gelangt. Sie war aber nicht nur klüger und ehrgeiziger, sondern auch mutiger als er und alle die anderen Männer, die an der Spitze des kleinen Gemeinwesens standen, denn sie machte schon seit Jahresfrist und länger kein Hehl mehr aus ihrer Begeisterung für Doktor Martin Luthers Person und Sache. Sie ging nicht mehr zur Beichte, besuchte die Messe nicht mehr, die der

Priester in Sankt Lamberti jeden Morgen las, sondern hielt in ihrem Hause Gottesdienste mit gleichgesinnten Männern und Frauen, wobei die Schrift verlesen ward und Luthers und seiner Freunde Lieder mit großer Andacht und Inbrunst gesungen wurden. Ihr Mann duldete das und nahm selber daran teil, war auch von der Wahrheit der neuen Lehre innerlich überzeugt, hielt aber damit vor der Welt, zurück und war zu einem öffentlichen Bekenntnis seiner Überzeugung nicht zu bewegen, ganz ebensowenig wie die biedereren Ratsmänner der Neustadt, die in ihren Herzen fast alle dem neuen Glauben anhängen, aber seither wenig davon hatten verlautbaren lassen. Sie alle, Herr Eberhard Plate an der Spitze, hatten einen ungeheuren Respekt vor dem Haupte der mächtigen Altstadt, auf die sie übrigens von Kindesbeinen an voller Scheelsucht und Mißgunst hinblickten. Denn von alters her war das Verhältnis zwischen der größeren und der kleineren Stadt ein wenig freundschaftliches gewesen, ja, es war in früheren Zeiten manchmal zu blutigen Zwistigkeiten gekommen, die natürlich stets mit einer Niederlage des weit schwächeren Teiles geendigt hatten. Das hatte in den Unterlegenen einen tiefen Groll erzeugt, der sich forterbte vom Vater auf den Sohn, wenn man ihn auch zumeist klüglich zu verbergen wußte. Die Altstädter dagegen sahen mit geheimem, zuweilen auch offen an den Tag gelegtem Spott auf das Städtlein herab, das hinter eigenen Mauern und Toren dahinlebte,

jedes Jahr sich einen eigenen Rat kürte und doch in allen Dingen von Gewicht nach ihrer Pfeife tanzen mußte.

Seit Hans Wildefür das Stadtre Regiment Hildesheims in seinen Händen hielt, war den Bürgern der Neustadt ihre demütigende Abhängigkeit mehrmals ganz besonders deutlich zum Bewußtsein gebracht worden. Ihn dünkte es lächerlich, daß dieses Anhängsel der Altstadt sich als ein selbständiges Gemeinwesen fühlte und betätigen wollte, und das ließ er die Neustädter Würdenträger zuweilen gar sehr merken. Darum waren sie ihm alle im Herzen feind, aber wenn er ihnen drohend riet, in ihren Sitzungen so oder so zu beschließen, so beschlossen sie, wie er es wollte, und duckten sich.

Niemand erboste sich darüber mehr als Frau Hedwig Plate, die Gattin des früheren Rats Herrn und jetzigen Bürgermeisters. Sie haßte den Mann als Neustädterin und als Protestantin, und in der letzten Zeit war dieser Haß gewissermaßen in eins verschmolzen und gewaltig angewachsen. Fast alle Ratsstühle in der Neustadt waren mit heimlichen Lutheranern besetzt. Warum ging es trotzdem nicht vorwärts mit der neuen Lehre? Warum mußte sie sich noch im Dunkeln halten, statt auf Markt und Gassen zu triumphieren? Warum sang da drüben in Sankt Lamberti der Pfaffe noch seine lateinischen Gesänge, anstatt daß Gottes lauterer Wort in deutscher Sprache von den Wänden widerhallte? Daran war niemand schuld als der Bürgermeister

der Altstadt. Wie er drüben das Evangelium am Siegel hinderte, so hinderte er es auch hier. Ihr Mann und seine Ratskumpane waren in ihren Augen Schlafkappen, Ölgötzen und Nachtmützen, weil sie sich das gefallen ließen. Denn der Bürgermeister Wildefür habe ihnen den Teufel zu befehlen.

Diese Gedanken und Grundsätze entwickelte die rüstige und beredte Frau ihrem Gaste Christof von Hagen, der sein Buch ins Fensterbrett gelegt hatte und geduldig, zuweilen auch heimlich ergötzt, ihren Reden lauschte. Manches, was ihr an Wildefür tadelnswert erschien, fand er insgeheim ganz richtig und verständig. Auch ihm war es von jeher wunderlich und unvernünftig erschienen, daß die acht Straßen den Namen einer besonderen Stadt beanspruchten. Schon vor hundert und mehr Jahren, das wußte er, wäre sie gewaltsam in die Altstadt einverleibt oder, wenn sie das nicht wollte, zerstört worden, wenn nicht der Dompropst seine schützende Hand über sie gehalten hätte. Der war damals ihr Herr gewesen und war es noch, aber zurzeit nur dem Namen nach, wie der Bischof über Hildesheim.

Frau Hedwig Plate bedachte in ihrem zornigen Eifer offenbar gar nicht, daß vor ihr der Abkömmling eines der ältesten altstädtischen Geschlechter saß, denn sie fuhr mächtig her über den Hochmut, den die Großen gegen die Kleinen an den Tag zu legen pflegten. Sie sah

dabei bedrohlich aus, da sie bei ihren Worten ein blutiges Küchenmesser hin und her schwang. Es diente aber einer friedlichen Beschäftigung, nämlich dem Ausnehmen zweier Gänse. Die wollte sie übermorgen am Martinstage ihrem Mann und ihren Gästen vorsetzen und bereitete sie als gute Hausfrau selbst zu. Da ihr Gatte in den Rat gegangen war, hatte sie das Brett, auf dem die beiden fettstrotzenden Vögel lagen, auf den Tisch der Diele gestellt, um sich mit dem Gaste zu unterhalten und so das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Sie war für Christof von Hagen sehr eingenommen, und ihr hatte er es zu danken, daß ihn Herr Eberhard Plate in sein Haus eingeladen hatte. Das Ehepaar war mit ihm in Braunschweig bei einer großen Hochzeit zusammengetroffen, denn er besaß dort mit ihnen eine gemeinsame Muhme, deren Tochter einen Eimbecker Bürgerssohn heiratete. Nun war in Hildesheim kein Mensch so in der Leute Mund wie Christof von Hagen seit seinem Auftreten vor dem Rate und seiner Verbannung. Er sorgte auch fleißig dafür, daß man ihn nicht vergaß, denn er behielt sein Ziel unverrückt im Auge. Am Dreikönigstage fanden nach altem Brauche die Wahlen zu allen Ämtern in Hildesheim statt. Da sollte ihn eine der sechs Bäuerschafte zu ihrem Sprecher und Obmann wählen. Es war zwar noch niemals dagewesen, daß ein

aus der Stadt Vertriebener in seiner Abwesenheit zu einem Amte gewählt worden wäre. Aber ein Gesetz dagegen bestand nicht. Allerdings durfte er, auch wenn die Wahl auf ihn fiel, deshalb nicht einen Tag früher in die Stadt zurückkehren. Aber wenn er dann im Frühling wiederkam, so konnte er den für ihn offengehaltenen Platz einnehmen. Das sollte und mußte geschehen um Luckes willen, von deren Geschick er durch seine Freunde und Späher genau unterrichtet war, aber auch um des Evangeliums willen. Denn in Braunschweig, wo er den Sommer über geweilt hatte, piffen es die Spatzen von den Dächern, daß im Frühling oder Sommer die große Fehde entbrennen werde zwischen dem bösen Heinz von Wolfenbüttel und den Fürsten und Städten des Schmalkaldischen Bundes. Da war sicher zu erwarten, daß Hans Wildefür alles daransetzen werde, dem Herzog Hilfsvölker und Geschütze aus Hildesheim zuzuführen, und das mußte auf jeden Fall verhindert werden. Gewann der Bürgermeister den Rat für seinen Plan, so mußte die gemeine Bürgerschaft wider ihn aufstehen; wurde sie wieder einmal nicht um ihre Meinung befragt, so mußte sie vor das Rathaus ziehen und den Herren droben klarmachen, daß man sie in einer so hochwichtigen Sache nicht beiseiteschieben dürfe. Dazu aber bedurften sie eines Führers, der zu allem entschlossen war, und so ein Führer wollte er sein, er, Christof von Hagen.

Seine Aussichten dazu standen sehr günstig, das konnte er sich mit hoher Befriedigung sagen. Von Braunschweig aus hatte er die regsten Verbindungen unterhalten mit seinen Freunden und Glaubensverwandten in der Stadt. Briefe und Botschaften waren beständig hin und her gegangen, und er hatte weder Versprechungen noch Geld gespart. Denn er war nicht so heikel, daß er die Gemeinschaft mit Leuten verschmäht hätte, die weniger die Liebe zum reinen Evangelium auf seine Seite trieb als der verlockende Klang des gemünzten Silbers. Er wußte sehr gut, welch einen Zauber die harten Taler auf das Gemüt der kleinen Leute ausübten, und danach handelte er. So hatte er schon mehrere hundert Bürger gewonnen, die es heimlich zugesagt hatten, ihm ihre Stimme zu geben, und sein Anhang wuchs von Tag zu Tag. Seit er hier eingezogen war, ging es nach Einbruch der Dunkelheit in Herrn Eberhard Plates Hause zu wie in einem Bienenstocke, denn da kamen die kleinen Handwerksmeister und Gesellen, die heimlich der Lehre Luthers anhängen, aus der Altstadt herüber, um sich mit ihm zu bereden. Morgen, wenn die Abendglocken geläutet hatten, sollten die Angesehensten und Entschlossensten unter ihnen zugleich erscheinen zu einer vertraulichen Beratung, von der er sich viel versprach.

Das alles ließ er sich durch den Kopf gehen, während seine beredte Wirtin unaufhörlich auf den altstädtischen Hochmut im allgemeinen und die Überhebung

und Tücke des Bürgermeisters Wildefür im besonderen schalt. Nur hier und da warf er einen Brocken dazwischen, damit sie nicht glauben solle, ihr Redestrom verhalte ungehört. Plötzlich aber fuhr er so jäh und heftig von seiner Fensterbank in die Höhe, daß Frau Hedwig erschrocken ihr Messer fallen ließ und ihn mit großen Augen anstarrte. »Um Gottes willen! Was ist Euch, werter Herr Vetter?« rief sie.

»Da seht einmal hin!« erwiderte Hagen und wies mit der Hand auf den Markt hinaus. Drüben war soeben ein Mann aus der Tür des Rathauses getreten, der Barrett und Ratsherrnmantel und um den Hals eine breite silberne Kette trug, an der ein großer goldener Pfennig auf seine Brust herniederhing. Das Oberhaupt der Altstadt hatte dem Rate der Neustadt im vollen Schmuck seiner bürgermeisterlichen Würde einen Besuch abgestattet.

»Wildefür!« rief Hedwig Plate. »Ist das möglich? Wir haben ihn doch nicht hineingehen sehen.«

»Wer achtet auf jeden, der über den Markt kommt!« sagte Hagen und verfolgte mit finsternen Blicken die Gestalt seines Feindes, der langsam und ohne sich umzublicken, nach der Marktecke hinwandelte, um dann in die Schuhstraße einzubiegen.

»Das hat etwas zu bedeuten! Für nichts und wieder nichts kommt der Schelm nicht nach der Neustadt, am

wenigsten in einem solchen Aufzuge!« rief die Bürgermeisterin aufgeregt. »Denkt an mich! Der hat uns irgend eine böse Suppe eingerührt! Wie trägt der Bube den Kopf im Nacken! Mir läuft die Galle über, wenn ich ihn nur ansehe!«

Hagen nickte. »Da könnt Ihr recht haben. Sein Kommen hat gewißlich etwas zu bedeuten, und mir schwant, er ist um meinetwillen gekommen.«

»Um Euretwillen? Warum denkt Ihr das?«

»Er hat sehr von oben herab mit mir geredet, da ich zuletzt vor ihm stand. Aber er weiß es nur zu gut, daß er mich zu fürchten hat. Er wird mich von hier wegbeißen wollen. Darauf bin ich lange schon gefaßt.«

Frau Hedwig schüttelte den Kopf. »Warum? In einem halben Jahre kommt Ihr wieder nach Hildesheim hinein, und er kann es nicht hindern.«

»In einem halben Jahre kann viel geschehen,« entgegnete Hagen düster. »Er denkt vielleicht, daß er bis dahin meine Braut, die er in seinem Hause wie eine Gefangene hält, an einen anderen verheiratet hat. Was er dazu tun kann, das tut er sicherlich, und von mir versieht er sich wohl einer Gewalttat. Es stört seine Ruhe, daß ich in seiner Nähe hause.«

»Das mag wohl sein,« erwiderte sie nach einigem Bedenken. »Aber der oder jener soll unsere Ratsherren holen, wenn sie sich durch das große Maul einschüchtern lassen und wider Euch etwas unternehmen! Ihr seid hier, und Ihr bleibt hier! Damit basta!«

Sie ergriff das Brett mit den beiden Gänsen und begab sich nach dem Boden, wo sie die Tiere an einem Balken aufhängen wollte. Hagen nahm das neben ihm liegende Buch auf und versuchte weiterzulesen, aber er legte es bald wieder beiseite. Die Dämmerung begann hereinzubrechen, und er vermochte ohnedies nicht, seine Gedanken auf die Frage zu richten, von der es handelte. Wildefüers Besuch in der Neustadt hatte ihm gegolten, das war ihm ganz gewiß, und er war höchlich gespannt darauf, zu hören, was er wider ihn vorgebracht hatte.

Seine Neugier wurde auf keine zu harte Probe gestellt, denn nach einer knappen halben Stunde erschien Herr Eberhard Plate, gerade als seine Hausfrau das Licht hereinbrachte und auf den Tisch stellte. Der dicke, schwere Mann warf den Mantel ab und ließ sich pustend und schnaufend in seinen Lehnstuhl fallen. An der Art, wie er die nicht eben hohe Stirn in Falten zog und das fleischige Unterkinn gegen die Brust preßte, erkannte seine Gattin, daß ihm etwas Unangenehmes widerfahren war.

»Nun? Was ist denn geschehen?« platzte sie heraus. »Wir haben es wohl gesehen, daß der altstädtische Bürgermeister bei Euch im Rathause war. Was hat er denn da gewollt, der hohe Herr?«

»So laß mich doch erst zu Atem kommen, Weib,« erwiderte der Bürgermeister unwirsch. »Das richtigste wäre, du erführest gar nichts von dem, was auf dem

Rathause verhandelt wird. Du brauchst in Wahrheit nicht alles zu wissen.«

»Was?« rief sie und stemmte die beiden kräftigen Arme kampflustig in die Seite. »Was fällt dir ein, Mann? Vor mir willst du Geheimnisse haben? Vor deinem angetrauten Weibe?«

»Der Stadt Geheimnisse habe ich auch vor dir zu bewahren,« sagte der Bürgermeister.

»Was du sagst! Aber hier handelt sich's nicht um der Stadt Geheimnisse. Der Schelm von der Altstadt hat gewißlich versucht, unserem Gaste hier etwas auszuwischen.«

Herr Eberhard Plate blickte seiner klugen Eehälfte starr ins Gesicht. »Wie kannst du denn das wissen?« rief er verblüfft.

»Halte dafür, mein kleiner Finger hätt's mir gesagt. Du weißt ja, er ist manchmal so klug und klüger als Euer ganzer Rat zusammen. Was ist's nun also, was dieser Holofernes von Euch will?«

Der Bürgermeister räusperte sich. »Er hat eine Klage gegen Euch erhoben, Vetter,« sagte er. »Hat Euch schuld gegeben, daß Ihr eine Fehde angefangen hättet wider Hildesheim, Eure Vaterstadt, im Bunde mit Klaus Barner.«

»Das lügt er!« rief Hagen und sprang von seinem Sitze empor. »Nicht mit Hildesheim will ich Fehde führen, wahrlich nun und nimmermehr! Nur mit ihm selber habe ich einen schweren Handel, und dafür habe ich mir

Klaus Barner zum Helfer gedungen. Ich habe die Fehde an ihn verkauft, wie es gang und gäbe ist unter den Leuten, und wie alle tun, die kein Recht finden wider einen übermächtigen Feind.«

Der Bürgermeister wiegte bedenklich den Kopf hin und her. »Solches geschieht ja und ist schon vielfach geschehen,« sagte er vorsichtig. »Aber der Landfrieden des Kaisers verbietet es und gebietet, daß man sein Recht bei dem Gericht des Reiches suche.«

Hagen lachte. »Dann kommt der Spruch heraus, wenn meine Lucke zum vierzigsten Male ihren Geburtstag feiert und mir die Haare schon ausfallen.«

Der Bürgermeister seufzte. »Da habt Ihr ja wohl nicht unrecht. Aber wenn Ihr Euch nur nicht gerade an Klaus Barner gehängt hättet! Der Mensch ist zu frech. Wißt Ihr schon, was er getan hat wider den Domherrn von Münchhausen?«

»Nein!«

»Nun denn, so hört. Er hat ihm einen Boten zugesandt mit der Bitte, er möge vor das Hagentor kommen, der von dem Rauscheplatt wolle mit ihm reden. Der Domherr folgt dem Rufe ohne Arg, denn er ist dem Rauscheplatt befreundet. Als er aber vor das Tor kommt, sagt ihm sein Bube, den er hat vorauslaufen lassen: ›Herr, da halten fünf oder sechs zu Pferde im Winkel hinter dem Garten und haben ein lediges Pferd bei sich.‹ Herr Wilke kehrt eilend um, denn er riecht

den Braten. Da setzt ihm der Knecht, der ihm die Botschaft gebracht hat, das Feuerrohr auf die Brust und schreit: »Herr, Ihr müßt dorthin gehen. Da ist mein Junker!« Und wie Herr Wilke trotzdem an ihm vorbei will, drückt er ab. Der Schuß geht fehl, Herr Wilke stößt ihn mit seinem Messer nieder und gewinnt die Stadt. Den gestochenen Knecht aber hat Klaus Barner abgeholt mit seinen Gesellen und hat dem Domherrn blutige Rache geschworen. Die von Hildesheim erwarten, daß er der Stadt und aller Pfaffen Feind wird und ihnen absagt in den nächsten Tagen.«

»Tut er das, so tut er's auf eigne Rechnung,« erwiderte Hagen finster. »Ich habe damit nichts zu schaffen.«

»Das glaube ich Euch wohl, und meine Ratsgesellen glauben's auch,« sagte Herr Eberhard Plate mit bekümmelter Miene. »Aber viele werden's Euch nicht glauben, und der Bürgermeister schreit Euch überall aus als den Gesellen eines Landfriedensbrechers und hat von uns gefordert, daß wir Euch sollen aus den Toren weisen und nicht länger behalten als übermorgen, wenn's zum Abend läutet.«

Hier schlug Frau Hedwig mit ihrer fleischigen Hand auf den Tisch, so heftig, daß der Leuchter zu tanzen begann. »Nein, es ist nicht zu sagen, was dieser Tyrann Euch zu bieten wagt!« rief sie mit blitzenden Augen. »Seid Ihr seine Knechte? Habt Ihr ihm Eide geschworen, daß Ihr ihm wolltet zu Willen sein? Was gehen Euch seine Fehden an, und was geht es ihn an, wen Ihr

in Euren Mauern hegt und hauset? Wäre ich an deiner Statt gewesen, Mann, so hätt' ich ihn lassen ablaufen, daß er das Wiederkommen vergessen hatte. Was habt Ihr ihm denn zur Antwort gegeben?»

»Wir haben gesagt, wir wollten uns dessen bedenken,« erwiderte der Bürgermeister kleinlaut. Wenn er die Augen seiner lieben Frau so auf sich gerichtet sah, wie es jetzt geschah, ward ihm jedesmal sehr unbehaglich zumute.

»Bedenken! Bedenken!« höhnte sie. »Was gibt es da groß zu bedenken! ›Tut uns den Gefallen, und laßt uns in Frieden,‹ hätte ich gesagt, und hätt' ihn lassen abziehen.«

»Du redest, wie du's verstehst,« knurrte der Bürgermeister ärgerlich. »Die Neustadt braucht die Altstadt allerwegen, insonderheit in diesen bösen Zeitläufen, wo die Not immer höher steigt und das Getreide jeden Tag teurer und knapper wird.«

Frau Hedwig lachte spöttisch: »Meint Ihr Herren vom Rat, die Altstadt werde Euch auch nur ein Körnchen Roggen oder Weizen geben? Sie haben wohl selber wenig davon.«

»Sie haben sehr viel,« versetzte der Bürgermeister mit Nachdruck. »Er hat die Klöster gezwungen, ihre Speicher aufzutun. Und dreihundert Lüneburger Scheffel hat er uns angeboten zu einem nicht allzu hohen Preise als nachbarliche Hilfe.«

Frau Hedwig starrte ihren Gatten an, als habe sie nicht recht gehört. Das Wort erstarb ihr im Munde. »Wie kommt er dazu?« brachte sie endlich hervor.

»Das will ich Euch sagen, liebe Frau Base,« rief Hagen mit einem bitteren Lachen. »Ich sehe, wie der Hase läuft. Er bietet der Neustadt Hilfe in der Not und übertheuert sie auch nicht, aber dafür fordert er, daß mir der Rat Schutz und Geleit kündigt. Ist's nicht so, Herr Vetter?«

»Ihr habt's erraten,« entgegnete Herr Eberhard Plate verlegen.

»Das war nicht schwer zu erraten. Stehen die Dinge aber so, dann muß ich den Herren ja noch dankbar sein, daß sie um Bedenkzeit gebeten und mir nicht auf der Stelle den Stuhl vor die Tür gesetzt haben.«

Der Bürgermeister faßte seine Hand. »Wir täten's nicht gerne, Herr Vetter, daß wir Euch ziehen ließen, denn Ihr seid uns lieb und wert, und wir erhoffen viel von Euch.«

»Ihr werdet es gleichwohl tun müssen,« sagte Hagen, »und Gott soll mich davor bewahren, daß ich Euch suchte zu bereden, mich in der Stadt zu behalten! Eure armen Leute brauchen Brot, daß sie nicht Hunger leiden. Ich reite freiwillig heute über drei Tage aus Eurem Tore hinaus.«

»Nein!« rief die Bürgermeisterin und schlug zum zweiten Male auf den Tisch, während ihr Tränen des Zornes und der Scham in die Augen traten. »Ist der

Rat der Neustadt wie ein Hund, der seinem Herrn zu Füßen kriecht, weil er Brot und Knochen von ihm erhält?«

»Der Rat der Neustadt, liebe Frau Base, hat das Wohl der gemeinen Bürgerschaft zu bedenken, und so muß er nachgeben, denn der Hunger tut weh. Darin will ich ihm nicht im Wege sein, es wäre wohl auch vergeblich. Ich warte Euren Beschluß nicht ab, sondern reite übermorgen aus Euren Toren freiwillig ab.«

Der Bürgermeister faßte seine Hand zum zweiten Male und drückte sie mit großer Heftigkeit. Es war ihm deutlich anzumerken, daß er sich voll einer großen Last befreit fühlte. »Ich danke Euch, Herr Vetter,« sagte er. »Ihr seid ein edler Mann und ein Mann, der die Welt kennt und weiß, daß man nicht immer kann, was man will. Könnt' ich, wie ich wollte, so behielt' ich Euch in meinem Hause, bis Ihr wieder heimkehren dürft in Euer Haus. Aber so —«

»Es ist gut, Herr Vetter, ich verstehe Euch,« unterbrach ihn Hagen. »Nur darum bitte ich Euch, daß Ihr mir vergönnt, morgen abend noch in Eurem Hause mit unseren Glaubensgenossen aus der Altstadt zu verhandeln.«

Der Bürgermeister zog die Stirne hoch, aber ehe er etwas erwidern konnte, kam ihm seine Eehälfte zuvor. »Dem steht nichts im Wege! Nicht wahr, Mann?« rief sie und blitzte ihren Gatten so drohend mit ihren

runden Augen an, daß Herr Eberhard Plate sich bewogen fühlte, um des häuslichen Friedens willen seinen Widerspruch fallen zu lassen.

»Es sei, ich habe nichts dagegen,« sagte er. »Doch erlaubt mir, daß ich mich fernhalte.«

»Das magst du halten, wie du willst, du Bangbüchse!« rief Frau Hedwig. »Gehe derweilen hinüber in die Ratsschänke. Ich aber will dabei sein, und niemand soll mich hindern.«

»Ich danke Euch, Herr Vetter und liebe Frau Base,« sagte Christof von Hagen und begab sich hinauf in sein Gelaß. Dort suchte er sein Schreibgerät und schrieb einen Brief an den Ritter Ludolf von Rauschepfennig, den Drost des Bischofs auf dem festen Hause Steuerwald. Der war ein Freund Klaus Barners und gewährte ihm heimlich seine Hilfe und hatte schon mehrfach geäußert, der aus Hildesheim verbannte Freund seines Freundes werde ihm auf seinem Schlosse stets willkommen sein. Ihn bat er, daß er ihm eine Zuflucht gewähren möge für die nächste Zeit, denn es lag ihm viel daran, jetzt in der Nähe der Stadt zu bleiben, und Steuerwald lag nur eine halbe Wegstunde von den Ringmauern Hildesheims entfernt.

Während er schrieb, umspielte seine Lippen mehrmals ein bittres Lächeln. Das waren die Bekenner von der Neustadt! Sie hatten ihn zu sich eingeladen, weil sie von ihm hofften, er werde der lutherischen Sache

in Alt-Hildesheim und damit auch bei ihnen zum Siege verhelfen. Nun ließen sie ihn ziehen, weil sie sonst Entbehrungen zu fürchten hatten. Die wollten sie nicht auf sich nehmen. Das irdische Brot war ihnen wichtiger als das Brot des Lebens, von dem die Schrift redet. Aber konnte er eigentlich etwas anderes erwarten? Ach, es gab wohl hier und da einen Menschen, der zum Märtyrertum geschickt war! Die große Menge der Menschen war nicht dazu geschickt. Leiden und Not auf sich zu nehmen um eines himmlischen Gutes willen, das war nicht ihre Sache. Sie wollten vor allem leben und zwar möglichst gut leben. Wer also mit Hilfe der großen Masse einer großen Sache den Weg bereiten wollte, der mußte ihr etwas bieten und wenn es nur die Aussicht auf ein gutes oder besseres Leben war. Diese Erkenntnis war ihm schon lange aufgedämert, jetzt wurde sie ihm deutlich mit voller Klarheit. Wenn er in seiner Stadt den Sieg des Evangeliums in kurzer Zeit erreichen wollte, so durfte er den Leuten nicht nur Gottes Wort und freie Übung ihrer Religion versprechen. Das kam für viele erst an zweiter Stelle. Weit lieber hörten sie, wenn ihnen gesagt wurde: Fällt der alte Glaube, so müssen die Pfaffen aus der Stadt weichen, und ihre großen Güter und Reichtümer fallen der Gemeinde zu. Gab er diese Losung aus, so hatte er zu den zwei- oder dreihundert Anhängern, die er jetzt in der Stadt besaß, auf der Stelle noch einmal so viele dazu, und unter denen waren Leute, die auch vor einer

verwegenen und gefährlichen Tat nicht zurückschrecken.

So schrieb er denn, als er mit dem Schreiben an Ludolf von Rauscheplatt fertig war, noch zwei kleine Brieflein an die ehrsamten Meister, seine günstigen Freunde und Brüder in Christo, Hans Leist und Hinrich Eimann, von denen er wußte, daß sie zwei geschworene Feinde der Pfaffen waren, Feinde auch des Rates und aller vornehmen und reichen Leute. Er wußte wohl, daß er damit einen gefährlichen Weg einschlug, und wenn er an Luther dachte, so klopfte ihm das Herz. Erst vor kurzer Zeit hatte er in Braunschweig die kleine Schrift von ihm gelesen, die den Titel trug: »Treuliche Vermahnung an alle Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung.« Darin erklärte der Reformator allen Aufruhr wider die weltliche Obrigkeit für ein Werk, das der Teufel auf Erden anstifte. Was würde er sagen, wenn er hörte, daß der Sieg des Evangeliums in Hildesheim mit Hilfe der Rottengeister errungen werden sollte? Sicherlich würde er das mißbilligen und ihn mit väterlichem Ernst davor warnen, mit solchen Menschen sich einzulassen. Es war ihm, als vernähme er seine Stimme, die ihn einst – es war noch gar nicht lange her – ermahnt hatte, daß er kein falsches Feuer bringen solle auf den Altar Gottes. Schon schwankte er, ob er die Briefe absenden solle, die jene beiden einladen, morgen mit in die Neustadt zu kommen. Aber dann sah er mit einem Male Luckes Augen traurig und

vorwurfsvoll auf sich gerichtet, und sein Schwanken war zu Ende. Er entzündete ein Licht und siegelte die Schriftstücke alle drei zu. Das eine sollte sein Knecht am andern Morgen nach Steuerwald tragen, die andern wollte er einem Diener der Frau Hedwig Plate anvertrauen, der unter irgend einem Vorwande sogleich hinüber in die Altstadt geschickt werden sollte. Die beiden unruhigen Geister wohnten einander gegenüber in der Straße, die den Namen »Das Fegefeuer« führte.

Er erhob sich mit harter Entschlossenheit im Blick und schritt zur Tür. Aber als er sie öffnete, prallte er zurück und konnte einen lauten Ruf des Staunens nicht unterdrücken. Denn draußen stand ein Mann, dessen Erscheinen er nun und nimmermehr erwartet hatte – Hans Wildefüers alter vertrauter Knecht.

»Valentin!« rief Hagen und streckte ihm beide Hände entgegen. »Wie kommst du hierher? Schickt dich jemand zu mir?«

Der Alte trat in das Zimmer mit einem verlegenen Lächeln in dem runzigen Gesicht und mit Tränen in den Augen. »Mich schickt niemand,« entgegnete er, und sich scheu umblickend, setzte er hinzu: »Der Herr darf's nicht wissen, daß ich zu Euch gegangen bin. Aber ich wollte doch meinen alten Junker Christof wiedersehen. Ich konnt's nicht mehr aushalten. Aber daß es nur der Herr nicht erfährt! Ach Junker, lieber Junker, warum müßtet Ihr Euch mit unserem Herrn so verzürnen!«

Hagen schloß den Greis in seine Arme. Auch ihm wurden die Augen feucht, denn er dachte der Tage seiner Kindheit, und Frau Mettes Bild stieg vor seinen Augen auf. Er brauchte eine ganze Weile, ehe es ihm gelang, seine Bewegung niederzuzwingen. Dann drückte er den alten Freund seiner Kinderjahre sanft auf einen Stuhl nieder und sagte: »Nun erzähle, Valentin. Wie geht es dir? Du mußt doch hoch in die Sechzig sein. Bist du noch gesund und frisch?«

Der Greis schüttelte kummervoll den grauen Kopf, und eine Träne rann ihm über die Wange. »Gesund bin ich noch, den Heiligen sei Dank! Aber frisch bin ich nicht mehr. Das Leben ist traurig und trübe geworden, seit unsere Frau tot ist. Der Herr spricht oft den ganzen Tag kein Wort. Er geht jetzt viel in die Trinkstuben, ist fast keinen Abend zu Hause.«

Hagen schwieg eine Weile. Dann sagte er, indem eine dunkle Glut in sein Antlitz stieg: »Und wie geht es meiner – wie geht es der Jungfrau Lucke Hary, die bei Euch im Hause lebt?«

Der alte Knecht blickte ihn scheu an. »Ihr wißt es, daß er sie wie eine Gefangene hält?«

Hagen fuhr auf. »Wie eine Gefangene? Was heißt das?«

Valentin dämpfte bei der Antwort seine Stimme so, daß sie kaum zu hören war. »Er hat von ihr gefordert, daß sie ihm mit einem Eide gelobe, das Haus nicht zu

verlassen, nicht mit einem Schritte. Den Eid hat sie verweigert. Darum hält er sie eingeschlossen oben in der blauen Stube unserer seligen Frau. Niemand darf zu ihr als die alte Trine.«

Hagen saß wie erstarrt. Daß Lucke aus dem Kloster in das Haus des Bürgermeisters zurückgebracht war, hatte er erfahren. Wie sie dort lebte, hatte er nicht in Erfahrung bringen können. Nun wußte er's. Sie lebte das freudlose Leben einer Gefangenen und sehnte sich wohl Tag und Nacht nach dem Retter, der ihr die Freiheit bringen sollte. Wie mochte sie sich härmen in ihrer Einsamkeit!

Eine ungeheure Erregung überkam ihn; er hätte am liebsten laut aufgeschrien. Aber mit eiserner Willenskraft zwang er sich zur Ruhe und sagte nach einer kurzen Pause des Schweigens ruhig, als spräche er über ein gleichgültiges Ding: »Willst du mir etwas zuliebe tun, Valentin?«

»Gern, lieber Junker, wenn es nicht wider meinen Herrn ist.«

»Es ist nicht wider deinen Herrn. Du sollst der Jungfrau Lucke von Hary nur sagen, ich, Christof von Hagen, ließe sie grüßen und ihr sagen, sie möge den Eid schwören, den der Bürgermeister von ihr fordert.«

»Das ratet Ihr, Junker Christof? Dachte, Ihr würdet sie in ihrem Trotz bestärken,« rief der Alte erstaunt.

»Was kann ihr der Trotz nützen?« erwiderte Hagen.
»Sie hat ein besseres Leben, wenn sie ihn aufgibt, und

fortlaufen aus dem Haus kann sie ohnedies nicht. – Aber forttragen kann man sie,« setzte er in Gedanken hinzu, »und das wird viel leichter zu bewerkstelligen sein, wenn sie frei im Haus und Hof umhergehen kann.«

»Das wird dem Herrn nur lieb sein,« sagte Valentin. »Zu seiner Tochter, was die Brandissche ist, hat er neulich gesagt, er ließe ihr gern mehr Freiheit, aber sie wolle ja nicht. Das habe ich selber gehört.«

»So? Das trifft sich ja gut,« erwiderte Hagen und begann von anderen Dingen zu reden. Erst nach einer Weile setzte er hinzu: »Da fällt mir ein: Es könnte wohl sein, daß Lucke von Hary dir gar nicht glaubt, wenn du ihr das ausrichtest, was ich dir gesagt habe. Sie möchte wohl denken, der Bürgermeister habe dich angestiftet, nicht ich.«

»Das könnte sein,« versetzte Valentin. »Ja, sie wird es schwerlich glauben, wenn ich's ihr durch die Tür zurufe.«

»So will ich dir einen Zettel mitgeben, den magst du ihr unter der Tür zuschieben. Wenn sie meine Handschrift sieht, wird sie dir glauben.«

»Ja, tut das, Junker Christof,« entgegnete der Alte arglos.

Hagen nahm ein Stück Papier aus seiner Mappe und schrieb nur die wenigen Worte: »Herzliebster Schatz! Schwöre den Eid, den der Bürgermeister von Dir verlangt. So Du frei umhergehen kannst, vermag ich Dich

leichter zu befreien, als wenn Du eingeschlossen bist. Bewahre guten Mut. Gott wird Dich erretten in einer Kürze. Er sei uns allen gnädig! Dein in den Tod getreuer Christof von Hagen.«

Er faltete den Zettel nur lose zusammen und versiegelte ihn nicht, denn er wußte, daß der Greis des Lesens und Schreibens nicht kundig war. Fiel sein Schreiben aber durch einen unglücklichen Zufall in eine andere Hand, so nützte das Siegel auch nichts.

»Es steht doch nichts gegen den Herrn drin?« fragte Valentin, als ihm Hagen das Papier übergab.

»Kein Wort. Du kannst mit gutem Gewissen deinen Botenlohn nehmen,« beschwichtigte ihn Hagen und bot ihm einen harten Taler. Darauf stotterte der Greis unzählige Dankesworte, küßte ihm die Hand und wünschte ihm glückliche Heimkehr im Frühling. Dann fiel ihm ein, daß sein langes Fortbleiben vielleicht daheim auffallen könne, und er hub sich eilig von dannen.

Als er gegangen war, stand Hagen noch lange auf demselben Flecke und starrte vor sich nieder. Sein Gesicht wurde immer finsterer. »Es muß dem ein Ende gemacht werden,« knirschte er. »Und wenn's nicht anders geht – nun denn, in des Teufels Namen, durch eine Gewalttat!«

Auf einer Waldblöße dicht neben der Heerstraße, die von Hildesheim nach Goslar führte, hielt eine Schar bewaffneter Männer. Die Mondsichel, die sich schon dem Horizont zuneigte und nur noch zur Hälfte hinüberschimmerte über die Wipfel der hohen Bäume, spiegelte sich in den Brustharnischen der Reiter, die von ihren Pferden herabgestiegen waren und mit schweren Schritten auf der hartgefrorenen Wiese umherstapften. Sie wollten sich dadurch warm machen, denn sie standen schon seit mehreren Stunden hier, und die Winternacht war klar und kalt. Etliche begannen schon zu murren und zu fluchen und der Befürchtung Ausdruck zu geben, man möchte wohl vergeblich ausgeritten sein.

Auch Klaus Barner, ihr Führer, zog ein bedenkliches Gesicht. Er faßte Christof von Hagen, mit dem er ein Stück abseits stand, am Arm und sagte leise: »Zum Teufel! Habt Ihr's gehört von da drüben her? Es hat eben zwölf geschlagen in Hildesheim, der Wind trägt den Schall zu uns herüber. Nun wird der Bube nicht mehr kommen, auf den wir lauern. Vielleicht auch seid Ihr getäuscht worden.«

»Das ist nicht möglich,« erwiderte Hagen. »Wer den Brief geschrieben hat, der ist mir ganz sicher.«

»Von Euren Freunden in Hildesheim wäre mir keiner sicher,« erwiderte der Ritter. »Sie umschwänzeln alle den großen Bürgermeister, und keiner wagt es, gegen ihn zu mucken. Ihr seid in meinen Augen der einzige,

der Kraft und Mut in den Knochen hat. Aber ich hätt' Euch nach Eurem Gewährsmann fragen sollen, anstatt auf Euer bloßes Wort hin mit achtzehn Knechten hierherzureiten. Mich dünkt, es hat Euch einer genarret, und ich bin mit Euch auf den Leim gekrochen. Der Rauscheplatt wird sich den Wanst halten vor Lachen, wenn wir morgen früh bei ihm einreiten und die Feuerrohre und Rosse wieder abliefern, die er uns heimlich gestellt hat. Er darf wohl über mich lachen, denn ich hätte mich sollen bei meinen Jahren nicht mit zum Narren halten lassen. Aber wenn ich von Heinz Wolfenbüttel höre, so bin ich wie ein hungriger Hecht, der nach jedem Köder fährt. Ich alter Esel!«

In Hagens Antlitz war eine heiße Röte getreten, während der Ritter halblaut seine Rede hervorpolterte. Er kam sich vor wie ein Knabe, der wegen allzu großer Leichtgläubigkeit gescholten wird, und das war ihm unerträglich. Darum sagte er nach einer Weile mit einem tiefen Atemzuge: »Ich muß es für unmöglich halten, Herr, daß ich getäuscht worden bin, ja, es ist unmöglich. Das wird Euch allsogleich einleuchten, wenn ich Euch sage, von wem ich die Botschaft habe. Und ich will's Euch zu wissen tun, so Ihr mir Euer ritterliches Wort gebt, daß Ihr es gegen jedermann verschweigen wollt.«

»Ihr tut ja sehr geheimnisvoll,« erwiderte Barner spöttisch. »Aber es sei. Ich gebe Euch mein Wort. Von mir erfährt es kein Mensch, das gelobe ich Euch.«

»So hört! In Wildefüers Hause lebt, wie Ihr wißt, meine Braut als Gefangene. Sie hat einen Eid schwören müssen, daß sie Haus und Hof mit keinem Schritte verlassen will. Dafür darf sie im Hause frei umhergehen.«

»Und er traut ihrem Eide?« warf der Ritter ein.

»Warum sollte er nicht?«

»Weil sie nach seiner Meinung an keinen Gott mehr glaubt. Wie kann er auf das bauen, was sie im Namen Gottes beschwört? Der Narr widerspricht sich selber in seinen Gedanken. Aber redet weiter! Sagt mir vor allen Dingen: Woher wißt Ihr das?«

»Ich habe einen gefunden, der Briefe hin- und herträgt zwischen uns. Darum reite ich zuweilen des Abends nach der Neustadt. Dort werden mir ihre Briefe ausgehändigt. Sie schreibt sie an seinem eigenen Tische, wenn er nicht daheim ist.«

Der Ritter lachte laut auf, dämpfte aber sogleich seine Stimme, als er in sehr verändertem Tone sagte: »Ihr seid, der Teufel hole mich, ein schlauer Fuchs und bringt alles mögliche fertig. Da habt Ihr also auch die Zeitung, daß der tolle Heinz in Hildesheim ist, von Eurer Liebsten?«

»Hier ist der Brief,« entgegnete Hagen und zog ein Papier aus seiner Tasche.

»Was soll ich damit? Bei dem Lichte kann ich ihn nicht lesen. Aber sagt mir nun noch einmal ganz genau, was drin steht. Wenn er von Eurer Liebsten

kommt, so seid Ihr nicht angelogen, und es wird wohl alles wahr sein, was Ihr mir kundgetan habt.«

»Der Herzog ist ehegestern abend in Hildesheim eingeritten mit nur zehn oder zwölf Knechten. Es ist den Leuten gesagt worden, es sei der von Mandelslohe gekommen mit seinem Weibe. Denn ein Weib ist mit ihm gewesen oder mehrere Weiber, bei den Stiftsherren in der Kreuzfreiheit sind sie eingekehrt. Gestern ist der Herzog bei Wildefür im Hause gewesen, und sie haben einen großen Auftritt miteinander gehabt. Der Bürgermeister hat den Wolfenbüttler hart vermahnt, daß er solle aufhören, Goslar und Braunschweig zu bedrängen. Das hat der Herzog auch endlich zugesagt, aber er hat dagegen verlangt, daß die Trott solle in der Stadt bleiben.«

»Die Trott?« fragte Barner verwundert. »Davon habt Ihr mir ja noch gar nichts gesagt.«

»Es war daran auch nichts gelegen, und ich weiß überdies nicht, ob ich den Namen richtig gelesen habe.«

Barner nickte. »Ihr werdet Euch wohl irren. Der Name wird anders lauten. Des Namens Trott gibt's zurzeit kein Weib, das der Bube könne als seine Traute halten. Es gab einmal eine, und die war ein schönes Weib und gehörte zu dem Frauenzimmer seiner Frau. Aber die ist schon lange tot.«

»Nun, heiße das Weib, wie es wolle,« fuhr Hagen fort. »Es ist, wie gesagt, nichts daran gelegen. Der Bürgermeister hat sich geweigert, sie in der Stadt zu dulden, wie er denn, das muß ihm sein Feind lassen, aller Unkeuschheit und Büberei abhold ist. Aber der Herzog hat nicht nachgelassen mit Bitten, sagend, sie sei nirgendwo so sicher, auch werde sie niemand dort suchen. Endlich hat der Bürgermeister mit einem Fluche eingewilligt, hat aber gesagt, des Herzogs Vornehmen mit jenem Weibe sei erschrecklich und werde ihn die ewige Seligkeit kosten. Dann hat ihn der Herzog gebeten, er wolle ihm diese Nacht zum Goslarschen Tore hinaushelfen, und da der Wolfenbüttler ein ruchloser Bube ist und Ihr des Herzogs abgesagter Feind seid, so habe ich Euch die Sache kundgetan. Ich meine, so Ihr ihn finget und ihn dem Landgrafen ausliefertet, so wäre der böseste Feind unsres Glaubens unschädlich gemacht, und das Evangelium könnte im ganzen Lande das Haupt erheben.«

Klaus Barner pfiß durch die Zähne, und in seinen Augen blitzte ein grelles Licht auf. »Meint Ihr?« fragte er und legte ihm die Hand fest auf die Schulter. »Ihr glaubt, ich lieferte den alten Wolf nach Kassel, wenn ich ihn finge? Da seid Ihr in einem schweren Irrtum. Der kommt nicht lebendig vom Platze, das schwöre ich Euch. Ihr wißt, wie es jeder im Lande weiß, daß mir der hochgeborene Bube den Vater erstochen hat mit

eigner Hand, nicht im Kampfe, sondern da er verwundet und gefangen in seiner Gewalt war. Damals habe ich geschworen mit einem furchtbaren Eide, daß ich meinen Vater an dem Scheusal rächen will, und daß ich nicht eher wolle aufhören, sein Feind zu sein, bis daß ich tot wäre oder er. Gott soll mich verdammen, wenn ich den Eid nicht halte! So, Christof Hagen, so steht's zwischen mir und dem Herzog!«

Seine Rede war in ein heiseres Zischen ausgegangen, und Hagen sah mit Grauen, welch ein dämonischer Haß in diesem Manne lebte. Er selbst war dem Herzog feind und haßte in ihm den Verfolger der Lehre Luthers. Aber daß ihm Barner ans Leben wollte, das hatte er nicht vermutet. Er hatte vielmehr gedacht, der Ritter werde alles daransetzen, ihn lebendig in seine Hand zu bringen, und so den Schmalkaldener Bundesverwandten, die gegen ihn rüsteten, ihren gefährlichen Feind in die Hände liefern. Deshalb sagte er: »Was frommt Euch des Herzogs Tod? Bringt Ihr ihn dem Landgrafen lebendig, so wird er's Euch fürstlich lohnen, und Ihr könnt wohl der reichste Ritter im Lande werden.«

Barner lachte höhnisch. »Man merkt zuweilen, daß Ihr ein Stadtherr seid. Denen ist die ganze Welt ein Kaufhaus. Ich aber, das wisset, nehme nicht Geld für Blut.«

»Denkt Ihr auch an das Aufsehen, das Eure Tat im ganzen Reiche machen wird?« fragte Hagen. »Daß ein

Fürst von einem Ritter auf offener Landstraße erschlagen wird, das werden alle Fürsten rächen, und der Kaiser wird Euch in die Acht und Aberacht erklären.«

»Acht und aber acht macht sechzehn,« lachte der Ritter. »Was schiert mich der hispanische Karl? Er vermag hierzulande nicht viel. Wird er mir aber unbequem, so reite ich dem König von Frankreich zu, der braucht allezeit Rittmeister gegen ihn. Stürbe ich aber auf dem Hochgericht, so wäre mir das ganz gleich, hätte ich zuvor den Wolfenbüttler Hund erschlagen.«

Hagen schwieg, denn er fühlte, daß jedes weitere Wort vergeblich war. Aber er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er klüger getan hätte, Luckes Mitteilung dem Ritter zu verschweigen.

»Fürchtet Ihr Euch? Reut's Euch, daß Ihr mit mir geritten seid?« fragte Barner nach einer kleinen Weile.

Hagen fuhr auf und blickte ihm finster ins Gesicht. »Redet mir nicht von Furcht!« rief er. »Ich habe mich Euch zu diesem Ritte gelobt und halte bei Euch aus.«

»Still, still! Schreit nicht so laut!« beschwichtigte ihn der Ritter. »Es lag mir fern, Euch zu beleidigen. Ihr seid ein wackrer junger Hahn und wäret wohl wert, auf einer Burg geboren zu sein, statt in einem Bürgerhause. Will's schon glauben, daß Ihr kräftig dreinhaut, wenn's not tut. Aber, Gott sei's geklagt. Ihr werdet dazu keine Gelegenheit haben. Eure Botschaft ist wohl richtig, daran zweifle ich nicht, doch muß der Ausritt des Buben sich verzögert haben, oder er ist auf einer andren

Straße der Stadt entwischt. Hier kommt er nicht mehr vorbei, dazu ist's zu spät. Wollen heimreiten!«

Er wandte sich von Hagen ab und seinen Knechten zu, aber nach wenigen Schritten blieb er plötzlich stehen und warf den Kopf empor. Aus ziemlicher Nähe klang der Ruf eines Käuzchens herüber, und er wiederholte sich mehrere Male.

»Doch noch! Doch noch!« murmelte er und streckte beide Arme vor Freude hoch in die Luft. »Auf die Rosse, Leute! Jetzt gilt's einen guten Ritt!« rief er mit lauter Stimme, die er nur mühsam zu dämpfen vermochte.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit schwang er sich auf seinen gewaltigen Fuchs. »Nun mir nach!« gebot er und ritt über die Wiese nach der Landstraße hin. Dort ordnete er seine Schar und befahl: »Sobald sie um die Ecke biegen, schießt mit allen vier Feuerrohren in sie hinein. Und dann wie der Teufel über sie! Der Lange, der wie eine kranke Eule nach links auf dem Pferde hockt, das ist der Herzog. Wer ihn heruntersticht, kriegt zwanzig Dukaten!«

»Herr,« keuchte einer, der zu Fuße herangelaufen kam, »sie sind ganz nahe schon, können in zwei Minuten da sein.«

»Wieviel sind ihrer?«

»Vierzehn oder fünfzehn.«

»So sind sie nicht stärker als wir, und ein paar schießen wir gleich aus dem Sattel. Reiten ein paar voraus?«

»Nein, Herr, ich habe keinen gesehen. Sie reiten in einem dichten Haufen.«

»Was? Ist Heinz Wolfenbüttel so von Gott verlassen, daß er keine Späher vor sich herschickt? Dann hat ihn Gott in unsere Hand gegeben. Aber still jetzt, Leute! Paßt auf! Sie kommen!«

Der Reiterhaufe stand auf des Führers Gebot wie eine Mauer. Kein Laut war hörbar, als das ungeduldige Scharren und Schnauben einiger Rosse. Von den Näherkommenden konnte das niemand vernehmen, denn es wurde übertönt durch das Getrappel der eigenen Pferde. Auch dachte schwerlich einer von ihnen an eine Gefahr, denn man hörte sie laut miteinander sprechen, und gerade als die ersten drei oder vier um die scharfe Krümmung des Weges bogen, mochte einer eine lustige Geschichte erzählt haben, denn es erklang aus ihren Reihen ein brüllendes Gelächter. Dann aber mit einem Male kreischte eine gellende, alles übertönende Stimme: »Verrat! Feinde, Feinde! Zurück, Herzogliche Gnaden!«

»Los! Feuer!« schrie Barner. Vier Feuerrohre blitzten zugleich auf. Der Rufer drüben sank aus dem Sattel, neben ihm ein anderer. Dann gab Klaus Barner mit einem lauten »Hui! Hui! Drauf, drauf!« seinem Rosse die Sporen und war in wenigen Augenblicken, wild um sich hauend, mitten in der Schar der Herzoglichen. Die

Seinen vermochten ihm kaum zu folgen. Er suchte seinen Todfeind, aber der Ritter von Mandelslohe, der neben dem Herzog ritt, hatte sich ihm entgegengeworfen und wehrte ihn von seinem Herrn ab. Wie die Schmelde hämmerten die beiden Ritter aufeinander los, daß die Funken stoben. Auch die anderen waren in wenigen Augenblicken hart aneinander. Ein furchtbares Ringen begann zwischen den eisern gepanzerten Männern. Klaus Barners Gesellen waren allesamt zähe, verwegene und kriegserprobte Leute, aber sie vermochten denen um Herzog Heinrich wenig anzuhaben, denn offenbar hatte der Welfe die Stärksten und Tüchtigsten seiner Knechte zu seinen Begleitern ausgewählt.

Allmählich aber schien sich der Sieg auf die Seite Barners zu neigen, denn einem seiner Knechte gelang es, das Pferd Mandelslohes durch einen Lanzenstich auf den Tod zu verwunden. Hochauf bäumte sich das Tier, dann brach es mit einem gräßlichen Schrei zusammen, seinen Reiter mit halbem Leibe unter sich begrabend.

Barner stieß ein wildes Gebrüll aus und wollte sich auf den Herzog stürzen, der schon mit einem der Knechte scharfe Hiebe tauschte. Da kam einer herangeprescht von der Stadt her, ein Reiter auf gewaltigem Rosse und hieb mit grimmen Streichen ein. »Verflucht! Wildefüer!« knirschte der Ritter und wandte sich gegen den neuen Feind. Aber er mußte bald erkennen, daß er ihm auf die Dauer nicht widerstehen konnte.

Sein breites Schwert war eine furchtbare Waffe, aber gegen den mit Riesenkraft geschwungenen Streithammer Wildefüers kam er damit nicht auf. Nach kurzem Kampfe schwankte er im Sattel, denn ein niedersausender Hieb hatte seinen Helm getroffen. Hätte nicht Christof von Hagen mit seinem Schwert den Hammer halb aufgefangen, so wären wohl Helm und Hirnschale durchschlagen gewesen.

Zum größten Glück für Barner wurde gleich darauf das Roß des Bürgermeisters von einem Hufschlag des Mandelsloheschen Pferdes getroffen, das im Toteskampfe um sich schlug. Das rettete ihn, denn der geschlagene Gaul bockte und drängte nach rückwärts. Aber mit Wut und Grimm erkannte er, daß der Überfall mißglückt war, denn nun kamen auch Hildesheimer Stadtknechte heran, die dem Bürgermeister gefolgt waren. Ein Schuß krachte, dann noch einer, und eine Kugel pfiff ihm dicht am Ohre vorbei.

Er warf sein Roß herum. »Zurück! Rettet Euch!« schrie er und jagte in die Nacht hinein. Einige seiner Leute folgten ihm, die anderen warfen sich seitwärts in den Wald. Ein Reiter blieb ihm hart auf den Fersen, ob er einer der Seinen war oder ein Verfolger, wußte er nicht. Endlich, als ihn ein schwacher Ruf des hinter ihm drein Kommenden erreichte, brachte er sein wild ausgreifendes Tier zum Stehen.

»Zum Teufel! Seid Ihr's, Hagen?« rief er.

»Ich bin's. Aber ich kann mich kaum noch im Sattel halten.«

»Was ist denn mit Euch? Seid Ihr verwundet?«

»Die Kugel galt wohl Euch, die der Hildesheimer Knecht abschoß,« erwiderte Hagen. »Sie hat mich an der Stirn gestreift. Das Blut läuft mir über die Augen. Ich kann kaum noch sehen.«

Barner drängte sein Roß dicht an ihn heran. »Ihr habt gefochten wie ein Ritter,« sagte er. »Von mir habt Ihr einen Hieb abgewehrt, der mich fast zum toten Mann gemacht hätte. Ich bin von heute an Euer Freund!«

Hagen erwiderte nichts, aber er schwankte so im Sattel, daß ihn Barner erfaßte und mit kräftigem Schwunge auf sein eigenes Roß herüberriß. »Verflucht!« knurrte er. »Es scheint, als wolle ihn der Teufel holen.«

Er horchte scharf in die Nacht hinaus, ob ihn jemand verfolge, aber er vernahm nichts als das Sausen des Nachtwindes in den entlaubten Bäumen. Da faßte er den Bewußtlosen fest an dem rechten Arm, mit der linken Hand ergriff er den Zügel seines ledigen Rosses und ritt langsam einen Seitenpfad hinab nach dem Tale. Dort fand er bald den Bach, den er suchte. Er stieg ab und ließ Hagen vorsichtig auf den Wiesengrund niedergleiten und wusch ihm das blutüberströmte Gesicht mit kaltem Wasser. Schon nach ganz kurzer Zeit regte

sich der Verwundete und reckte die Arme, als erwache er aus einem schweren Traume.

»Ha! Ihr werdet wieder munter! Das ist recht,« sagte der Ritter erfreut. »Die Schramme ist nicht tief, aber ein halber Zoll nach links, und Ihr lägt jetzt tot auf der Landstraße. Nun wartet, ich gebe Euch ein Elixier, das wird Euch rasch auf die Beine bringen.« Er nestelte eine schwere Blechflasche, die mit Korbweiden umflochten war, von seinem Sattel los. »Da nehmt, das hilft gegen alles, sogar gegen die Seuche. Es ist das Wasser, das sie seit etlichen Jahrzehnten in Nordhausen brennen, die größte Erfindung des menschlichen Geistes in unsrem Jahrhundert. Davon nehmt einen starken Schluck, aber einen starken!«

Hagen folgte seinem Geheiß, und es war ihm, als rinne ein Feuerstrom durch seine Glieder.

»Noch einen!« mahnte der Ritter. »Meint Ihr, daß Ihr wieder aufs Pferd und reiten könnt?«

»Wenn Ihr mir in den Sattel helft, so werd' ich's wohl können.«

»Nun, dann kommt einmal her und stützt Euch auf meinen Arm. Wir reiten links über die Felder und dann um Hildesheim herum über die Höhen. Da sind wir in Steuerwald, noch ehe der Tag graut. Gottes Donnerwetter! Wie wird der Rauscheplatt fluchen, wenn er uns so wiedersieht! – So! Sitzt Ihr fest? Ja? Dann vorwärts! Aber langsam, langsam!«

Der Christabend dämmerte über Hildesheim herauf. Ein wundervoller, klarer Wintertag war ihm vorausgegangen, aber noch vor Sonnenuntergang hatte sich der Himmel mit weißen Wolken überzogen, und dünne, nadelartige Schneeflocken wirbelten hernieder und stiebten in dem scharfen Winde, der sich aus dem Osten aufgemacht hatte, um die Dächer. Es schien ein kaltes und weißes Weihnachten zu werden, so wie es die Bürger der alten Stadt von jeher gern gehabt hatten.

Frau Gesche Brandis saß auf der stark geheizten Diele ihres Hauses wie eine Glucke unter ihren Küchlein. Den Kleinsten ihrer Schar hatte sie auf dem Schoße; er schlief, indem er nach seiner Gewohnheit den Daumen der linken Hand in den Mund gesteckt hatte. Die drei Größeren hatten sich dicht an die Mutter gedrängt, die ihnen mit halblauter, geheimnisvoller Stimme Geschichten erzählte, Sagen und Schwänke und Märchen aus der Stadt und der Umgegend. Im Hintergrund stand eine Krippe, die nachher angezündet werden sollte. Wenn ihre Lichter brannten und die Kinder ihre Geschenke erhalten hatten, dann erschienen die heiligen drei Könige mit dem bösen Herodes, verkleidete junge Leute, die von Haus zu Haus gingen, ihre Lieder sangen und mit kleinen Geldstücken, Kuchen und Äpfeln beschenkt wurden. Waren sie gegangen, so setzte man sich zu einem Festmahle nieder, wobei es Fisch und Braten und dann Zuckerwerk und Kuchen

gab, wovon die Kinder essen durften, soviel sie wollten. Merkwürdigerweise wurde selten einer krank davon, denn die Magen der jungen Hildesheimer waren zumeist so gesund und leistungsfähig wie die der Enten. So wurde der Weihnachtsabend seit uralten Zeiten in den guten Bürgerhäusern der Stadt gefeiert, so sollte er auch heute im Brandisschen Hause gefeiert werden. Leicht wurde das freilich Frau Gesche nicht. Während sie in der Dämmerung ihren Kindern erzählte, bebte ihr manchmal die Stimme, und es stieg ihr heiß in die Augen. Denn es war der erste Weihnachtsabend ihres Lebens, an dem ihre Mutter fehlte. In den letzten Jahren waren beide Eltern am Weihnachtsabend in ihr Haus gekommen, um sich an der Freude der kleinen Enkel zu erfreuen, hatten dann mit ihnen gegessen und waren erst spät heimgegangen. Heute hatte ihr der Vater durch die alte Trine sagen lassen, er könne es nicht über sich gewinnen, an diesem Abend zu ihr zu kommen. Sie werde das wohl verstehen und ihm nicht übelnehmen. Darüber hatte sie bittere Tränen vergossen, denn ihr Vater tat ihr so leid, und ihren Kindern wurde, wenn er nicht kam, eine große Freude verdorben. Sie liebten den Großvater zärtlich, einer wie der andre, und brannten darauf, sich ihm in den neuen bunten Mützen und Wämsern zu zeigen, die sie sich gewünscht hatten und gleich am Abend noch anziehen wollten. So war denn Herr Tilo Brandis gegen Abend selbst nach der Almstraße gegangen, um seinen

Schwiegervater umzustimmen und womöglich mitzubringen. Aber es wurde fast schon dunkel, und er war noch nicht zurück.

Frau Gesche sah ihren Vorrat an sinnigen Sagen und Märchen bald erschöpft und mußte dazu übergehen, sie durch gröbere Schwanke zu ersetzen. Dabei machte sie die betrübende Erfahrung, daß diese ihrer Nachkommenschaft weit besser gefielen als jene. Großes Entzücken erregte die Geschichte vom Teufel, der in der Domschenke der Seele eines frommen Mönches nachstellte, aber durch den guten Wein so betrunken und weich gestimmt wurde, daß er den Seelenfang aufgab und durchs Fenster von dannen fuhr. Die Knaben beschloßen, gleich morgen hinzugehen und nachzusehen, ob die Kanne mit seinen eingedrückten fünf Krallen noch vorhanden wäre. Noch höher stieg ihr Vergnügen, als sie ihnen die Geschichte von den klugen und tapferen Leuten zu Peine erzählte, die mit Harnischen und Spießen gegen einen Uhu auszogen und zuletzt gar noch eine ganze Scheune in Brand aufgehen ließen, um das furchtbare Tier zu vertreiben. Auf das Gemüt ihres Ältesten hatte dieser Schwank die Wirkung, daß er allsogleich beschloß, den Vetter Christian damit zu foppen und aufzuziehen, wenn er wieder einmal aus Peine nach der Stadt hereinkäme. Sie war eben im Begriff, ihm das zu verweisen, als endlich die Tür sich öffnete und ihr Mann auf der Schwelle erschien.

»Kommt er?« schrien die drei jungen Brandisse wie aus einem Munde und stürzten auf ihn zu.

»Er kommt. In einer halben Stunde ist er da,« erwiderte der Ratsherr und schüttelte sich, denn sein Pelzmantel war von kleinen glitzernden Schneeflocken über und über besät.

Sofort lagen die Buben auf dem Fußboden, wälzten sich vor Vergnügen, jauchzten und pufften einander und grölten: »Er kommt! Der Großvater kommt!«

»Es ist gut, daß ihre eure neuen Hosen noch nicht anhabt,« sagte Tilo Brandis lachend. Insgeheim aber wunderte er sich, wie schon so manchmal, über den Zauber, den der Schwiegervater auf die Gemüter seiner Söhne ausübte. »Ich bin ihnen doch ein guter Vater,« dachte er, nicht ohne eine kleine Bitterkeit im Herzen, »ich gebe ihnen alles, was sie haben wollen, und strafe sie nur, wenn's ganz notwendig ist. Aber ich möchte wohl wissen, ob sie meinethalben auch so schreien und sich wälzen würden. Wunderlich, was ihnen an diesem düsteren Manne so gefällt! Es ist mit den Kindern wohl wie mit den Weibern. Wo ihre Liebe hinfällt, da fällt sie hin, und niemand kann begreifen, warum sie sich gerade dem Gegenstand zuwenden und keinem andern.«

Nachdem er diese Gedanken in seiner Seele erwo-gen hatte, sagte er: »Nun geht noch einmal nach oben, Jungens! Ich habe der Mutter noch Verschiedenes zu erzählen, was euch nichts angeht.«

Mit lautem Gepolter entfernten sich die drei. Der Jüngste hatte während der ganzen Zeit unentwegt weitergeschlafen, denn er war des brüderlichen Lärms gewohnt seit dem ersten Tage seines Erdenwallens. Jetzt aber legte ihn Frau Gesche schnell auf eine Bank und trat auf ihren Mann zu. »Was ist's?« fragte sie hastig. Am Ausdruck seines Gesichts hatte sie ihm sofort, als er hereintrat, angesehen, daß er eine Neuigkeit mitbrachte.

»Du liebst die Lucke Hary nicht sehr?« fragte der Ratsherr bedächtig.

»Nein. Ist etwas mit ihr geschehen? Ist sie dem Vater wider ihren Eid entlaufen?«

»Sie denkt nicht daran,« erwiderte Tilo Brandis. »Es scheint vielmehr, als sei es aus zwischen ihr und Christof Hagen. Oder besser gesagt, es ist aus.«

»Das glaub' ich nun und nimmermehr!« rief Frau Gesche.

»Du wirst es wohl glauben müssen, du wirst auch wohl tun, dich mehr mit ihr zu befreunden, denn sie wird noch vor Ostern unsre Schwägerin werden.«

Frau Gesche prallte zurück. Sie war vollkommen verblüfft und starrte ihren Mann fassungslos an.

Der Ratsherr beobachtete mit Befriedigung die Wirkung seiner großen Neuigkeit. So verduzt hatte er seine Frau noch selten gesehen. Sie stand da, als habe sie die Sprache verloren, und vermochte nichts, als immer wieder den Kopf zu schütteln.

Endlich sagte sie mit einem tiefen Atemzuge: »Das hätte ich niemals von dem Mädchen gedacht. Nein, niemals hätt' ich geglaubt, daß dein Bruder Jobst bei ihr doch noch zu seinem Ziele gelangen würde.«

»Höre, wie es zugegangen ist,« versetzte ihr Mann und ging händereibend, wie es seine Gewohnheit war, wenn er etwas erzählte, in dem Gemach auf und nieder. »Jobst erwarten wir, wie du weißt, in Kürze von der hohen Schule zurück als der Rechte Doktor. Er hat wohl von irgend jemandem hier genau gehört, was mit Lucke geschehen ist, und daß sie der Vater dem Hagen nicht geben will.«

»Du bist doch nicht etwa der jemand gewesen?« rief seine Frau dazwischen.

»Gott bewahre! Ich möchte sie gar nicht in meine Familie haben, gönnte sie dem Christof von Hagen von ganzem Herzen, denn sie ist mir unbehaglich. Das kannst du gewißlich glauben. Aber höre weiter: Vor vier Wochen hat er dem Vater geschrieben ihrethalben. Der Vater hat ihm Antwort gegeben, er könne sie nur einem geben, der fest hielte am alten Glauben. Hat ihm auch nicht verschwiegen, daß sie anders gesinnt sei. Drauf hat Jobst geschrieben, das wollt' er gar wohl tun, und was ihr Glaubensbedenken betreffe, so wolle er mit dem schon fertig werden, wenn sie erst seine Frau wäre. Da hat sie der Vater gefragt, ob sie ihn nehmen wolle. Sie hat nicht ja und nicht nein gesagt, sondern erwidert, sie wolle sich bedenken. Heute nun

hat sie ihm aus freien Stücken zu wissen getan, daß sie Jobsts Antrag nicht wolle zuwider sein.«

Frau Gesche hatte sich wieder in ihren Stuhl gesetzt und saß dort ganz zusammgeduckt und bekümmert. Erst nach einer Weile fragte sie: »Was sagt denn der Vater dazu?«

»Er schien sehr froh zu sein darüber. Das Mädchen war ihm eine große Last. Was für Mühe hat er sich gegeben, sie unterzubringen, bei den Nonnen in Derneburg und anderswo! Aber niemand wollte sie ihm abnehmen. Jetzt wird er sie los. Er war darob so aufgeräumt, wie ich ihn selten gesehen habe in der letzten Zeit. Ich meine, wäre er nicht so aufgeräumt gewesen, so hätt' er mir nicht zugesagt für heute abend.«

Frau Gesche erwiderte nichts. Ihre Mienen drückten den äußersten Unmut aus, und sie nagte fortwährend an ihrer Unterlippe.

»Du scheinst nicht eben erfreut zu sein über die neue Schwägerin,« bemerkte ihr Gatte.

Sie seufzte tief. »Hätte mich doch der Vater gefragt!«

Der Ratsherr zog den Mund in die Breite. »Dein Vater fragt keinen Menschen bei dem, was er vorhat. Wie sollte er dich darum fragen? Er bringt ein Ding zu Ende und stellt es dann vor die Leute hin und spricht: Findet Euch damit ab! Was hättest du ihm auch wollen sagen, wenn er dich zuvor gefragt hätte?«

»Widerraten hätt' ich's ihm!« rief sie heftig. »Zehnmal widerraten! Was kann daraus auch Gutes kommen? Wenn Christof von Hagen heimkehrt und findet Lucke als eines andren Weib – Herrgott!« rief sie plötzlich und sprang auf, »gibt's denn keine Treue mehr auf Erden? Ich mochte das Mädchen nicht leiden, aber daß sie untreu werden könnte, das hätt' ich nie, nie geglaubt. Gerade von der nicht, die doch im Glauben so treu ist.«

»Da siehst du, was die vielgerühmte Treue der Weiber zu bedeuten hat,« entgegnete Tilo Brandis und war auf eine schnelle und spitze Antwort seiner Frau gefaßt. Aber sie war so von ihren Gedanken hingenommen, daß sie seiner Bemerkung gar nicht achtete.

»Was soll das werden, wenn Hagen wiederkommt?« seufzte sie. »Er ist dem Vater schon feind um des Glaubens willen. Von nun an wird er sein Todfeind werden, und es mag wohl zu bösen Dingen kommen. Du weißt, wie locker ihm das Schwert sitzt.«

Der Ratsherr machte ein verschmitztes und geheimnisvolles Gesicht. »Ich will dir etwas sagen: Der Hagen kehrt vielleicht so bald nicht wieder nach Hildesheim zurück, oder wenn er zurückkehrt, wird er gerichtet. Es ist etwas geschehen mit ihm vor etlichen Wochen, ich weiß nur noch nicht, was. Es heißt, er habe deinen Vater heimlich auf der Landstraße angefallen, habe aber den kürzeren gezogen und sei geflohen. Daß du aber um Gottes willen stille bist, wenn der Vater kommt,

und dir nichts merken läßt! Du weißt von gar nichts, – hörst du? Ich habe auch nur so davon läuten hören.«

»Aber der Vater war ja in den letzten Wochen gar nicht über Land!« rief Frau Gesche, die mit erschrockenen Augen zugehört hatte. »Er kann ihn doch nicht in der Stadt überfallen haben? Er darf ja gar nicht in die Stadt.«

»Wie ich dir sage, ich weiß nichts Gewisses und nichts Näheres. Aber etwas ist geschehen, das wird schon richtig sein. Und wie ich deinen Vater kenne, so wird er ihn damit zu fassen wissen. Er wird auch sehr wohl daran tun, wenn er ihn faßt und am Ende zwingt, die Stadt ganz und gar zu meiden und nach Braunschweig oder Goslar zu ziehen. Denn es ist kein Zweifel, daß Hagen, wenn er wiederkommt, der Führer der Gemeinde wird wider deinen Vater und den ganzen Rat. Er ist der Abgott der geringen Leute, und es wird davon gemunkelt, er habe einen heimlichen Bund gemacht mit vielen in der Stadt, daß der Rat solle gestürzt und die reine Lehre solle zum Siege gebracht werden in Hildesheim. Wäre dein Vater klug, so gäbe er beizeiten nach und verwilligte dem Volke ein paar Kirchen, wo es möchte in Gottes Namen das Evangelium hören und die Lieder singen, die es zu singen begehrt. Aufhalten wird er den Wagen doch nicht mehr, der ins Rollen gekommen ist, und so retteten wir zum wenigsten unsre Stühle. Aber es ist ja mit dem Vater über solche Dinge nicht zu reden.«

Frau Gesche nickte und blickte schweigend vor sich nieder. Dann hob sie den Kopf und sah ihren Mann scheu von der Seite an. »Tilo,« sagte sie mit leiser Stimme, »glaubst du, daß uns der Vater noch wirklich traut?«

»Ja, das glaube ich wohl. Täte er's nicht, so hätte er längst schon etwas gesagt. Wie kommst du darauf?«

»Er blickt mich manchmal so wunderbar an.«

»Ach, das bildest du dir gewißlich nur ein! Ich glaube fest, er miede unser Haus, wenn er ahnte, daß wir heimlich in Gottes Wort lesen. Aber wunderbar sieht dein Vater jetzt zuweilen in Wahrheit aus, er trägt manchmal ein sonderbares Wesen zur Schau, fährt auf und wird zornig um geringer Dinge willen und läßt größere Dinge außer acht.«

Frau Gesche seufzte. »Ich meine, Tilo, er trinkt zuviel.«

»Ach was!« erwiderte der Ratsherr. »Ein guter Trunk hat noch niemandem geschadet!« Er ärgerte sich über die Bemerkung seiner Frau, denn er fühlte damit in seinem Inneren einen wunden Punkt berührt. »Hast du deinen Vater schon jemals trunken gesehen?«

»Nein, nicht im geringsten,« entgegnete Frau Gesche. »Wir wollen darüber nicht streiten. Aber ausreden laß ich mir's nicht, daß der viele schwere Wein ihm schaden muß.«

Der Ratsherr ward einer Antwort überhoben, denn vor der Tür näherten sich feste Männerschritte dem

Hause, und die Töne einer Gitarre erklangen. Zugleich schrien die Jungen von oben her: »Dürfen wir? Dürfen wir?«

»Potttausend, die kommen uns über den Hals!« rief er und ergriff rasch das Licht, das auf dem Tische stand, um die Kerzen der Krippe anzuzünden. »Kommt herunter!«

Mit unglaublicher Schnelligkeit folgten die drei seinem Rufe und stürzten sich laut jubelnd über ihre Geschenke her. Die beiden Ältesten standen gleich darauf in ihren Hemden da, um sich sofort die neuen Gewänder von grauem Tuch mit roten Aufschlägen anzuziehen. Der Jüngere, der der Kunst des Aus- und Anziehens noch nicht mächtig war, forderte ungestüm von der Mutter diesen Dienst.

Inzwischen war Hans Wildefür eingetreten, und ihm auf dem Fuße folgten vier Männer, die Masken vor den Gesichtern trugen und in bunte Gewänder gekleidet waren. Einer trug eine Stange, an deren Spitze ein goldner Stern erglänzte. Ihre Häupter waren mit Kronen von Flittergold geschmückt. Die gewaltigen Glieder des Längsten unter ihnen hüllte ein feuerroter Mantel ein, auf den ein ebenso feuerroter riesiger Bart herniederwallte. Das war der böse König Herodes, der die heiligen drei Könige begleitete, was zwar nicht der Überlieferung der Schrift, wohl aber dem alten Herkommen gemäß war.

Die drei stimmten ihre Tonwerkzeuge, eine Geige, eine Gitarre und eine Gambe, und begannen dann ihr altes Lied, das anhub mit den Worten:

»Im Namen des lieben Jesulein
Treten wir in dieses Haus hinein.
Wir treten hinein ohn' allen Spott:
Einen guten Abend, den geb' Euch
Gott!
Einen guten Abend, eine fröhliche Zeit
Hat Euch der Herr vom Himmel be-
reit't.
Den Herrn, den wollen wir loben und
ehr'n,
Die heiligen drei Weisen mit ihrem
Stern.«

Frau Gesches Gemüt wurde bei den feierlichen und lieblichen Klängen dieses Liedes so bewegt, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. Als sie verstohlen nach ihrem Vater hinblickte, sah sie, daß auch ihm die Augen feucht waren. Sie dachten wohl beide an dasselbe zurück: An viele Weihnachtsabende, die sie mit der lieben Mutter verlebt hatten. Noch voriges Jahr war sie mit ihnen fröhlich gewesen in ihrer stillen Weise, nun ruhte sie schon seit Monden in ihrer Gruft. Eine unendliche Sehnsucht nach der Verstorbenen wallte auf in dem Herzen der kräftigen Frau, die sonst nichts weniger als weich war; sie wäre am liebsten in ihre dunkle Kammer geeilt und hatte sich dort ausgeweint. Aber als

Gattin und Mutter mußte sie auf ihrem Posten ausharren und durfte die Festfreude ihres Mannes und ihrer Kinder nicht stören und trüben. So kämpfte sie denn ihre Bewegung nieder, und als die Sängler das übliche Geldgeschenk erhielten, vermochte sie schon wieder den Ihrigen ein lächelndes Antlitz zu zeigen.

Hans Wildefürer fügte dem Gulden, den sein Eidam dem König Herodes in die Hand drückte, einen zweiten hinzu und sagte: »In mein Haus bemüht Euch nicht. Meine Knechte sitzen in der Trinkstube, und die beiden Frauen, die daheim sind, geben Euch gewißlich nichts. So nehmt denn hier meine Verehrung. Ich feire bei meinen Kindern und Enkeln.«

»In die Almstraße sind schon andre gegangen, Herr,« erwiderte der wackere Bäckermeister, der die Rolle des Herodes spielte. »Wir sind ihnen begegnet vorhin an der Marktecke. Sie waren noch nicht alle beisammen, wie es schien, denn es fehlte der Herodes.«

Wildefürer erwiderte darauf nichts und konnte nichts erwidern, denn nun drängten sich seine Enkel an ihn heran und wollten bewundert sein. Das tat er denn auch mit großer Bereitwilligkeit und ließ sich sogar dazu überreden, einen Zuckerkringel zu essen, den ihm sein Patenkind schenkte und in den Mund steckte. Heiter und aufgeräumt scherzte er mit den Kindern, wie es seine Gewohnheit war, und den ganzen Abend merkte

ihm niemand an, daß er eine tiefe Wehmut in sich niederkämpfen mußte und schwere Sorgen auf der Seele trug.

Gegen zehn Uhr wurden die Kinder müde und legten sich auf die Bänke neben dem Ofen, um dort ein bißchen zu schlafen. Aber ins Bett waren sie durch kein Zureden zu bringen, denn sie wollten das Einläuten des neuen Jahres nicht versäumen. In Hildesheim, wie in den meisten Gegenden des Reiches, fing das neue Jahr mit dem ersten Christtage an. Nach uraltem Brauch begann, sobald die Uhren zwölf geschlagen hatten, auf allen Türmen der Stadt ein Geläut, wodurch das neue Jahr bei seinem Einzuge begrüßt werden sollte.

Die »Cantabona,« die größte der Domglocken, hub den Glockenreigen an; ihr folgten ihre Schwestern auf dem Dome und dann auf den anderen Kirchen nach einer bestimmten herkömmlichen Reihenfolge. Während des Klingens wünschten alle Hausgenossen, das Gesinde inbegriffen, einander Gesundheit, Glück und Segen, und der Bürgermeister zog ein kleines Kästchen hervor, das er bis jetzt in der Tasche verborgen hatte.

»Das hier, liebe Tochter, schenke ich dir zum Neujahrsangebinde,« sagte er. »Warum soll es daheim in der Lade ruhen! Trage es im Angedenken an unsre liebe Tote. Ich weiß, du wirst es in Ehren halten.« Damit

öffnete er das Kästchen, und ein goldenes Kreuz, übersät mit Edelsteinen, funkelte dem Brandisschen Paa-re entgegen. Es war eine Nachbildung des berühmten Bernwardkreuzes, das die Mönche zu Sankt Michaelis aufbewahrten, und für das man, wie das Volk sagte, das halbe Stift Hildesheim kaufen könnte.

Als Frau Gesche das prächtige Kleinod erblickte, das sie früher so manchmal am Halse ihrer Mutter gesehen hatte, da war es mit ihrer Fassung vorbei. Sie legte die Arme vor sich auf den Tisch und ihr Antlitz darauf und brach in ein lautes Weinen aus.

Sofort erhoben alle vier Kinder, die gänzlich übermüdet waren, ein erschreckliches Jammergeschrei, und der Bürgermeister und sein Eidam gaben sich vergeblich Mühe, sie durch freundliches Zureden zur Ruhe zu bringen. Auf einmal aber wurden sie von selber still. Denn draußen auf dem Markte schien etwas Unge-wöhnliches vor sich zu gehen. Viele Stimmen erklangen wirr durcheinander, einzelne laute Rufe ertönten, und das Trappen und Stampfen vieler Tritte ward hörbar. Offenbar hatte sich ganz plötzlich eine große Menschenmenge auf dem Markte eingefunden.

»Herrgott! Eine Feuersbrunst!« rief der Bürgermeister, stülpte sich sein Barett aufs Haupt und stürzte aus der Tür. Alle anderen folgten ihm, so schnell sie konnten.

»Ist Feuer in der Stadt?« rief Wildefüer den Nächststehenden zu. Aber die antworteten nicht und drängten sich scheu in das Dunkel zurück. Dagegen klang jetzt eine gewaltige Stimme vom Ratsbrunnen her über den Markt hin: »Dieweilen man uns in Hildesheim, Gott sei's geklagt, die Kirchen verschließt und Gottes reines Wort vorenthält, so wollen wir Doktor Luthers heilige Lieder hier auf dem Markte singen. Paßt auf, liebe Landsleute, ich stimme die Weise an.«

Gleich darauf brauste das Lied »Vom Himmel hoch, da komm' ich her« über den Marktplatz hin. Alle sangen aus vollen Kehlen, Männer und Frauen und halbwüchsige Burschen und Mädchen, und sie mußten das Lied wohl auswendig gelernt haben, denn sie ließen keinen einzigen Vers aus und sangen es bis zum Ende.

Wildefüer war bei den ersten Klängen ins Haus zurückgetreten und hatte sich wie vernichtet auf einen Stuhl fallen lassen. Sein Gesicht war grau, und auf der Stirn standen ihm Schweißtropfen. Er sah ein, daß er hier vollkommen machtlos war. Was sollte er tun? Die Stadtknechte zusammentrommeln? Ehe sie kamen, war vielleicht die Menge schon auseinandergegangen, und wurden ein paar Leute gefangen, so konnten sie sich leicht herausreden. Nein, es war nichts zu machen, aber gerade das Gefühl seiner Ohnmacht reizte, wurmte und erbitterte ihn über die Maßen.

Wie ein steinernes Bild saß er da, während draußen die Menge ein Lied nach dem andern sang. Niemand

wagte, ihn anzureden. Frau Gesche nahm schließlich ihre beiden Jüngsten, von denen der eine schlief, der andere mit dem Schläfe kämpfte, auf den Arm und winkte den anderen, ihr zu folgen. Auch das Gesinde verlief sich, und so war der Bürgermeister mit seinem Eidam allein.

Als es endlich draußen still ward und die Menge sich zerstreute, fuhr er wie aus einem Traume empor.

»Was soll ich tun?« stieß er hervor.

Tilo Brandis zögerte eine kleine Weile mit der Antwort. Dann sagte er herzlich und eindringlich: »Da Ihr selbst mich fragt, Vater, so erlaubt mir, daß ich Euch aus redlichem Herzen rate, dem Volke in etwas nachzugeben.«

Der Bürgermeister warf ihm einen finsternen Blick zu. »Wie meinst du das?« fragte er kurz.

»Ich meine, Vater, die Bewegung ist nicht mehr ganz zu dämpfen. Das waren wohl sechs- oder siebenhundert Menschen oder noch mehr, und ich fürchte, nächstes Jahr können es zwei- oder dreimal soviel sein. Unsere Stadt hat so viele Kirchen. Räumt den Leuten eine oder zwei davon ein, auf daß sie dort ihre Prädikanten predigen lassen und ihre Lieder singen. Deshalb bleibt Hildesheim immer noch eine christkatholische Stadt, und wir verhindern wohl Aufruhr und Empörung, die sonst —«

»Nein,« unterbrach ihn Wildefüer hart. »Gibst du dem Teufel den Finger, so nimmt er die Hand, sagt

ein Sprichwort. So ist es auch mit dem Volke. Gibt man ihm in etwas nach, so begehrt es mehr und immer mehr. Nie ist es zufriedenzustellen. Erhält es ein Recht geschenkt, so fordert es flugs zwei weitere Rechte dazu und so fort, bis es alle Gewalt und Herrschaft hat. Wär's aber nicht so, und könnt' ich meine und des Rates Macht durch solche Verwilligung an die Gemeinde für ewige Zeiten salvieren, so tät' ich es doch nicht. Denn ich muß meiner Seele Seligkeit bedenken. Gott soll mich bewahren, daß ich jemals den Werken des Teufels Vorschub leiste!«

Er erhob sich und griff nach seinem Mantel. »Ich gehe jetzt heim. Dir und deiner Frau danke ich für die gute Bewirtung. Gott gebe euch und uns allen ein besseres Jahr, als das letzte war!«

»Ich gehe mit Euch, Vater, und geleite Euch heim!« rief Tilo Brandis und wollte seinen Mantel aus dem Schranke holen. Aber der Bürgermeister wehrte ihn sehr entschieden ab. »Bleibe daheim!« sagte er. »Denkst du etwa, ich hätte zuviel von deinem Rotwein getrunken? Oder meinst du, es könne mich einer anfallen? Mich fällt keiner an, des kannst du sicher sein. Lebe wohl!«

Er reichte ihm die Hand und trat in die kalte Winter-
nacht hinaus. Der Markt lag wieder leer da, und auch die Straßen waren von Menschen verlassen. Aber das

Gewölk war vom Angesicht des Himmels verschwunden, und der Mond stand noch hoch, so daß sein Heimweg hell war.

Langsam schritt er durch die winteröden Gassen dahin, wie einer, der eine schwere Last auf den Schultern trägt. »Seltsam, wie müde ich mit einem Male geworden bin!« dachte er. »Ein paar Stunden der Ruhe werden mir gut tun.«

Aber als er vor seinem Hause anlangte, wurde er mit einem Male wieder ganz wach, denn mit Staunen und Schrecken nahm er wahr, daß die Haustür offen stand. Das Hoftor ließen die Knechte ja manchmal offen stehen, wenn sie bei der Heimkehr aus der Trinkstube etwas angetrunken ihr Gelaß im Hofe aufsuchten. Die Haustür aber stand seit mehr als dreißig Jahren unter der Aufsicht der alten Magd Trine, und der war eine solche Vergeßlichkeit noch nie zugestoßen, solange er zurückdenken mochte.

Hastig trat er in die Diele ein, entzündete mit einem Späne Licht an den glühenden Kohlen des Herdes und sah sich dann in dem Raume um. Nichts Auffallendes war zu sehen, aber nach einigen Augenblicken hörte er ein schwaches Stöhnen wie das Winseln eines verschmachtenden Hundes. Es klang aus dem Verschlage unter der Holzterasse hervor, die nach den oberen Gemächern führte. Als er mit seiner Kerze hineinleuchtete, fuhr er entsetzt zurück, denn dort lag mit einem

Knebel im Munde und all den Händen und Füßen gefesselt, seine alte treue Magd und ließ von Zeit zu Zeit ein jämmerliches Röcheln und Gurgeln ertönen.

So schnell er vermochte, befreite er die Alte aus ihrer hilflosen Lage, aber es dauerte noch sehr lange, ehe sie imstande war, zusammenhängend zu sprechen und ihm zu erzählen, was vorgegangen war. Ihre Darstellung war so verwirrt, daß er zunächst nicht klug werden konnte aus dem, was sie ihm sagte. Aber als er begriff, was geschehen war, betäubte ihn die Erkenntnis geradezu. Eine Tat von unerhörter Kühnheit, ja Frechheit war geschehen. In der Verkleidung der heiligen drei Könige waren Leute ins Haus gekommen, hatten die Magd auf einmal überfallen und gewürgt, so daß ihr fast das Bewußtsein entschwunden wäre. Dann hatten sie Lucke die Maske des Herodes vors Gesicht gebunden und ihr einen weiten Mantel übergeworfen, während einer die zum Tode erschrockene Magd gebunden und ihr einen Knebel in den Mund gesteckt hatte. Sie hatte gerade noch gesehen, wie einer die Jungfrau auf seinen Armen über die Schwelle getragen habe. Dann seien ihr auf lange Zeit die Sinne wirklich geschwunden.

Wildefür lachte grimmig auf. Also über die Schwelle war sie getragen worden! Ja, sie hatte geschworen, die Schwelle seines Hauses ohne seine Erlaubnis nicht zu überschreiten. So waren denn die Buben, die

sie entführt hatten, gewißlich mit ihr im Einverständnis gewesen. Wahrscheinlich war die Sache von langer Hand vorbereitet. Je mehr er sich ihr Benehmen in den letzten Wochen vergegenwärtigte, um so deutlicher wurde ihm das. Sie hatte sich weit gefügiger gezeigt als früher, und um allen Argwohn in seiner Seele zu zerstreuen, hatte sie sogar den Antrag Jobst Brandis' zum Scheine angenommen. Es war ihr in der Tat gelungen, ihn völlig zu täuschen.

Sie war ihm also entschlüpft. Nun denn, mochte sie mit ihrem Buhlen laufen, wohin sie wollte! Christof Hagen, so war ihm hinterbracht worden, hatte einen Unterschlupf gefunden bei dem von Rauschepfaff, des Bischofs Drost auf Steuerwald. Dahin mochte er sie wohl gebracht haben. Ohne Zweifel hatten seine Spießgesellen in der Stadt ihm geholfen, sie aus einem der Tore hinauszubringen. Wahrscheinlich waren sie in die Neustadt entwischt, denn das Neustädter Tor stand am Christabend bis zehn Uhr offen. So waren sie nach menschlichem Ermessen längst in Sicherheit, und eine Verfolgung mußte ganz sinnlos erscheinen. Er fühlte auch keine Verpflichtung dazu, denn durch ihre Flucht war er seines Eides quitt geworden. Aber die Heimkehr nach Hildesheim wollte er beiden unmöglich machen. Hagen war unter denen gewesen, die den Herzog von Wolfenbüttel vor einer Woche auf der Heerstraße

nächtlicherweile überfallen hatten. Das hatte ein verwundeter und gefangener Knecht Klaus Barners ausgesagt. Es war zu erwarten, daß der Kaiser die Landfriedensbrecher in des Reiches Acht erklärte; die Schreiben des Herzogs, die das forderten, waren bereits abgegangen. Dann konnte Hagen lange warten, bis sich ihm die Tore seiner Vaterstadt wieder öffneten. Die Majorisbäuerschaft wollte ja den Verbannten, wie er gehört hatte, am Dreikönigstage zu ihrem Sprecher wählen. Das mochten sie in Gottes Namen tun! Ehe er wieder in die Stadt kommen durfte, war er in des Reiches Acht.

Ein finsternes Lächeln glitt bei diesem Gedanken über sein Gesicht. Er verließ das Gemach, wo die Alte wie leblos lag, und weckte die Knechte. Dem alten Valentin befahl er, bei der Bewußtlosen einstweilen Wache zu halten. Den andern schickte er aus, den Medikus und die Kleinmagd Anna herbeizuholen. Das Mädchen hatte er auf ihr Bitten für den Christabend zu ihrer Mutter gehen lassen und ihr erlaubt, die Nacht dort zu bleiben. Nun aber mußte sie so schnell wie möglich heimkommen, um die alte Kathrine zu pflegen. Er selbst beschloß, sein Lager aufzusuchen, denn er sehnte sich nach Ruhe. Da fiel sein Blick auf den großen eichenen Tisch, der in der Mitte des Raumes stand, und er nahm etwas wahr, was ihm bisher entgangen war. Es lag dort ein Schlüssel, und dabei standen mit Kreide geschrieben die Worte: »Genommen, was unser ist.«

Ein furchtbarer Schreck durchfuhr ihn. Es war der Schlüssel zu dem kleinen Gewölbe, in dem er sein Geld, seine Zinskaufbriefe und alle seine Heimlichkeiten aufbewahrte. Er lag gewöhnlich in einer Truhe, die droben in seiner Schreibstube stand, unter Briefen und Papieren zu unterst. Das mochte Christof von Hagen früher einmal erkundet und im Gedächtnis bewahrt haben.

Mit fliegender Hast eilte er hinab in den Keller und schloß das Gewölbe auf. Richtig – da fehlte die Truhe, die Lucke Harys Schmuck und Geld und Kostbarkeiten barg. Es fehlte aber auch die kleine braune Ledertasche, die er auf die Truhe oder unter die Truhe – er entsann sich nicht mehr recht – gelegt hatte.

Er stand da, als habe ihn einer mit der Axt vor die Stirn geschlagen, und ein Laut drang aus seiner Brust wie das Aufstöhnen eines verwundeten Bären. Dann begann er fieberhaft in dem Gewölbe zu suchen, denn es wäre doch möglich gewesen, daß er die Tasche woanders hingelegt hätte. Aber sie war und blieb verschwunden. Ohne Zweifel war sie entwendet.

Einen Augenblick schien es, als solle die Erkenntnis ihn zu Boden werfen, denn er schwankte und hielt sich mühsam aufrecht. Aber dann mit einem Male warf er den Kopf in den Nacken und richtete sich hoch auf. Er wollte sich nicht werfen lassen, es mußte noch einen

Ausweg geben. Wohl war es ein furchtbares Verhängnis, daß die geheimen Briefe des Herzogs von Wolfenbüttel in seines Feindes Hand gefallen waren. Aber hatte nicht erst vor einigen Jahren Otto von Pack, Herzog Georgs von Sachsen ungetreuer Rat, den schmalkaldischen Fürsten Briefe in die Hand gespielt, die sich nachher als eine Fälschung erwiesen hatten? So wollte er denn auch diese Briefe für gefälscht erklären und kaltblütig abwarten, ob es Hagen gelingen werde, ihre Echtheit zu beweisen. Es mochte ihm schwer genug fallen.

Meister Lukas Cranach saß in seiner Werkstatt zu Wittenberg und malte. Die anderen Staffeleien in dem großen Raume waren unbesetzt, denn die Malergehilfen und -lehrlinge dehnten sich noch alle in den Federn. Den fast siebzigjährigen Meister jedoch hatten die ersten Strahlen der winterlichen Morgensonne von seinem Lager aufgescheucht und an die Staffelei getrieben. Er konnte nicht anders. Wenn ein Bild seinen Geist beschäftigte, so arbeitete er daran vom ersten Hahnenschrei bis in die sinkende Nacht und vergaß darüber des Essens und sogar des Trinkens. Darum vermochte er es, Bildnisse, an denen andere wochenlang arbeiteten, in wenigen Tagen zu vollenden.

Vorgestern nun war ihm durch einen gesegneten Zufall ein Modell ins Haus gekommen, wie es in Wittenberg wahrlich nicht alle Tage zu finden war. Frau Käthe Lutherin hatte ihn und seine Eheliebste gebeten, ein junges Weib auf einige Tage oder auch auf einige Wochen ins Haus zu nehmen, da im Lutherhause, wo sie eine Zuflucht gesucht hatte, zur Zeit kein Platz für sie wäre. Solche Gefälligkeiten hatten die befreundeten Häuser einander schon gar manchmal erwiesen, herüber und hinüber, und Meister Lukas war diesmal besonders gern bereit gewesen, den Wunsch der Freundin zu erfüllen. Denn kaum hatte er die Fremde erblickt, so war der Wunsch in seinem Herzen aufgewallt, sie zu malen. Er hatte ihr das gleich in der ersten Viertelstunde kundgetan, und sie war ohne jede Ziererei und Zimperlichkeit bereit gewesen, ihm zu sitzen. Das war gestern in der Frühe zum ersten Male geschehen und hatte sich am Nachmittage wiederholt, und dann hatte sie ihm versprochen, heute am frühen Morgen in seiner Werkstatt zu erscheinen. Sie war noch nicht da, aber an den Gewandstücken konnte er ja auch ohne ihre Gegenwart weiterarbeiten. Während er unablässig mit der linken Hand den zwiegespaltenen, langen grauen Bart strich, malte und malte er mit der Rechten, ohne auch nur einmal den Pinsel sinken zu lassen, voll des glühendsten Eifers.

Er war so vertieft in seine Arbeit, daß er überhörte, wie die Tür aufging und ein Mann hereintrat. Der Ankömmling war von mittelgroßer, gedrungener Gestalt und gehörte offenbar zu den Herren vom kurfürstlichen Hofe oder wenigstens zu den vornehmen Bürgern der Stadt, denn sein Mantel vom feinsten flandrischen Tuch war mit dem teuersten Pelzwerk besetzt. Als er den Meister so beschäftigt sah, blieb er eine Weile ungeschlüssig stehen und schien sich wieder entfernen zu wollen. Dann aber trat er ihm leise näher und blickte ihm spähend über die Schulter.

Ein lauter Ausruf des Staunens entfuhr ihm. »Donnerwetter, Lukas!« rief er, »was ist denn das? Spinnst du das aus deiner Phantasie heraus? Dann muß ich dir sagen, daß du niemals etwas Schöneres erfunden hast.«

Der Maler hatte sich rasch umgewendet und fuhr sich nun seufzend durch das dichte graue Haar. »Oh, Kanzler Brück!« brummte er, »wer wäre ich, wenn ich solches erfinden könnte! Nein, ich male hier nur nach, was die Natur in vollster Pracht geschaffen hat.«

»Und wer ist dieses Weib? In Wittenberg habe ich noch nichts Ähnliches gesehen.«

»Bist du nicht gestern abend mit dem Herrn von Lochau zurückgekommen?«

»Ja, und es war spät genug.«

»Dann konntest du sie auch noch nicht sehen, denn sie ist erst ehegestern hier angelangt. Frau Käthe Luther brachte sie meiner Frau, denn bei Doktor Martinus heißt es wieder einmal: Sie hatten keinen Raum in der Herberge.«

»Schlimm genug,« knurrte der Kanzler und zerrte aufgeregt an seinem Barte. »Schlimm genug, daß der teure, werthe Mann wohnen muß wie in einer Herbergswirtschaft! Und das Haus, das ihm der Kurfürst geschenkt hat, ist doch so groß, es könnten gut und gerne zwei Familien drin wohnen. Aber das Weib kann ja wohl nicht den Hals voll genug kriegen und belegt alle Winkel mit Mietern und Kostgängern, soll auch zuweilen in die zwanzig Leute an ihrem Tische haben.«

»Sie muß wohl, werter Freund, sie muß wohl!« erwiderte Lukas Cranach eifrig. »Du weißt ja selber, wie Doktor Martinus ist. In allem, was den Glauben betrifft, redet der Geist aus ihm, und er ist ein Rüstzeug des allmächtigen Gottes. Aber in den Dingen des gewöhnlichen Lebens ist er wie ein Kind. Was er heute einnimmt, das streut er morgen mit vollen Händen wieder aus, denn er kann keinem Bittenden etwas abschlagen. Gestern hatte ich als Bürgermeister einen Kerl zu verhören, der sich im »Goldnen Hahnen« einen Mordsransch angetrunken hatte. Zur Zahlung hatte er der Wirtin einen silbernen Becher geboten. Derhalben ließ die Frau mich holen, meinte, er habe ihn gestohlen.

Aber er konnte sich ausweisen. Doktor Martinus hatte ihm das Stück geschenkt, weil er ihm etwas vorgejammert hatte von seiner großen Not und acht hungrigen Kindlein daheim. Und glaub mir: als er erfuhr, wie er betrogen war, lachte er nur und sagte: »So tue ich wie unser Herrgott, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt auf Gerechte und Ungerechte. Eher will ich mich betrügen lassen von zehn Schelmen, als daß ich einem guten Manne nicht hülfe!« – Glaube mir, lieber Kanzler, eines solchen Mannes Eheweib muß ernstlich sehen, wie sie zu dem Ihren kommen will.«

Der Kanzler lachte. »Darin magst du nicht unrecht haben. Du hast ja übrigens der Bora immer die Stange gehalten.«

»Das verdient sie auch, denn sie ist ein tüchtiges Weib.«

»Mag sein, mag sein! Aber ich gehe ihr gerne aus dem Wege. Sie ist mir zu flink und zu rasch mit der Zunge.«

Cranach nickte. »Das ist sie in der Tat, und darin ist ihr das Jungfräulein ähnlich, das ich hier male.«

»Ja so,« sagte der Kanzler. »Von der waren wir ja ganz abgekommen. Wer ist denn dieses Nixenwesen mit den goldenen Haaren?«

»Es ist eine adelige Jungfrau aus Niedersachsen, heißt Lucke von Hary.«

»Lucke? Lucke? Was ist denn das für ein Name? Den habe ich mein Lebtag noch nicht gehört.«

»Ich auch nicht. Aber dort im Norden des Harzgebirges gibt's mancherlei wunderliche Namen für die Frauenleute, die bei uns nicht im Brauche sind.«

Der Kanzler Brück trat nahe an die Staffelei heran, zog die Stirn hoch und blickte prüfend und nachdenklich auf das Bild. »Wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre,« sagte er, »so würde ich mich in dieses Weib verlieben. Und weißt du, Lukas, was ich täte an deiner Statt?«

Der Maler lachte laut auf. »Ich soll mich doch nicht etwa in sie verlieben? Ich bin noch fast zehn Jahre älter als du, Freund.«

»Nein, das mute ich dir nicht zu. Aber paß auf, daß deinem Hause kein Schaden geschieht. Solche Mädchen wirken auf die jungen Männer wie die Honigtöpfe auf die Fliegen, und du hast einen fünfundzwanzigjährigen Sohn und allerhand junge Leute im Hause. Sollte mich wundern, wenn sie nicht bald alle hinter ihr drein wären wie die Kater, wenn sie Baldriankraut riechen! Da kann viel Unheil und Ärger draus folgen. Gib auf das Mädchen acht, Lukas! Das rat' ich dir.«

»Sie gibt schon selber auf sich acht, Herr,« sagte eine klare, frische Stimme von der Tür her. Er wandte sich rasch um und blickte in ein paar blitzende Mädchenaugen, die halb zornig und halb spöttisch auf ihm ruhten. Lucke, die, wie zum Ausgehen gerüstet, mit Hut

und Mantel eingetreten war, hatte offenbar seine letzten Worte gehört und schien sich nicht wenig darüber zu erbosen. »Daß Ihr's nur wißt, Herr: Ich bin eine verlobte Braut und heirate im Sommer oder noch früher, und ich möchte keinem Manne raten, hinter mir drein zu sein, wie Ihr sagtet. Er würde es sehr bald deutlich merken, daß er sich vergeblich mühe.«

»Das Wort war nicht für Euch bestimmt, werte Magd,« sagte der Kanzler, belustigt über ihren Eifer. Herr Lukas Cranach aber, der wohl befürchten mochte, daß sein junger Gast noch etwas Ungebührliches sagen könnte in seiner Gereiztheit, erhob sich und sagte höflich: »Ihr wißt noch nicht, liebe Jungfrau, mit wem Ihr redet. Dieser Herr hier ist Doktor Georg Brück, der Kanzler seiner Kurfürstlichen Gnaden.«

Die Nennung dieses Namens und Titels hatte nicht die gewünschte Wirkung, denn die Verbeugung, die Lucke dem hohen Würdenträger machte, nahm sich eher aus wie ein schnippischer Knicks. Dann wandte sie sich ihrem Gastfreunde zu und rief, ihm die Hand hinstreckend: »Lieber Meister, nehmt mir's nicht übel, ich habe mich verschlafen. Wir müssen die Sitzung auf eine andere Zeit verschieben, denn jetzt muß ich in Doktor Luthers Haus. Mein Verlobter reitet nachher ab, er will ja am Dreikönigstage wieder in Steuerwald sein. Denn an diesem Tage sind die Wahlen in Hildesheim. Frau Doktor Luther hat mich eingeladen, ich solle in

ihr Haus kommen, daß ich dort von ihm Abschied nehme.«

Der Kanzler hatte sich bei ihren letzten Worten schnell nach ihr hingewendet und betrachtete sie mit einer Art von Neugier. »Ihr seid aus Hildesheim?« rief er.

»Aus Goslar, aber mein Verlobter ist aus Hildesheim,« erwiderte Lucke freundlicher als vorher.

»Da Ihr hier seid, so nehme ich an, daß Ihr dem Evangelium anhänget?« fragte der Kanzler weiter.

»Das dürft Ihr allerdings, Herr,« gab Lucke zur Antwort. »Ich habe sogar um des Evangeliums willen mancherlei Schweres durchgemacht.«

»Könnt Ihr mir sagen, wie es in Hildesheim steht? Ist der Bürgermeister Wildefüer noch immer allmächtig in der Stadt, oder ist eine Aussicht, daß er von seinem Stuhle gestürzt wird?«

»Das könnt' Euch wohl keiner besser sagen, Herr, als mein Verlobter. Denn er ist des Bürgermeisters geschworener Feind und will dem Evangelium zum Siege verhelfen in Hildesheim.«

»Ach! Herr Christof von Hagen!« rief der Kanzler.

Lucke schaute ihn verblüfft an. »Woher wißt Ihr seinen Namen?«

»Wir hatten viel Ursach' in der letzten Zeit, uns um Hildesheim zu kümmern in der sächsischen Kanzlei,« erwiderte Doktor Brück. »Wahrlich, daß dieser Mann hier in Wittenberg ist, das deucht mich eine Fügung

Gottes zu sein, und ich will sogleich zu ihm, damit ich ihm vor seiner Abreise noch mancherlei sage. Es mag ihm bei seinem Vorhaben wohl von Nutzen sein. So möcht' ich Euch geleiten, werte Jungfrau.«

»Ich komme auch mit,« sagte Herr Lukas Cranach und sprang mit großer Lebendigkeit von seinem Sessel empor. »Ich stehe mit Frau Käthe in einem Schweinehandel, denn mir ist in voriger Woche ein fettes Schwein in der Nacht gestorben, und ich brauche ein anderes. Sie zieht die Tiere in großer Zahl auf ihrem Gütlein Züllsdorf und hat eine sehr glückliche Hand dabei.«

Er stülpte sich die Mütze von Otterfell aufs Haupt, legte den Pelzmantel um und ergriff seinen Rohrstock mit einem silbernen Griff, ein Geschenk des Kurfürsten, ohne das er nie auszugehen pflegte. Dann verließen die drei das Haus und schlugen den Weg nach dem Grauen Kloster, dem Wohnhause Luthers, ein.

Dort hatte inzwischen Christof von Hagen eine bedeutungsvolle Stunde erlebt. Er hatte, indem er einem plötzlichen, übermächtigen Drange folgte, den Reformator gebeten, ihm beichten zu dürfen. Er hatte ihm dann alles erzählt und nichts verschwiegen von dem, was er in den letzten Monaten erlebt und erlitten, getan und tun gewollt. Luther hatte dabei manchmal sein Haupt geschüttelt, und als nun die Beichte zu Ende war, sagte er: »Ihr seid ein wunderlicher Christ und seltsamer Heiliger, und zumeist sehen die Leute, die

das Evangelium im Lande hin und her verkünden, anders aus. Die Worte ›leiden und dulden‹ stehen nicht in Eurem Katechismus, um so mehr die Worte ›Schwert und Gewalt‹.«

Hagen blickte finster vor sich nieder. »So dünkt es Euch unrecht, Herr Doktor, daß ich meine Braut mit List und Überfall befreit habe aus der Hand meines Feindes?«

»Ach, deshalb tadle ich Euch am wenigsten!« erwiderte Luther. »Der Bürgermeister Wildefüer hat an dem Mädchen gehandelt wie ein rechter Tyrann, denn er hat sie eingesperrt gehalten, als wäre sie eine Übeltäterin. Wie kann er sich da wundern, daß ihre Freunde sie mit Gewalt und List ihm aus den Klauen reißen? Wer Wind säet, wird Sturm ernten. Aber das tadle ich, daß Ihr Euch mit einem Landschaden zusammentut, wie jener Klaus Barner einer ist, und daß Ihr gar ausreitet mit ihm zu einer Gewalttat. Wäret Ihr dabei umgekommen, so wäret Ihr nicht gefallen in Gottes Dienst, sondern in des Teufels Dienst.«

»Es war eine ehrliche Fehde, Herr. Der Barner ist des Herzogs erklärter Feind und hat ihm abgesagt.«

»Ach was!« rief Luther unwillig. »Damit entschuldigt Euch nicht vor Euch selber, lieber Herr. Was ging's Euch an, was diese beiden Wölfe miteinander hatten? Mag dieses Teufelsgesindel sich untereinander zerschlagen und zerfleischen! Wer ein Kind Gottes sein will, der soll die Finger von ihren Händeln lassen. Und uns, die wir

Christi Namen verkündigen, ziemt es nicht, teilzuhaben an solchen Dingen.«

»Ich wollte das Beste,« murmelte Hagen, die Augen senkend vor den Blicken Luthers, die ernst und vorwurfsvoll auf ihm lagen. »Ich meinte, würde Heinz von Wolfenbüttel gefangen, so hätte das Evangelium in ganz Niedersachsen freien Lauf.«

»Wurde er aber auf der Landstraße erschlagen, so traf seine Feinde des Reiches Acht und mußte sie treffen, Euch mit. Was wurde dann mit Eurem Vorhaben in Hildesheim, Ihr Hans Ungestüm? Nichts! Ihr kamt wohl gar nicht wieder in die Stadt hinein.«

»Ihr habt recht, Herr Doktor,« erwiderte Hagen niedergeschlagen. »Der Handel hat mich schon längst gereut. Ich erschrak, als ich merkte, daß Klaus Barner dem Herzog nicht nur an die Freiheit, sondern ans Leben wollte. Doch konnte ich da nicht mehr zurück.«

»Das laßt Euch für die Zukunft zur Lehre dienen,« erwiderte Luther. »Das Verbündnis mit Leuten solcher Art muß man von vornherein meiden, denn wer der Bösen Freund wird, der wird gar bald ihr Knecht. Dann mißbrauchen sie ihn zu Bübereien, vor denen er im Herzen erschrickt.«

Er ging einige Male langsam in dem Gemach auf und nieder und blieb dann wieder vor Hagen stehen. »Da Ihr mich zu Eurem Beichtiger gemacht habt und ich also im Namen des lebendigen und heiligen Gottes zu Euch rede,« fuhr er fort, »so muß ich noch eines von

Euch fordern.« Er wies auf eine kleine braune Ledertasche, die vor ihm auf dem Tische lag. »Diese Briefe legt Ihr zurück in die Hand dessen, dem sie gehören, ohne daß ein fremdes Auge auf sie fällt.«

»Herr!« fuhr Hagen auf. »Das fordert nicht. Ich gab sie Euch gestern abend, daß Ihr sie lesen solltet. Habt Ihr sie gelesen?«

»Ich habe es getan in der Nacht, da ich nicht schlafen konnte. Nun aber, da Ihr mir gebeichtet habt, wie Ihr dazu gekommen seid, möcht' ich wohl, ich hätte sie nicht gelesen.«

»Warum, Herr Doktor?«

»Weil sie nicht Euch und nicht mir gehören. Ihr habt dem Bürgermeister Wildefüer das Geld und die Kleindiensten weggenommen, die Eurer Braut Besitz und Erbe sind. Darob will ich Euch nicht schelten. Aber auf diese Briefe habt Ihr kein Recht, so wenig wie auf jenes Mannes Geld und Gut. Sie sind sein Eigentum, und wer sich an seines Nächsten Eigentum vergreift, der versündigt sich wider Gottes Gebot.«

»Aber Herr Doktor, hat nicht auch der Landgraf von Hessen den Geheimschreiber des Wolfenbüttlers niederwerfen und seiner Briefe berauben lassen? Steht man in Krieg und Fehde mit jemandem, so sind solche Dinge wohl erlaubt. Ich habe die Briefe durch einen Zufall in die Hände bekommen. Als ich sie nahm, wußte ich nicht —«

»Zum ersten,« unterbrach ihn Luther, »richtet Euch nicht nach dem, was der Landgraf tut oder getan hat, sondern nach dem, was Gottes Wort uns gebietet. Stunde der Landgraf vor mir, wie Ihr vor mir steht, und fragte mich: ›Habe ich recht getan?‹ so antwortete ich ihm: ›Unrecht habt Ihr getan, Herr, und Gott wird's Euch nicht ungestraft lassen.‹ Auch in seinem vermaledeiten Eehandel hätt' ich ihm das gesagt, hätt' er mich nicht mit falschen Angaben belogen. Richtet Euch um Gottes willen nicht nach dem, was die Fürsten und Herren tun! Es werden wenige unter ihnen selig werden, das glaubt mir. Zum andern aber – Ihr bedürft dieser Briefe ja gar nicht mehr. Ist es wahr, daß Euch das Volk von Hildesheim anhängt und täglich mehr zufällt und nach Gottes Wort verlangt, dann überwindet Ihr Euren Feind ja ohnehin. Haltet doch Eure Waffen rein. Deutsche Art ist es, mit blankem Schwerte fechten. Warum wollt Ihr Eure Klinge in Gift eintauchen?«

Hagen hatte sich, während Luther redete, halb von ihm abgewendet und stand in einem schweren Kampfe. Er hatte die Ledertasche mit den Briefen ergriffen und preßte sie zwischen seinen Fäusten, als wolle er sie zerreißen. Seine Brust flog auf und nieder, und sein Atem ging hörbar, aber über seine Lippen kam kein Wort.

Luther betrachtete ihn eine Weile schweigend und fuhr dann in ernstem, aber gütigem Tone fort: »Herr Christof von Hagen, in Eurer Seele kämpft jetzt Gott

mit dem Teufel. Und ich bitte Euch an Christi Statt, laßt dem Versucher keine Gewalt über Euch. Ja, Dich bitte ich, lieber Vater im Himmel, laß diesen Menschen den Sieg gewinnen über sich selber, daß er tue, was recht ist vor Dir! Du hast ihn zu Deinem Rüstzeug erwählt. So behüte ihn denn vor des Teufels List und Gewalt, auf daß er nicht abweiche von Deinen Geboten und Dir diene in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die Dir gefällig sind. Um Deines lieben Sohnes Jesu Christi willen, erhöere mein Gebet, Herr, der Du die Herzen der Menschen lenkst wie Wasserbäche!«

Er hatte die Hände gefaltet und das Angesicht zum Himmel emporgerichtet, und seine Stimme hatte einen so starken, vollen Klang und tönte so zwingend und gewaltig, daß Hagen im Innersten erschüttert wurde, und daß sein Trotz und Widerstand zerbrachen. Er wandte ihm sein bleiches, düsteres Antlitz zu, und seine Stimme zitterte merklich, als er sagte: »Haltet ein, Herr! Ich merke wohl, daß Gott durch Euch zu mir redet. Ich hätte mit diesen Briefen den Rat von Hildesheim von dem Bürgermeister abwendig gemacht, denn sie bezeugen, daß er gegen der Stadt Recht und Gesetz gefrevelt und sich heimlich mit Fürsten und Herren verbündet hat zu der Stadt Schaden. Aber Euer Wille geschehe! Sie mögen von der Erde vertilgt werden.« Damit ergriff er das Täschchen und machte eine Bewegung nach dem Ofen hin, in dem ein Holzfeuer lustig prasselte.

Luther jedoch hielt seine Hand zurück und rief: »Gott sei Dank und Preis, daß er Euren Willen zum Guten gelenkt und meinen Worten seinen Segen gegeben hat! Aber nicht verbrennen sollt Ihr diese Briefe, sondern sie dem zurückgeben, dem sie gehören. Glaubt mir, lieber Herr Christof, Ihr werdet damit feurige Kohlen sammeln auf Eures Feindes Haupt. Wer weiß – vielleicht wird er Euer Freund, wenn er sieht, daß Ihr edelmütig an ihm handelt.«

Hagen wollte eben erwidern, daß ihn eine solche Wirkung auf Wildefüers Gemüt sehr unwahrscheinlich dünke, als mehrmals kurz und laut an der Tür gepocht wurde und der Kanzler Brück hereintrat.

»Ei, werter Herr und Freund, Gott zum Gruße!« rief Luther und streckte ihm die Rechte entgegen. »Was verschafft mir die Freude, Euch so früh am Tage bei mir zu sehen?«

»Ich komme heute nicht Eurethalben, lieber Herr Doktor. Ich möchte mit dem Gaste Eures Hauses reden, den ich ja wohl hier vor mir sehe.« Er überflog Hagens Antlitz und Gestalt mit einem kurzen, scharfen Blick und sagte dann: »Ich bin der Kanzler des Kurfürsten von Sachsen. Und Ihr seid, irre ich nicht, der Mann, der in der Stadt Hildesheim die Sache des Evangeliums verfigt wider die Tyrannei des Bürgermeisters Wildefüer?«

Hagen war so erstaunt über diese Anrede, daß er es vergaß, sich geziemlich zu verneigen. »Woher kennt mich der Herr?« sagte er endlich.

Der Kanzler lachte. »Ich hörte soeben bei meinem Freunde, dem Bürgermeister Cranach, daß Ihr hier seid, und Euer Name ist mir wohlbekannt. Es sind, wie Ihr ja wohl wißt, zwischen dem Herzog von Wolfenbüttel und den schmalkaldischen Bundesverwandten Irrungen entstanden, die wohl nur noch durch das Schwert können geschlichtet werden. Deshalb halten wir Kundschafter in Hildesheim, um zu erfahren, ob die Stadt wirklich will auf die Seite des Herzogs treten, wie es den Anschein hat. Da haben uns glaubwürdige Leute kundgetan, Ihr hättet einen heimlichen Bund gemacht unter den gemeinen Bürgern und wolltet die Gemeine aufrufen wider den Bürgermeister. Ist es an dem?«

»Es ist an dem,« erwiderte Hagen, und sein Antlitz erglänzte.

»Es wäre uns sehr lieb,« fuhr der Kanzler eifrig fort, »wenn Ihr damit zum Ziele kämet, ehe denn der Streit beginnt. Wir brauchten dann nicht gegen die wohlverwahrte Stadt zu ziehen. Herr, ich will Euch einen Vorschlag machen: In einer Stunde reitet seine Kurfürstliche Gnaden auf die Jagd. Geht eilend mit mir aufs Schloß, daß ich Euch dem Herrn vorstelle. Er wird Euch auf heute abend zum Essen einladen, und dann werden wir über die Sache reden. Ich wette, der Bund

wird Euch auch mit Geld unterstützen, so Ihr dessen bedürftet.«

»Ich stehe zu Euren Diensten, Herr Kanzler,« erwiderte Hagen. »Ich muß das, was Ihr mir bietet, als eine große Gnade Gottes erkennen, die mir ganz unverhofft zuteil wird. Und wenn ich morgen früh reite, so komme ich wohl auch noch zur rechten Zeit hin.«

»Gott gebe Euch einen guten Magen, damit Ihr morgen reiten könnt!« sagte Luther mit einem trocknen Lachen. »Nun, einen sauren Hering oder deren zwei halte ich auf alle Fälle für Euch bereit.«

»Ei ei, Herr Doktor! So solltet Ihr nicht reden!« rief der Kanzler und drohte ihm scherzhaft mit dem Finger.

»Man muß die jungen Leute vor der Saufsucht warnen, wenn sie zu Hofe gehen,« erwiderte Luther. »Sie herrscht an allen Höfen in unsrem lieben Deutschland, sonderlich aber an dem unseren!« Dann ergriff er Hagens Hand und führte ihn ein paar Schritte abseits, und indem er ihm ernst in die Augen blickte, sagte er leise: »Von den Briefen erfährt auch der Kurfürst nichts! Nicht wahr?«

»Nein, Herr Doktor,« entgegnete Hagen fest. »Was ich Euch gelobt habe, das halte ich auch.«

Hans Wildefür stand am Fenster seiner Bürgermeisterstube im Rathaus und blickte auf den Markt hinunter. Es wurde ihm schwer, die Leute, die da vorübergingen, zu erkennen, denn obwohl es kurz vor Mittag

war, lag eine unheimliche Dunkelheit über dem Platze. Im Süden, die Sonne vollständig verhüllend, hatte sich eine riesige Wolkenwand aufgetürmt; es konnte nur noch wenige Minuten dauern, bis der Schneesturm losbrach. Schon piffen und heulten einzelne Windstöße, die ihn ankündigten, um das alte Gemäuer, und ein eisigkalter Hauch drang durch die Ritzen der Fenster in das Gemach.

Den Bürgermeister fröstelte, und er schlug den Pelzkragen seines Mantels hoch empor. Er rüstete sich gerade zum Heimgehen, denn sein Werk hier war vollbracht. Wohl drei Stunden lang hatte er mit dem Kämmerer und dem alten Ratsherrn Burchard Meier die Stadtrechnung durchgesehen, die morgen dem neugewählten Rate vorgelegt werden sollte. Alles hatte gestimmt auf Heller und Pfennig, und wegen der zwölftausend Gulden, die in diesem Jahre mehr verausgabt waren als im vorigen, durfte ihn und seine Ratsgesellen niemand schelten. Sie hatten es der Bürgerschaft, zumal den kleinen Leuten, ermöglicht, das schwere Jahr zu überstehen, ohne daß das Gespenst der Hungersnot an ihre Türen klopfte. Nicht schelten würde man ihn darum, sondern loben und preisen. Das hatte schon seine Neuwahl zum Bürgermeister gezeigt, die mit einer großen Mehrheit erfolgt war.

Ja, noch standen die meisten auf seiner Seite, in deren Hand die Ratskürung und die Wahl der Vierundzwanzig lag. Aber so wie früher richteten sich die Herren nicht mehr nach seinem Willen, das hatte er bei dieser Wahl mit Zorn und Kummer erfahren müssen. Denn zu seinem Amtsgenossen hatten sie ihm einen Mann gewählt, den er nicht mochte: Harmen Sprenger. Der war ihm ja gerade in den letzten Monaten wieder mit großer Freundlichkeit begegnet und hatte im Rate stets nach seinem Wunsch und Willen gestimmt. Aber er wußte wohl, daß Sprenger sein geheimer Feind war, und vor allem traute er ihm nicht in dem, was ihm am meisten am Herzen lag. Wie der neugewählte Bürgermeister in Sachen der Religion sich verhalten werde, das war in der Tat schwer vorauszusagen. Er war verwandt mit dem Dompropst und hielt gute Freundschaft mit ihm. Aber er hatte große Angst im Herzen vor der Macht des Schmalkaldischen Bundes und noch viel größere Angst vor dem Unwillen der gemeinen Bürgerschaft. Er mochte wohl nicht, wie einige raunten, der neuen Lehre heimlich zugeneigt sein, aber ein Verlaß war nicht auf ihn. Hinhalten und nachgeben, das war sein drittes Wort, und so sah denn Hans Wildfür die schwersten Reibereien, Mißhelligkeiten und Kämpfe mit dem voraus, der mit ihm die Geschicke der Stadt in dem kommenden, so bedeutungsvollen Jahre in den Händen halten sollte.

Denn er war entschlossen, in keinem Punkte nachzugeben und keinen Schritt zurückzuweichen. Nein, keinen Schritt! Er hatte Anno zweiunddreißig schon einen Volksaufuhr niedergeschlagen – warum sollte ihm das jetzt nicht wiederum gelingen? Damals hatte die Gemeinde in Wehr und Waffen auf dem Markt gestanden und hatte den Rat im Rathause belagert, und die Mehrzahl der damaligen Ratsherren hatte gemeint, nun sei der Sieg der neuen Lehre nicht mehr aufzuhalten und auch mit ihrer Herrschaft sei es Matthäi am letzten. Aber sein eiserner Wille hatte jede Verhandlung mit den Empörern abgelehnt, und da war dem Führer des Volkes der Mut entsunken. Er hatte sich heimlich davongemacht, und über die führerlose Menge war ein wilder Schrecken gekommen. Sie war auseinanderge laufen und hatte sich unterworfen, und das Ende war ein großes Strafgericht gewesen. Der Rat aber hatte fester im Sattel gesessen als je zuvor. – So sollte, so mußte es auch jetzt werden, wenn er nur unerschütterlich fest blieb. Was damals dem Oheim Henning von Hagen nicht gelungen war, das sollte jetzt dem Neffen Christof von Hagen nicht gelingen, so frech auch seine Freunde und Anhänger in der Stadt sich gebärdeten. Das Blut stieg dem Bürgermeister in die Stirn, wenn er daran dachte, daß die Majorisbäuerschaft den aus der Stadt Verbannten zu ihrem Sprecher erwählt hatte auf dieses Jahr. Auch eine strenge Mahnung des Rates, einen

anderen zu wählen, hatten die Bürger unbeachtet gelassen. Sollten sie Christof von Hagen nicht haben, so wollten sie gar keinen haben, hatten sie dem Rate erwidert und trotzig hinzugefügt, der Platz solle offen bleiben bis zum neunundzwanzigsten April, da wollten sie eine Nachwahl vornehmen. Das war der Tag, an dem Hagen wieder in Hildesheim einreiten durfte. Nun, es gab vielleicht Mittel und Wege, den Patron und Abgott des gemeinen Mannes auf immer aus der Stadt auszuschließen und so durch alle Hoffnungen und Berechnungen seiner Freunde einen dicken Strich zu machen. Wurde Klaus Barner geächtet, so traf ihn dasselbe Schicksal, und dann konnte ihm der Rat die Heimkehr einfach verbieten.

In solche Gedanken verloren, griff der Bürgermeister nach seiner Mütze und wollte das Gemach verlassen, als sich plötzlich die Tür öffnete und sein Schwiegersohn Tilo Brandis hereintrat.

Hans Wildefür erkannte auf der Stelle, daß seinem Eidam etwas Absonderliches zugestoßen war. Seine Bewegungen waren hastiger als gewöhnlich, und sein Gesicht, das sonst von Ruhe, Würde und Behaglichkeit erglänzte, zeigte den Ausdruck der Unruhe und Aufregtheit.

»Was ist dir denn, Tilo?« rief ihm Wildefür entgegen. »Ist daheim etwas Übles geschehen? Frau oder Kinder krank geworden?«

Brandis nahm den Hut vom Kopfe, stampfte mit den Füßen auf, um den Schnee von seinen Stiefeln zu schütteln, und ließ sich dann auf einen Stuhl niederfallen. »Erlaubt, Vater, daß ich mich setze!« sagte er mit einem tiefen Atemzuge.

Der Bürgermeister betrachtete ihn verwundert und erschrocken. So hatte er ihn noch nie gesehen. Es konnte nichts Kleines sein, was ihn so aus der Fassung gebracht hatte.

»Ist etwas mit Gesche?« fragte er zögernd.

Brandis schüttelte den Kopf. »Ich komme nicht von daheim, Vater. Ich war in der Neustadt wohl an die drei Stunden.«

»In der Neustadt?« wiederholte Wildefüer erstaunt. »Was hattest du denn dort zu tun? Stehst du im Pferdehandel mit Kurt Brabänder, und hat er dich betrogen?«

»Nein, Vater,« erwiderte der Ratsherr. »Ich handle nicht mehr mit Kurt Brabänder. Ich war von einer Frau in die Neustadt bestellt.«

Er atmete wieder so tief, daß es wie ein Seufzer klang, und es stieg in Wildefüers Seele ein Verdacht auf, der ihm Brandis gegenüber bis jetzt vollkommen ferngelegen. Aber das wunderliche Gebaren seines Eidams brachte ihn darauf, und er, der welt- und menschenkundige Mann, mußte sich sagen, daß sein Schwiegersohn auch nicht besser sein mochte als anderer Leute Söhne und Schwiegersöhne, und daß er vielleicht dasselbe getan hatte, was so viele andere schon

getan hatten. Wahrscheinlich hatte ihn eines Weibes freundliches Entgegenkommen vom Pfade der Tugend hinweggelockt, er hatte Übles dabei erfahren und kam nun, es ihm zu beichten, ehe er's von anderen erführe. Etwas Unerhörtes war das nun freilich nicht, es kam vielmehr fast jedes Jahr vor in den Kreisen der reichen und vornehmen Stadtfamilien. Von den Höfen der Fürsten her, der weltlichen und leider auch der geistlichen, hatte sich die leichtfertige Auffassung der ehelichen Treue überallhin verbreitet. Manchmal führten die üblen Vorkommnisse, die daraus entstanden, zu bösen Dingen, zu Gewalttat und Totschlag. Meist aber drückten die betrogenen Ehemänner ein Auge oder auch beide Augen zu und wußten wohl, warum sie es taten, und dann kam es nur zu Spott und häßlicher Nachrede, und nach einiger Zeit wuchs Gras darüber. Da nun sein Eidam heil und unversehrt vor ihm saß und offenbar aus keinem Raufhandel kam, so meinte der Bürgermeister, auch in diesem Falle werde wohl die Sache so verlaufen. Trotzdem überkam ihn ein schwerer Ärger, denn er hatte seinem Schwiegersohn wohl zugetraut, daß er zehn Bratwürste auf einmal essen und dazu zehn Krüge Einbecker Bier auf einmal trinken könne und sich deshalb in der Stadt werde bereden lassen, nimmermehr aber, daß er einem verliebten Weibe wie ein verliebter Gimpel auf die Leimrute gehen werde. Ihm selber waren solche Dinge zeit seines Lebens ein

Greuel gewesen, und seine Tochter, die nun mit in der Leute Mäuler kam, tat ihm herzlich leid.

So warf er denn die Pelzmütze, die er in der Hand hielt, mit einer heftigen Gebärde auf den Tisch, und seine Stimme klang sehr scharf, als er nun fragte: »Wer ist das Weib?«

»Ihr kennt sie gar wohl, Vater, und ich weiß, daß Ihr sie nicht schätzt,« erwiderte Brandis. »Es ist Frau Hedwig Plate, des Bürgermeisters Plates Ehefrau.«

»Was?« rief Wildefüer und fuhr zurück. Dann brach er in ein rauhes Gelächter aus. »Die Platensche? Der Apostel im Unterrock? Die Verkünderin des reinen Evangeliums? Die Schülerin des heiligen Martinus von Wittenberg? Die bestellt sich Ehemänner in ihr Haus? Und du läufst dieser verrückten Ziege auch wirklich in ihren Stall? Du? Ist denn die ganze Welt zum Narrenhaus geworden?«

Tilo Brandis hatte sich, während sein Schwiegervater sprach, auf seinem Sitze aufgerichtet und blickte ihn noch verwunderter an, als der Bürgermeister ihn vorher angeblickt hatte. Dann ging ihm ein großes Licht auf, und er zog seinen Mund so in die Breite, daß Wildefüer plötzlich abbrach und barschen Tones sagte: »Was lachst du? Was ist da für dich zu lachen?«

»Es muß mir wohl zu lachen vergönnt sein, Vater, wenn ich sehe, daß Ihr auf einem solchen Holzweg fahrt.«

»Holzweg? Wieso? Du sagst, ein Weib habe dich in die Neustadt bestellt —«

»Das hat sie auch,« nickte Brandis.

»Und dann kommst du erregt und ganz verstört und sagst, du wärest wohl an die drei Stunden bei ihr gewesen.«

»Da habt Ihr Euch verhört, Vater. Drei Stunden bin ich in der Neustadt gewesen, aber nicht bei ihr. Zum wenigsten nicht allein mit ihr. Die meiste Zeit war noch ein anderer dabei.«

»Was soll das heißen? Was ist eigentlich geschehen? Ich verstehe dich nicht!« rief Wildefürer unwirsch. »Wer war dabei? Etwa Eberhard Plate, ihr Ehemann?«

»Nein, Vater, ein ganz anderer: Christof von Hagen.«

Dem Bürgermeister stockte einen Augenblick der Herzschlag. Jetzt also kam's, was er lange erwartet hatte. Jetzt begann der Angriff seines Feindes; er schien ja geschickt genug eingefädelt. Und er, Hans Wildefürer, mußte tun, was er sein Lebtag verabscheut hatte, er mußte lügen, mußte mit einer Lüge den feindlichen Pfeil von sich abwehren.

Zunächst erwiderte er gar nichts. Dann sagte er mit einer Stimme, die gleichgültig klingen sollte, aber hohl und blechern klang: »So, die Neustädter beherbergen ihn also wieder. Ein sauberes Konsortium, das nicht hält, was es verspricht!«

»Nein, sie beherbergen ihn nicht. Er reitet nur zuweilen in die Neustadt ein. Das können sie ihm nicht weigern.«

Wildefür blickte seinen Eidam finster an. »Und du? Wie kommst du zu ihm? Wie kommt er zu dir? Stehst du ihm nahe?«

»Wir alle standen ihm ja einstmals nahe, auch Ihr, Vater. Jetzt habt Ihr ihm eine Unterredung abgeschlagen, die er von Euch erbeten hatte vor etlichen Tagen.«

»Ja, die habe ich ihm abgeschlagen,« sagte der Bürgermeister, und mit schneidender Schärfe fügte er hinzu: »Mit einem, der seinen Glauben verleugnet, mit einem, der in der gemeinen Bürgerschaft hetzt und wühlt, mit einem, der mir Feindschaft angesagt hat auf Leben und Tod – mit solch einem Menschen unterrede ich mich nicht.«

In den Zügen des Rats Herrn war deutlich zu lesen, daß er die schroffe Haltung seines Schwiegervaters nicht billigte, aber er erwiderte kurz: »Das ist Eure Sache, Vater. Hagen aber hat mich rufen lassen an Eurer Statt, da er durch einen ganz sicheren Mann etwas in Eure Hände zurücklegen wollte, was Euch, wie er sagte, zugehört. Hier ist es.«

Er nahm aus der Tasche seines Mantels ein kleines, vielfach versiegeltes Paket und reichte es dem Bürgermeister hin. Wildefür nahm es erstaunt in Empfang; er erwartete, es werde wohl ein Absagebrief oder eine

Anklage und Schmähchrift wider ihn enthalten, worüber er sich nicht sonderlich aufgeregt hätte. Aber als er die Siegel gelöst und den Inhalt erkannt hatte, ward er abwechselnd blaß und rot, und eine solche Erregtheit überkam ihn, daß seine Knie zitterten, und daß er auf den nächsten Stuhl niedersank. In der kleinen braunen Ledertasche, die ihm entwendet war, lagen alle Briefe des Wolfenbüttler Herzogs an ihn. Mit fliegender Hast zählte er sie durch; es fehlte nicht einer. Zu unterst aber lag ein Zettel, auf dem stand geschrieben: »Es hat diese Briefe niemand gesehen als Doktor Luther und ich. Auf Doktor Luthers Rat und nach seinem Willen gebe ich sie Euch zurück und werde Euch vor den Leuten niemals daran mahnen. Christof von Hagen.«

Wildefüer starrte auf das Blatt nieder, als begriffe er nicht, was er las. Er verstand es in der Tat nicht. Daß einer gegen seinen Feind so handelte, war etwas ganz Ungewöhnliches, ja, es war etwas Unerhörtes. Auf nichts war er weniger gefaßt gewesen, hatte gar nicht daran gedacht, daß so etwas geschehen könne. Wie kam der Ketzer von Wittenberg dazu, seinem Jünger derartiges anzuraten? Und warum gab Hagen das aus der Hand, was doch für ihn eine furchtbare Waffe werden konnte? Er fand auf keine dieser Fragen eine Antwort.

Tilo Brandis betrachtete ihn, während er so dasaß, mit Neugier und Teilnahme, und als ihm das Schweigen gar zu lange erschien, fragte er endlich: »Darf man wissen, Vater, welche Botschaft Hagen Euch gesandt hat?«

»Du weißt es nicht?«

»Kein Sterbenswörtchen. Er sagte, nur Ihr hättet das Recht, zu sehen, was darin wäre.«

Wildefür barg das Päckchen in seiner Tasche und erwiderte: »Hagen hat mir etwas zurückgegeben, was mir geraubt war. Warum er das getan hat, weiß ich nicht, schwerlich aus bloßem Edelmut. Es muß mich fast bedünken, als wolle er sich mir nähern und suche die Versöhnung mit mir.«

Brandts stand schnell von seinem Stuhle auf und setzte sich ebenso schnell wieder. »Das hätt' ich nicht erwartet. Gerade jetzt am wenigsten.«

»Warum gerade jetzt nicht?«

»Weil er seines Sieges sehr sicher war. Ich sagte ihm: ›Vor Ende April kannst du ja nicht in die Stadt kommen.‹ Da sagte er darauf: ›Ist's nicht not, so komme ich nicht eher wieder, als bis meine Zeit abgelaufen ist. Sollt' es aber nötig sein, daß ich komme, so vermag ich das jeden Tag, und kein Mensch kann mich daran hindern, es stünde denn der Kaiser mit einem Heere in der Stadt. Käme ich nach Hildesheim, und wollte einer Hand an mich legen, so schützte mich die gemeine Bürgerschaft mit Gewalt. Was meinst du, Tilo, wie

viele mir schon anhangen? Es sind über achthundert Männer jetzt, und ihrer werden täglich mehr.«

»Großmaul!« warf der Bürgermeister ein.

»Ich acht', Vater, er könnte wohl recht haben. Als ich ihm zur Antwort gab, daran glaube ich nicht, da rief er: ›So nimm mein Wort und meinen Eid!‹ Leichtfertig schwören, Vater, war Christof Hagens Sache nie.«

»Gleichviel,« erwiderte Wildefüer. »Ich habe schon einmal eine Rebellion gedämpft; ich werde sie zum zweiten Male dämpfen.«

»Wenn Ihr Euch nur nicht täuscht, Vater! Seitdem sind acht, neun Jahre herum, und die Welt ist anders geworden. Streckt Euch Christof Hagen die Hand entgegen zur Versöhnung, dann tät' ich sie ergreifen an Eurer Stelle. Wer weiß, was damit vermieden wird!«

Der Bürgermeister blickte ihn starr an. »Meinst du, daß Hagen wieder umkehren wird zu unserer Religion?«

»Nein!«

»Meinst du, daß er seinen Plan aufgeben wird, Hildesheim aus einer christkatholischen Stadt zu einer lutherischen Stadt zu machen?«

»Nein!«

»Wie könnt' ich also seine Hand ergreifen? Wir sind geschieden in Ewigkeit.«

»Wenn Ihr denn seine Hand nicht ergreifen könnt, so nehmt ihm wenigstens, ehe er wiederkommt, den Wind aus seinen Segeln.«

»Wie meinst du das?«

Brandis rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her und sagte dann mit plötzlicher Entschlossenheit: »Ich meine das, was ich Euch schon einmal riet, Vater. Gebt in etwas nach, damit Ihr nicht alles verliert. Ihr seid der beste Mann in der Stadt. Ihr überragt alle Eure Feinde, auch Christof Hagen ist nichts gegen Euch. Aber gegen Heere kann kein einzelner Mann widerstehen, auch der Stärkste nicht. Und Ihr seid ein einzelner Mann, Vater. Auf wen baut Ihr? Auf den Kaiser? Den halten die Türken und Franzosen vom Reiche fern. Auf den Wolfenbüttler? Der ist den Schmalkaldnern an Macht unterlegen. Seine eigne Ritterschaft ist ihm feind, und seine Untertanen hassen ihn, und er ist allenthalben übel berüchtigt. Die Leute sagen, er habe die großen Brände anlegen lassen zu Einbeck und in Sachsen —«

»Genug!« rief Wildefüer gebieterisch. »Was das dumme Volk schwatzt, das solltest du nicht in den Mund nehmen.« Inseheim wunderte er sich über seinen Schwiegersohn. Er hatte Tilo Brandis bis vor wenigen Wochen als einen guten, aber ziemlich unbedeutenden Menschen angesehen, weil er gegen ihn niemals eine eigene Meinung geäußert hatte, überaus gern gut aß und trank und seiner Frau mehr den Willen ließ, als ihr eigener Vater billigen konnte, wenn sie ihn nur in der Behaglichkeit des Lebens nicht störte. Aber schon am Weihnachtsabend hatte er erfahren, daß der Ratsherr

doch seine eigenen Gedanken hatte, und das, was er über den Kaiser und Heinrich von Wolfenbüttel sagte, berührte ihn bitter, denn es lag nur allzuviel Wahrheit darin. Der Gedanke hatte ihn heimlich schon oft gepeinigt: Wie wird sich die braunschweigische Landschaft verhalten, wenn es zum Kriege kommt? Er war der Frage immer wieder aus dem Wege gegangen – jetzt gab der viel jüngere Mann eine Antwort darauf, die ihn geradezu vor den Kopf stieß.

Er sollte sich noch mehr verwundern, denn Tilo Brandis ließ sich durch seine barsche Zurückweisung gar nicht einschüchtern, sondern fuhr ernst und eindringlich zu reden fort: »Ihr meint, Vater, wenn Hagen zum Siege kommt, so geht in Hildesheim alles drunter und drüber, und es kommt zum Umsturz der Gewalten, die jetzt Macht haben? Ihr habt recht mit solcher Meinung, ich habe sie auch. So sorgt denn, daß er nicht zum Siege gelangt! Gebt den Leuten ein paar Kirchen frei und laßt sie dort singen und beten und Predigten hören, wie es ihnen gefällt. Tut Ihr das, so bleibt alles ruhig, und kein Mensch erhebt die Hand wider Euch und den Rat. Ich habe Euch das schon einmal geraten, heute rat' ich's Euch noch einmal.«

»Und ich habe dir darauf erwidert, daß solches aus zwei Gründen für mich nicht möglich ist. Ich kenne das Volk und weiß, daß man seine Begehrlichkeit nicht stillt, sondern nur immer steigert, wenn man seinen

Wünschen nachgibt. Vor allem aber muß ich meiner Seelen Seligkeit bedenken.

An irdischen Dingen, an Ehre und Herrschaft und Macht und Geld liegt mir fast gar nichts mehr, denn was können sie mir nützen? Ich bin einsam, werde auch einsam bleiben, bis ich abscheide, was wohl nicht mehr fern ist. Ich freue mich meiner Kinder, aber sie sind groß und brauchen mich nicht mehr und gehen ihre eigenen Wege. Mein Weib ist tot, alle meine alten Freunde sind dahin. Von denen, die meine Gespielen waren in der Kindheit und meine guten Gesellen in der Jugendzeit, lebt keiner mehr. Wenn ich allein bin, so denke ich fast nur an Tote und unterrede mich in meinen Gedanken mit den Toten. Keinen Augenblick täte es mir leid, wenn ich abscheiden müßte von der Welt, denn sie wird mir mit jedem Tage fremder. Ich habe es auch im Gefühl, daß ich nicht mehr lange hier sein werde, und es redet mir das keiner aus. Wer so dasteht, lieber Tilo, der fragt nur noch nach einem, nämlich nach dem, was er als Gottes Willen erkannt hat. Darum gib dir hinfüro keine Mühe, mich zu bewegen zum Nachgeben gegen die Feinde des Glaubens. Was da auch einer zu mir spricht, ist alles vergeblich geredet. Wenn ich tot bin, mögen sie tun, was sie wollen; solange ich aber lebe, wird in Hildesheim keine Kirche lutherisch.«

Damit nickte er ihm freundlich zu, legte die Hand leicht auf seine Schulter und schritt dann eilig und ohne sich umzusehen, aus dem Gemach. Der Ratsherr saß noch lange auf seinem Stuhle, versunken in schwere und düstere Gedanken, und als er endlich das Rathaus verließ, standen ihm Tränen in den Augen. Ja, hier war alles vergeblich. Wer die Gesetze seines Tuns und Handelns einer anderen Welt entnahm, dem konnte man nicht mit Gründen der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit kommen. So gingen denn die Wogen, die herabrausen mußten, entweder über dieses Mannes Leiche hin, oder es geschah, wie vor acht Jahren, ein Wunder, und sie zerschellten an seiner eisernen Gestalt. Aber dem ruhigen und nüchternen Sinne des Ratsherrn Tilo Brandis erschien es unwahrscheinlich, daß ein Wunder geschehen werde. —

Unterdessen war der Bürgermeister seinem Hause zugeschritten. Der Schneesturm war schon vorüber. Er hatte nur kurz, aber heftig getobt und große Schneemassen herniedergeworfen. Hohe Wehen lagen da und dort auf Markt und Straßen, eine der höchsten vor dem Wildefüerschen Hause. Aber sie war von Rossehufen niedergestampft. Es war deutlich zu sehen, daß hier noch vor wenigen Minuten mehrere starke Gäule gestanden hatten.

»Ist jemand gekommen?« rief er dem alten Valentin zu, der eben das Hoftor schließen wollte.

»Ja, Herr. Unser junger Herr ist wiedergekommen.«

»Mein Sohn Jost?«

»Ja, Herr, und er sieht gut aus. So einen langen Bart hat er.«

Wildefüer lächelte, aber er wurde gleich wieder ernst, als er ins Haus trat. Was hatte Josts Heimkehr zu bedeuten? Es war ihm seltsam ergangen mit diesem Sohne. Als junger Mann war er auf der Hochschule gewesen, um die Rechte zu studieren, war aber bald zurückgekommen und hatte erklärt, daß die Wissenschaften nichts für ihn seien und er ohne sie leben wolle, wie andre Hildesheimer Bürgersöhne auch. Dann hat er die hübsche und reiche Leveke Brandis geheiratet, und es war eine Hochzeit gewesen, von der man noch lange in Hildesheim sprach, so glanzvoll und üppig war sie gefeiert worden. Aber als er zwei oder drei Jahre mit seinem Weibe zusammengelebt hatte, da war die Unrast über ihn gekommen wie ein Fieber, das sich nicht bändigen ließ. Es litt ihn nicht daheim, er wollte fort, wollte doch noch studieren, nachholen, was er versäumt hatte. Er war ein stiller Mensch und fraß seinen Kummer und seine Sehnsucht lange in sich hinein, bis seiner Mutter sein gedrücktes Wesen auffiel und sie ihn durch freundliches Zureden dahin brachte, sich zu offenbaren. Da gab es viele Tränen seines Weibes und vieles Widerreden und Widerraten von allen Seiten, aber es half alles nichts. Sogar die junge Frau Leveke mußte schließlich einsehen, daß gegen diese Krankheit

nichts zu machen sei und ihr Mann nur gesunden werde, wenn man ihm den Willen ließ. So nahm er denn Urlaub und zog in die Fremde, zuerst auf eine hohe Schule in Welschland, dann nach Ingolstadt. Jung genug war er ja auch noch zum Lernen und Studieren, denn er zählte, als er davonritt, noch nicht sechsundzwanzig Lenze. Seitdem aber waren erst anderthalb Jahre verflossen. Was hatte ihn heimgetrieben, mitten im Winter? War ihm sein Studium wieder leid geworden, wie schon früher?

»Wo ist mein Sohn?« fragte Wildefüer die Magd, die den Tisch zum Essen bereitete.

»Unser junger Herr ist oben in der Stube, wo unsre selige Frau gestorben ist.«

Schneller, als es seine Gewohnheit war, stieg der Bürgermeister die Treppe hinauf und öffnete mit raschem Griff die Tür des Zimmers, das außer ihm selbst niemand mehr betreten durfte. Da sah er seinen Sohn auf den Knien liegen, anscheinend in ein Gebet versunken. Er kniete vor einem Bilde Frau Mettes, das vor zwanzig Jahren ein berühmter Nürnberger Maler verfertigt hatte, und das sie darstellte im blühenden Alter von achtundzwanzig Jahren.

Bei diesem Anblick waren in Hans Wildefüers Seele alle Fragen und Bedenken, die er gegen seinen Sohn auf dem Herzen hatte, mit einem Male versunken. »Jost!« rief er laut und breitete ihm seine Arme entgegen.

Sein Sohn sprang sofort empor und warf sich an des Vaters Brust. Lange hielten die beiden Männer schweigend einander umschlungen.

Endlich sagte der Bürgermeister trübe: »Ja, es ist anders geworden bei uns, als es war bei deiner Ausfahrt. Du findest sie nicht mehr, nur ihr Grab.«

»Dahin wird mein erster Gang sein in der Heimat,« erwiderte Jost Wildefür.

»Und dein Weib?«

»Sie ist nicht hier, ist seit Wochen in Hannover bei ihrer Muhme. Wißt Ihr das nicht?«

»Nein, sie hat nicht viel nach mir gefragt; seitdem du fort warst, war sie auch zumeist bei ihren Gefreunden in Hannover.«

»Ich reite morgen hinüber, wenn der Schneefall nicht ärger wird. Heute, Vater, bleibe ich bei Euch.«

»Und was führt dich heim, Jost, mitten im Winter? Bist du des Studiums überdrüssig? Kannst du es nicht mehr in der Fremde aushalten?«

»Nein, Vater. Mich führt ein absonderlicher Auftrag hierher. Der Kanzler des Bayernherzogs hatte in Erfahrung gebracht, daß ich unter den Scholaren in Ingolstadt sei. Da ließ er mich heimlich zu sich rufen und bat mich, zu Euch zu reiten und Euch eine geheime Botschaft von ihm auszurichten.«

»Junge!« rief Wildefür mit blitzenden Augen, »das ist für mich eine große und willkommene Nachricht. Wo hast du den Brief? Gib ihn her!«

»Der Kanzler hat mir nichts Schriftliches gegeben, sagte, die Wege seien so unsicher im Reiche, absonderlich in unsern Landen, daß leicht ein Schreiben in unrechte Hände fallen könnte. Und was ich erlebt habe, das hat ihm recht gegeben. Vor Goslar ward ich angefallen von Rettern des Wolfenbüttler Herzogs. Die durchsuchten mich aufs genaueste, aber als sie nichts fanden und hörten, wer ich wäre, da ließ mich der Ritter ziehen, der sie befehligte. Aber die Goslaer Kaufleute, mit denen ich ritt, haben sie abgeführt.«

Des Bürgermeisters Gesicht wurde während der Worte seines Sohnes immer finsterer, und seine Augen sprühten. »Der tolle, rasende, wahnsinnige Mensch wird uns noch alle ins Unglück bringen!« rief er. »Er hört nicht auf, Gewalttat zu üben, und wird am Ende den Kaiser so wider sich aufbringen, daß ihn dieser muß fallen lassen!«

»Das eben ist es, Vater, was der bayrische Kanzler befürchtet. Er läßt Euch bitten, den Herzog zu ermahnen, daß er endlich Goslar in Ruhe läßt. Der Bayernherzog ist geneigt, ihm zu helfen wider die Schmalkaldner. Aber Ihr sollt ihm sagen, daß solches nur möglich sei, wenn er von aller Gewalttat auf der Straße abstehe. Der Wittenberger hat ein Buch ausgehen lassen gegen Heinz von Wolfenbüttel, den er Hans Worst nennt. Das ist dem Bayernherzog arg in die Nase gefahren. Der Wittenberger sei zwar ein Ketzer, hat er gesagt, aber was er gegen den Wolfenbüttler vorbringe, das

sei wahr und schände ihn bei jedermann, und wenn er nun gar fortfahre, trotz aller kaiserlichen Abmahnungen, Glieder des Reiches zu bedrängen, so könne ihm der Bayernherzog nicht helfen um seiner fürstlichen Ehre willen und werde keinen Finger für ihn regen.«

»Zum Teufel!« rief der Bürgermeister. »Bedenkt Bayern denn nicht, was auf dem Spiele steht für unsre Religion? Ich, das weiß Gott, regte auch für den Herzog keinen Finger mehr, wenn ich nicht wüßte, daß sein Sturz den Sieg der Lutherei in ganz Niedersachsen bedeutet!«

Jost Wildefür zuckte die Achseln. »Herzog Stephan sieht nicht so weit wie Ihr, Vater. Sein Kanzler läßt Euch sagen, Ihr müßtet dem Herzog kund und zu wissen tun, daß jede weitere Gewalttat gegen Goslar ihn Bayerns Hilfe koste. Das sei seines Herrn Wille und Meinung bei seinem Eid.«

Der Bürgermeister stand in hoher Erregung mit geballten Fäusten und Verwünschungen murmelnd. Dann sagte er: »Ich werde zu ihm reiten und bringe ihn vielleicht zur Vernunft. Ach, wenn du wüßtest, mein Sohn, was ich mit diesem wilden Wolf schon durchgemacht habe, und was ich auf mich genommen habe um seinetwillen, du würdest es kaum glauben. Der Krieg mit den Schmalkaldnern wäre auch zu vermeiden gewesen ohne seine Halsstarrigkeit und Wildheit.«

»Es wird ein schwerer Handel werden, Vater, nicht?«

»Sicherlich!«

»Und hofft Ihr, daß der Herzog ihm widerstehen kann?«

»Das hoffe ich. Sie haben zwar viel Kriegsvolk, aber zwei Häupter, die einander nicht grün sind, und von denen jedes etwas anderes will. Ob wir ihnen im Felde widerstehen können, weiß ich noch nicht. Aber wenn sie vor Wolfenbüttel oder Hildesheim rücken, so werden ihre Fähnlein und Rotten gar bald wieder auseinanderlaufen!«

»Vor Hildesheim? Könnte das werden?«

»Ich denke, ich werde die Stadt beim Bunde mit dem Herzog halten können. Dann kann es wohl dahin kommen, daß sie belagert wird.«

»Und wann meint Ihr, Vater, wird dieser Krieg anheben?«

»Vor Anfang des Sommers schwerlich. Dann aber gewißlich.«

»So werde ich gegen Ostern hier sein und Euch zur Seite stehen. Wenn solches meiner Stadt droht, so werfe ich die Bücher in die Ecke und habe in der Fremde nichts mehr zu suchen.«

Der Bürgermeister nickte und schaute seinem Sohn freundlich ins Gesicht. Sein Herz erwärmte sich immer mehr für ihn, denn er schien ihm gegen früher ganz verwandelt. Das fahrige, unstete Wesen, das einst an ihm wahrzunehmen war, und das er immer beklagt

hatte, schien verschwunden und einer kraftvollen Sicherheit gewichen zu sein.

»Du hältst fest an dem Glauben unsrer alten heiligen Kirche, Jost?« fragte er plötzlich ganz unvermittelt.

»Ja, Vater, ganz und gar!« erwiderte der junge Mann.
»Mich soll keiner abtrünnig machen.«

Da ergriff Hans Wildefür seines Sohnes beide Hände und rief laut: »So danke ich Gott, denn ein großer Wunsch meines Lebens ist mir erfüllt. Meine Kinder werden in meinen Wegen wandeln. Sei mir begrüßt und willkommen daheim! Laut kann ich nicht mehr jubeln und mich freuen um deretwillen« – er wies auf das Bild an der Wand – »aber der heutige Tag soll mir ein Feiertag sein.«

Frau Gesche Brandis saß an einem offenen Fenster ihres Hauses und blickte auf den Markt hinunter. Es war ein heller, heiterer Sommertag; die alte Linde vor dem Rathause prangte in lichtem Grün, und das Geschlecht der Spatzen, das in ihren Zweigen nistete, lärmte, schrie und zankte sich, wie sich das für die trotzig, wohlgenährten Hildesheimer Stadtsperlinge so gehörte und unter ihnen von alters her üblich war. Die ebenso trotzig und wohlgenährten kleinen Stadtjunker, die um den Rathausbrunnen spielten, machten ihnen das getreulich nach. Sie lärmten, schrien und zankten sich noch lauter als die gefiederten Bewohner

der Ratslinde. Einige kletterten auf den Brunnen hinauf und spritzten aus seinem Becken Wasser auf die Köpfe der anderen, die sie dafür in die Waden zwickten und an den Beinen herabzuziehen versuchten.

Die stattliche Frau da droben hätte sonst an diesem Bilde ihre Freude gehabt, denn ihre eigenen Buben waren mitten darunter, und die Palme der Wildheit und Keckheit gebührte ihnen ohne Zweifel. Aber sie achtete nicht darauf, sah und hörte gar nichts, was da unten vorging. Das Herz war ihr über die Maßen schwer, und eine Angst lag auf ihrer Seele, deren sie trotz aller Anstrengung nicht Herr zu werden vermochte. Von Zeit zu Zeit faltete sie die Hände und begann zu beten, aber sie fand die Worte nicht, ihre Gedanken verwirrten sich. Ihre Aufregung war so groß, daß es ihr unmöglich war, Herz und Sinne zu Gott zu erheben. Sie lauschte immer wieder nach dem Rathaus hinüber, ob wohl ein Ton oder ein Geräusch von dort an ihr Ohr dränge. Aber der große graue Bau lag stumm und friedlich da, überstrahlt von dem Glanze der Nachmittagssonne, und niemand sah ihm an, daß in ihm ein Kampf ausgefochten wurde, der entscheidend werden mußte für die Stadt auf viele Jahre hinaus. Keine der gewöhnlichen Ratssitzungen wurde abgehalten, in denen es sich handelte um Ausgaben und Einnahmen oder um unbedeutende Fehden mit Wegelagerern und Helden der Landstraße. Heute hatte da drüben der Kampf wieder begonnen, der Hildesheim schon einmal

schwer erschüttert hatte, der Kampf zwischen dem alten und dem neuen Glauben, und ihr Vater hatte ihn entfesselt.

Sie wußte das seit der vergangenen Nacht. Gestern gegen Abend war einer der Ratsboten im Hause erschienen und hatte ihrem Manne einen versiegelten Zettel gebracht. Tilo war, nachdem er gelesen, sehr still und schweigsam geworden, hatte sehr wenig gegessen, was bei ihm eigentlich nur dann vorkam, wenn er vorher des Guten zu viel getan hatte, und war dann zum Vater gegangen. Den hatte er, wie sie nachher erfuhr, nicht daheim getroffen, war, um ihn zu finden, in mehreren Trinkstuben gewesen, aber unverrichtetersache wieder heimgekehrt, als sie eben das Lager aufgesucht hatte. Sie war klug genug gewesen, ihn nach nichts zu fragen; aber tief in der Nacht, als er den Schlaf nicht finden konnte, hatte er ihr das Geheimnis anvertraut. Ihr Vater wolle den Rat bereden, dem Herzog von Wolfenbüttel wider die Schmalkaldner Hilfe zu leisten mit der ganzen Macht der Stadt. Dafür werde er vielleicht eine Mehrheit finden beim Rate. Aber ihr Vater wolle noch mehr. Er habe in Erfahrung gebracht, daß Christof von Hagen viele Bürger vereinigt habe zu einem geheimen Bunde, wie das ja auch jedermann wisse. Solche geheime Bündnisse von Bürgern seien nach altem Stadtrecht streng verboten und unter schwere Strafe gestellt. Darum sollten Christof von Hagen und einige andere auf der Stelle verhaftet und

in die »Lilie« gebracht werden, das turmähnliche Gefängnis an der Südseite des Rathauses. Dann solle jeder einzelne Bürger vor den Rat gefordert und vernommen werden, ob er dem Bunde angehöre und bereit sei, ihm zu entsagen und dem Rat von neuem Treue und Gehorsam zu schwören. Wer sich weigere, solle aus der Stadt verbannt werden. Ob aber dafür der Bürgermeister eine Mehrheit erhalten werde, sei zweifelhaft, denn wenn die gemeinen Bürger sich nicht überumpeln ließen, könne es dadurch zum Bürgerkriege kommen.

»Wissen es viele, daß der Vater solches vorhat?« hatte Frau Gesche ihren Mann gefragt.

»Bis jetzt nur seine Vertrauten. Der Rat und die Vierundzwanzig sollen selber überrascht werden,« war die Antwort Herrn Tilos gewesen, und nach einer Weile hatte er unter schwerem Seufzen hinzugesetzt: »Bei deinem Vater weiß man nie, ob er nicht die Leute zu seinem Willen zwingt. Aber mir schwant, er wird seinen Willen nicht durchsetzen, und es ist mir zweifelhaft, ob ich übermorgen noch Ratsherr bin, und ob er noch Bürgermeister ist. Es steht alles auf einer Karte. Wehe, wenn sie gegen uns schlägt!«

»Es steht alles auf einer Karte« – dieses Wort kam jetzt Frau Gesche wieder in den Sinn, als sie drüben

vor dem Rathause eine Rotte bewaffneter Knechte aufziehen sah. Die waren jedenfalls von ihrem Vater bestellt, damit sie sogleich zur Verhaftung der Rädelsführer abgesandt würden, wenn er die Einwilligung der Versammlung erhalten hatte. Aber würden der Rat und die Vierundzwanzig ihm die Einwilligung erteilen?

Frau Gesches Angst ward so groß, daß sie beinahe in Tränen ausgebrochen wäre. Da war es ihr denn eine große Beruhigung, als sie jemand auf ihr Haus zu kommen sah, mit dem sie sich über ihre schwere Besorgnis aussprechen konnte. Es war ihr jüngerer Bruder Jost, der schnellen Schrittes herankam. Der junge Mann weilte schon seit zwei Monden wieder in der Stadt, und er war in dieser Zeit seinem Vater nähergetreten, als jemals in früheren Zeiten. Er war sein Vertrauter geworden, mit dem er fast alles besprach, und den er zu wichtigen Dingen verwendete. Das hatte ihn auch in den Augen seiner älteren Schwester sehr gehoben, während er ihr früher als ein windiger und unsteter Mensch erschienen war, dessen sie mit geringem Stolze gedachte.

»Weißt du etwas?« rief sie ihm entgegen, als er das Gemach betrat.

»Was soll ich denn wissen?« entgegnete er verwundert.

»Nun, wie es drüben im Rathause steht.«

»Das kann niemand wissen, als die im Rathause verhandeln. Wie siehst du denn übrigens aus? Bist du krank?«

»Nein, Jost, ich bin nur in großer Angst und Sorge. Ach, wie wird das ausgehen!«

»Du weißt, worüber heute verhandelt wird?«

Sie nickte. »Wer hat dir's denn gesagt?« fragte er.

»Wer wohl anders als Tilo.«

Jost Wildefüer schüttelte den Kopf. »Ei, das hätt' ich nicht gedacht von meinem Herrn Schwager, daß er seiner Frau solche Dinge erzählt. Wärst du ein Plappermaul und hättest eine liebe Gevatterin in der Nahe, so könnte die Sache zu früh in der Leute Mäuler kommen.«

»Ich bin aber kein Plappermaul und schwatze nicht mit Gevatterinnen über solche Dinge, und deshalb kann mein Mann mir alles erzählen,« erwiderte sie abweisend. Beinahe hätte sie hinzugesetzt: »Bei deinem Weibe wäre das freilich nicht möglich,« aber sie bändigte im letzten Augenblick noch ihre scharfe Zunge.

»Wenn du es denn nun einmal weißt,« sagte er ruhig, »so kannst du auch wissen, daß der Vater im Rate eine Mehrheit hat. Wir saßen gestern bis in die Nacht bei Burchard Meier, und da haben wir das festgestellt.«

»War der Vater wirklich seines Sieges sicher?«

»Das war er. Zum wenigsten schien es so. Du weißt ja, wie er ist: Je näher der Gefahr, um so ruhiger. Nur

trank er ungeheuer viel Rotwein. Es mögen wohl die vier Quart gewesen sein.«

»Um Gottes willen!« rief Frau Gesche.

»Ja, ich hätte ihn fast gebeten, etwas weniger zu trinken. Aber wie kann ich das als sein Sohn?« fuhr Jost Wildefür fort. »Burchard Meier, sein alter Kumpan, der könnt' es ja. Aber der schenkte ihm immer wieder ein und trank selber noch mehr als er.«

»Es fehlt eben unsere Mutter,« sagte Gesche leise. »Solange sie lebte, trank er höchstens bei Festen viel, wie alle Männer tun.«

»Der Wein vertreibt den trüben Mut, und der Vater ist oft in schwermütigen Gedanken,« erwiderte der Bruder. »Ich verstehe sehr wohl, daß er seinen Trost im Kännlein sucht. Aber gestern wurde ich selber bedenklich, ob nicht der schwere Wein dem schweren Manne könne zum Schaden sein. Doch ging er munter und aufgeräumt mit mir nach Hause. Ja, als wir voneinander schieden, erzählte er einen Scherz. Das hat er lange nicht getan. Mir war's, als sei er wieder so, wie er damals war, als wir miteinander zu Base Lisbeths Hochzeit nach Hannover fahren. Das ist nun sieben Jahre her. Weißt du noch?«

Er erhielt keine Antwort auf seine Frage, denn Frau Gesche hatte sich weit aus dem Fenster gereckt und betrachtete offenbar etwas, woraus sie nicht klug werden

konnte, denn sie schüttelte mehrmals den Kopf. Endlich sagte sie: »Komm einmal her, Jost. Was mag denn das zu bedeuten haben?«

Er öffnete das Fenster neben ihr und sah, daß aus dem Tore des Knochenhauer-Amtshauses ein Trupp von Leuten herausgetreten war, die Sturmhauben auf den Köpfen und Spieße in den Händen trugen. Stadtknechte waren das nicht. Es waren Bürger in ihrer Wehr, ausgerüstet, als ob sie die Torwache beziehen wollten. Zuerst waren ihrer nur wenige, aber immer mehr vergrößerte sich der Haufe, bald waren wohl zwanzig Mann beisammen.

Jetzt rief der Fähnleinführer der Stadtknechte vom Rathause zu ihnen hinüber: »Kurt Wittkopp, was wollt ihr hier? Was habt ihr hier zu verrichten?«

Der Bader und Herbergswirt Kurt Wittkopp antwortete mit seiner lauten, breiten Stimme: »Wir sind hierherbestellt!« – »Vom Bürgermeister!« setzte eine quäkende Stimme hinzu, worauf ein brüllendes Gelächter erfolgte.

Der Führer der Stadtknechte schritt nun langsam und würdevoll über den Markt, wahrscheinlich, um dem bewaffneten Bürgerhaufen zu befehlen, auseinander- und heimzugehen. Aber als er in die Mitte des Platzes gekommen war, blieb er unschlüssig stehen. Denn vom Molkenmarke her aus der Seilwinderstraße rückten jetzt auch Bewaffnete auf den Markt. Von und vor der Ratsapotheke her ward Rufen und Geschrei hörbar.

Die beiden Geschwister am Fenster des Brandisschen Hauses blickten einander an, bleich, verstört, keines Wortes mächtig. Endlich flüsterte Gesche: »Was hat das zu bedeuten, Jost? Gott steh' uns bei! Das ist ein Aufruhr.«

Ihr Bruder nickte. »Du hast recht. Ich gehe sogleich hinüber und warne den Vater.«

»Ja, gehe, gehe!« erwiderte sie zitternd. »Gott stehe dem Vater bei und uns allen!«

Der junge Mann flog die Treppe hinab und eilte durch die Diele auf die Straße. Dort aber traf er mit einem Volkshaufen zusammen, der aus der Judengasse herausquoll. An seiner Spitze schritt Christof von Hagen, in Eisen gekleidet vom Kopf bis zu den Füßen, sein Schwert entblößt in der Rechten tragend.

»Sieh da, Jost Wildefüer!« rief er. »Wo willst du hin?«

»Aufs Rathaus, zu meinem Vater.«

»Das trifft sich gut. Dahin wollten wir auch, und wir wollen dich mitnehmen. Ich habe schon nach dir geschickt in dein Haus. Um so besser, daß wir dich hier treffen! Wir brauchen dich bei dem, was wir vorhaben.«

»Ich wüßte nicht, was ich mit dir zu schaffen hätte,« gab Jost trotzig zur Antwort.

»Du wirst es bald genug erfahren,« lachte Hagen. »Georg Leist und Meister Kuntze, nehmt ihn in die Mitte und laßt ihn nicht entweichen! Vorwärts!«

Jost Wildefüers Hand fuhr nach seinem Schwerte, aber des alten Gerbers eiserne Faust faßte ihn am Gelenk, so daß er sich nicht rühren konnte. Georg Leist aber sagte spöttisch: »Laßt Euren Bratspieß stecken, Junkerlein, und geht gutwillig, wohin wir Euch führen. Ihr möchtet sonst erleben, was Euch sehr unlieb wäre. Denn mit Euch und Euresgleichen wird von heute an in Hildesheim wenig Federlesens mehr gemacht.«

Zum handgreiflichen Beweis der Wahrheit dieser Worte gab einer dem Bürgermeistersohn von hinten einen derben Stoß in den Rücken. Da merkte Jost Wildefüer, daß jeder Widerstand vergeblich sei, und folgte, finster vor sich hinstarrend, den Führern der Rebellen aufs Rathaus.

Droben auf der Freitreppe hemmte Christof von Hagen noch einmal seinen Schritt und sah sich um. Der größte Teil des Marktes war bereits mit bewaffneten Männern angefüllt, und von allen Seiten strömten sie noch herzu. Ein stolzes Lächeln flog über sein Antlitz, denn er gedachte des Tages, da er als Angeklagter da droben vor den Herren der Stadt gestanden und als Gerichteter dieses Haus verlassen hatte. Nun war der Tag der Vergeltung da. Erst vorgestern abend war er in die Stadt zurückgekehrt, da er eine Gewalttat Wildefüers gefürchtet hatte. Aber der Bürgermeister hatte seine Heimkehr scheinbar unbeachtet gelassen. Gestern abend nun war einer bei ihm erschienen, der zu Wildefüers Vertrauten gehörte, aber schon lange

den Judas spielte. Der hatte ihm haarklar alles mitgeteilt, was der Bürgermeister plante. War es ein Zufall, daß Wildefürer so unmittelbar nach der Rückkehr seines Feindes zu seinem großen Schlage ausholte? Wahrscheinlich nicht. Er hatte wohl nur darauf gewartet, daß der Führer des Heimlichen Bundes in die Stadt käme, damit er ihn mit ergreifen könne. Oder Heinz von Wolfenbüttel hatte so dringlich um Hilfe geschrieben, daß der Bürgermeister nicht länger hatte warten können.

Nun, dem mochte sein, wie ihm wolle – ihm war diese Ratssitzung höchst gelegen gekommen. Der Herzog war allen, die der neuen Lehre anhängen, aber auch vielen anderen äußerst verhaßt; überall im Lande erzählten sich die Leute seine Schandtaten und Ruchlosigkeiten. Für den sollte die Stadt eintreten, vielleicht gar eine Belagerung um seineswillen auf sich nehmen? Wer dagegen auftrat, der hatte die ganze Gemeinde hinter sich. Diese Lage wollte er benutzen und dabei dem Evangelium zum Siege verhelfen. Stellten sich die Ratsherren, wie bisher immer, auf die Seite ihres Oberhauptes, so flogen sie alle von ihren Stühlen herab. Es wurde alles mit einem Schlage anders in Hildesheim, ihn selbst trug die Woge der Volksgunst hoch empor, vielleicht stand er sehr bald auf dem Platze, wo Wildefürer jetzt stand. Dann kam Bugenhagen nach Hildesheim und richtete hier die neue Ordnung ein, wie er sie schon in so vielen Städten eingerichtet hatte. Und mit

ihm kam aus Wittenberg seine Lucke, die sich geweigert hatte, in der Fremde sein Weib zu werden, die ihm erst angehören wollte, wenn sein Werk in der Heimat vollendet war. Nun, er stand dicht vor der Vollendung seines Werkes, und so sollte denn Hildesheim noch in diesem Monat eine Hochzeit sehen, von der noch die Enkel der jetzt Lebenden erzählen würden.

In solchen Gedanken stieg er, gefolgt von etwa einem Dutzend seiner bewaffneten Anhänger, die Treppe des inneren Rathauses empor. In dem großen Bankettsaale, der sich vor dem Sitzungszimmer des Rates dehnte, kam ihm der Bürgermeister Sprenger entgegen, der nachsehen wollte, was es gäbe. Von den Stadtknechten hatte keiner die Herren droben benachrichtigt, daß ein Sturm wider sie heranziehe, sie hatten sich alle still und eilig beiseitegedrückt. Aber es war doch ein fernes Lärmen und Tosen, ein Rennen und Laufen von der Straße her an ihr Ohr gedrungen, und Sprenger, der sehr neugierig war, hatte sich erboten, zu erkunden, was das zu bedeuten habe.

Seine feisten, rosenroten Wangen wurden blaß, als er die Bewaffneten erblickte, aber er rief in einem Tone, der scherzhaft klingen sollte: »Ei, Christof von Hagen, was tut Ihr hier als gewappneter Mann? Wollt Ihr ein Blutvergießen anrichten unter den Ratsherren von Hildesheim?«

Mit schwerem Ernst erwiderte Hagen: »Es wird von Euch abhängen, Herr Harmen Sprenger, ja, ganz wesentlich von Euch, ob die Sache ohne Blut abgeht oder nicht.«

Der kluge und geschmeidige Sprenger erfaßte sofort die Lage, zumal da vom Markte her ein wunderliches Brausen und Klirren heraufdröhnte. Ohne ein Wort der Erwiderung neigte er sich tief, schritt dann Hagen voran und öffnete ihm eigenhändig mit einer zweiten Verbeugung die Tür zum Ratszimmer und ließ ihm den Vortritt.

So stand Hagen dem Bürgermeister Wildefüer gegenüber, der mitten im Reden war und nun plötzlich abbrach und ihn anstarrte. Es ward mit einem Male kirchenstill in dem weiten Gemache. Von den Ratsherren fuhr keiner empor; alle saßen da, als habe sie eine plötzliche Lähmung überfallen.

Aber Wildefüer ermannte sich rasch, und ehe Hagen noch den Mund auftat, rief er mit lauter Stimme: »Was soll das? Was hast du hier zu tun, Christof Hagen? Wie kannst du dich erfrechen, hier einzudringen bei wähernder Sitzung des Rates? Und was soll diese Verkleidung? Wir treiben keine Fastnachtsscherze hier. Hebe dich weg! Du hast im Rate nichts zu suchen.«

»Spart Euch die Mühe, mich einzuschüchtern, Bürgermeister Wildefüer,« erwiderte Hagen scharf und kalt. »Sie ist durchaus vergeblich. Und ändert Euren Ton gegen mich, Bürgermeister Wildefüer, das rate ich

Euch ernstlich. Christof von Hagen steht vor Euch, nicht Henning von Hagen, das bedenkt. Und ferner bedenkt, daß da unten achthundert Bürger stehen in ihrer blanken Wehr. Das Haus ist umstellt, es kommt keiner hinaus und herein. Es kommt Euch auch keiner zu Hilfe, denn Rotten ziehen durch die Stadt und nehmen Euren Freunden die Waffen weg.« Dann wandte er sich von ihm ab und rief mit lauter Stimme: »Ratsmänner von Hildesheim! Ich stehe hier als erwählter Sprecher der großen Bäuerschaft, die Gemeine will durch meinen Mund zu Euch reden. Wollt Ihr sie hören?«

»Nein!« schrie Wildefürer. »Die Gemeine ist nicht berufen, hat also hier nichts zu reden. Und du bist nicht Sprecher der Gemeine, denn deine Wahl ist null und nichtig. Du hast vor dem Rate nichts zu suchen. Hörst du nicht, Ratsgesellen! Weist ihn ab! Will die Gemeine reden, und wollt ihr das zulassen, so soll sie uns einen senden, der mit Fug und Recht für sie reden darf.«

»Noch einmal, Ratsmänner von Hildesheim! Wollt ihr mich hören?« rief Hagen.

Tiefes Schweigen. Dann sagte Harmen Sprenger vorsichtig: »Hören müßten wir ihn doch wohl, liebe Ratsgesellen.«

Wildefürer fuhr nach ihm herum und warf ihm einen wilden Blick zu, aber Sprenger wich seinen Blicken aus und wandte den Kopf zur Seite. »Ein Narr, wer die Saite zu straff spannt! Sie platzt dann,« murmelte er und ließ

sich, seinem Amtsgenossen den Rücken kehrend, auf seinem Sitze nieder.

Wildefür richtete sich hoch auf und ließ seine Blicke im Kreise umhergehen. Überall sah er gebeugte Häupter, keiner wagte ihm ins Antlitz zu blicken, und von allen Seiten her erklang verlegenes Räuspern und Gemurmel. Ein alter Ratsherr, der in einer Ecke saß, wiederholte Sprengers Wort: »Ein Narr, wer die Saiten zu straff spannt!« Viele nickten Beifall.

»Ihr wollt also die Gemeine hören durch dieses Menschen Mund?« fragte er noch einmal. Aber er erhielt keine Antwort.

Endlich sagte der Kämmerer Hinrich Blome kurz und entschlossen: »Es geht nicht anders.«

Und nun sprang Harmen Sprenger jäh von seinem Sitze auf und rief: »Ratsgesellen, er hat die Gewalt, und gegen die Gewalt kommt keiner auf. Hören wir ihn denn! Wer dagegen ist, hebe die Hand auf.«

Zwei oder drei hatten den Mut, ihre Hände zu erheben, aber sie ließen sie schnell wieder herabsinken.

Da ward Hans Wildefürs Antlitz, das vorher hochrot gewesen war, fahl und bleich, und mit tiefster Verachtung blickte er über die Ratsherren hin. Dann griff er hinter sich nach seinem Barett und sagte: »So bin ich denn euer Bürgermeister gewesen, Ratsmannen von Hildesheim! Hört, wen ihr wollt, und tut, was ihr wollt! Mich aber lasset heimgehen!«

Damit wandte er sich dem Ausgange zu. Aber an der Tür senkte Georg Leist seine Partisane und rief: »Hier kommt Ihr nicht durch, Bürgermeister Wildefüer! Das fehlte noch, daß Ihr uns entliefert. Man wird Euch noch mancherlei zu fragen haben. Dem stehet Rede und Antwort!«

»So ist es! Dageblieben!« schrien nun auch andere. »Aus dem Hause kommt jetzt keiner. Wer die Suppe eingebrockt hat, der soll sie auch auslöffeln!« schrie eine starke Stimme, und mehrere Lanzenschäfte wurden drohend auf den Boden gestampft.

Hagen hörte das mit geringer Freude; er hätte den Bürgermeister am liebsten ziehen lassen. Aber er mußte auf die Stimmung seiner Anhänger Rücksicht nehmen und durfte ihnen nicht entgentreten. Es war am Ende auch besser, daß der gestürzte Regent der Stadt jetzt hierblieb, denn es konnte niemand wissen, was die Volksmasse auf dem Markte etwa gegen ihn unternommen hätte, wenn er plötzlich da draußen erschienen wäre.

Hans Wildefüer erkannte, daß Widerstreben ihm nichts mehr nütze. So nahm er, ohne ein Wort zu sprechen, das Barett wieder von seinem Haupte herab, setzte sich auf seinen Stuhl und lehnte sich weit zurück, indem er den Blick an die Decke des Saales heftete. Er wollte dadurch an den Tag legen, daß er sich um niemanden im Saale mehr zu kümmern gedenke, und auch um nichts, was etwa hier geredet

würde. Lange vermochte er freilich diese Haltung nicht zu bewahren, denn das, was Hagen nun sprach, wurde mehr und mehr zu einer persönlichen Anklage gegen ihn. Gewollt war das nicht, denn es lüstete Hagen nicht mehr nach einer Auseinandersetzung mit Wildefüer. Wozu auch? Der Mann hatte sich ja selbst ausgeschaltet. Wäre er in einen Wortstreit mit ihm geraten, so hätte er das schwerste Geschütz gegen ihn aufgeföhren. Er hätte dem Rate erzählt, was vielleicht keiner von allen Ratsherren wußte, daß ihr Bürgermeister Mitschuldiger geworden war an der Sünde des Wolfenbüttlers, die dem Volke als die allergreulichste erschien. Er hatte es geduldet, daß der unseligen Eva von Trott eine Zuflucht in Hildesheim gewährt worden war. Erst vor einer Woche hatte er sie von Bewaffneten unter Führung seines Sohnes des Nachts aus der Stadt nach der Liebenburg geleiten lassen. Das war Hagen durch seine Späher und Kundschafter hinterbracht worden, und wenn das dem Rate erzählt wurde, so war der Bürgermeister in den Augen der ehrbaren Ratsherren mit einem abscheulichen Makel behaftet. Aber das war ja nun gar nicht mehr nötig. In Wildefüers Antlitz zuckte keine Muskel, als Hagen sich an den Rat wandte und sagte: »Der Bund, der Anno zweiunddreißig mit dem Herzog Heinrich von Wolfenbüttel geschlossen worden ist, und der Hildesheim verpflichtet, ihm in Kriegsläufte dreihundert Knechte zu stellen, ist der

Gemeine nicht bekanntgegeben, sie ist darum nicht befragt worden. Somit hat er keine Gültigkeit. Vollends, daß unsere Stadt ihm noch mehr leisten soll, das lehnen wir ab, und dagegen protestieren wir. Die Gemeinde will, daß Hildesheim sich nicht einmische in den Handel zwischen dem Bluthund von Wolfenbüttel und den Schmalkaldenern. Der Rat wolle das beschließen; es geht sonst nicht gut.«

Einige Ratsherren und mehrere von den Vierundzwanzig wagten es, diesen Worten lauten Beifall zuzurufen. Auch da veränderte Wildefüer seine Haltung nicht. Darauf fuhr Hagen fort: »Die Gemeinde fordert aber noch etwas ganz anderes vom Rate. Es ist in unserer Stadt verboten, das reine Evangelium frei und offen zu bekennen. Die es predigen, werden mit schwerer Strafe belegt und aus der Stadt getrieben. Sie müssen in Winkel kriechen, wenn sie sich miteinander erbauen wollen an Gottes Wort, und sogar das ist unter schwere Strafe gestellt. Die Heilige Schrift im Hause zu haben, gilt bei uns als ein Verbrechen. Ein unmenschlicher Druck liegt auf den Gewissen der armen Leute, die doch gern wollen selig werden.«

Hier unterbrach ihn ein heiseres Gelächter Wildefüers. Er lag noch immer in seinen Stuhl zurückgelehnt, den Blick starr an die Decke geheftet, aber seine Züge waren von Hohn und Haß verzerrt.

»Was lacht Ihr, Bürgermeister Wildefüer? Wißt Ihr es besser?« rief Hagen scharf.

»Ja, das weiß ich besser!« Mit einem jähen Ruck fuhr Wildefüer empor und schrie, blaurot im ganzen Gesicht: »Verfluchte, erstunkene Lüge! Gewissen? Gewissen? Nehmt solche Worte nicht in den Mund! Redet nicht von Gold, wenn ihr Dreck meint! Was wollen denn die Buben, die das Volk aufhetzen? Die Leute selig machen? Nein, sie wollen die Stühle der Ratsherren und vor allem das Geld und Gut der Geistlichen! Selig werden? Ha, ha! Das himmlische Leben gilt allen Lutherischen so viel und nicht mehr als eine Kanne voll Quark.«

»Das ist nicht wahr, Bürgermeister Wildefüer!« rief Hagen laut und gellend. »Das lügt Ihr wider besseres Wissen. Oder wißt Ihr nicht von solchen, die selig werden wollten durch Gottes Wort? Wo ist meine Bibel? Ihr habt sie noch. Wer hatte sie geholt? Für wen wurde sie geholt? Für eine Sterbende, die selig werden wollte. Euer Weib, Frau Mette —«

Ein furchtbarer Laut aus Wildefüers Munde ließ ihn verstummen. Unwillkürlich sprang er ein paar Schritte rückwärts, denn der Bürgermeister hatte beide Fäuste hoch emporgehoben, als ob er sich auf ihn stürzen wolle. Aber mit einem Male sanken ihm die Arme schlaff herab, und wie ein gefällter Eichenstamm stürzte er vornüber. Gurgelnd und röchelnd fuhr er mit den gespreizten Händen auf dem Boden umher, als wolle er sich in den harten Estrich eingraben.

Laut aufschreiend, stieß Jost Wildefür den vor ihm stehenden Georg Leist beiseite und warf sich neben seinem Vater nieder. Mit entsetzten Gesichtern fuhren die Ratsherren von ihren Sitzen auf und drängten sich heran.

»Er hat einen Schlag!« rief der Bürgermeister Sprenger. »Tragt ihn in die Bürgermeisterstube! Und schnell zum Arzt in der Judengasse! Der soll ihm zur Ader lassen!«

»Nein, zu mir hinüber!« rief Tilo Brandis, der schnell hinzugesprungen war und sich mühte, den schweren Körper seines Schwiegervaters aufzurichten, während ihm die Tränen übers Gesicht liefen.

»Ja, zu Brandis!« sagte der alte Burchard Meier, indem er sich gleichfalls niederbeugte, um seinen Freund emporzuheben.

So wurde denn der Bewußtlose von sechs Ratsherren aus dem Rathause getragen. Als sie mit ihm auf dem Markt erschienen, und als das Volk begriffen hatte, was geschehen war, da wich die Menge links und rechts zurück, so daß eine breite Gasse entstand. Die meisten nahmen ihre Sturmhauben ab und entblößten ihre Häupter, und über den Platz, der noch eben von Geschrei und Lärmen erfüllt gewesen, breitete sich ein tiefes Schweigen.

Noch tiefer war das Schweigen droben im Rathausaale. Alles blickte auf Hagen, der blaß und an allen

Gliedern zitternd dastand und nach Fassung rang. Endlich sagte er, und seine Stimme klang so leise, daß sie am Ende des Saales kaum noch zu vernehmen war: »Es ist mir leid, daß Hans Wildefür so hat enden müssen. Ich kann heute mit Euch nicht mehr verhandeln. Gelobt Ihr, daß ihr morgen früh um die neunte Stunde alle wieder wollet hier sein und bis dahin Einlager halten wollt in Euren Häusern?«

»Wir geloben es,« erwiderte der Bürgermeister Spenger. »Ist einer dawider?«

Es erhob sich keine Hand. »So lasset uns jetzt heimgehen!« sagte Hagen, verneigte sich kurz und verließ den Saal.

In der Morgenfrühe eines trüben Septembertages schritt Frau Gesche Brandis ungeduldig in der Diele ihres Hauses auf und nieder. Sie war feiertäglich gekleidet, trug um ihr Haupt das Kopf- und Kinntuch von weißer Seide und um den Hals die feine Kette von Gold und das Kreuz, das einst ihrer Mutter gehört hatte. Sie hatte den Schmuck mit besonderer Absicht angelegt, denn heute war der Namenstag der lieben Verstorbenen, und sie stand eben im Begriff, in die Sankt-Andreas-Kirche zu gehen und ihr Grab zu schmücken. Drei mächtige Kränze, aus Astern und anderen Herbstblumen gewunden, lagen auf dem Tische. Den einen

wollte sie selber tragen, den anderen sollte die alte Trine, die in ihr Haus übergesiedelt war, für den schwerkranken Vater auf das Grab legen, der dritte war ihrem Manne zugedacht; aber der war ins Rathaus gegangen und kam und kam nicht wieder. Länger als eine halbe Stunde könne heute die Sitzung gar nicht dauern, hatte er gesagt, als er Abschied genommen, aber aus der halben war eine ganze Stunde geworden, und er war noch immer nicht wieder daheim. Geduld gehörte nicht zu Frau Gesches hervorstechendsten Eigenschaften, und so stieg ein Ärger in ihrem Herzen auf über ihren lieben Mann, zumal der Verdacht nahe lag, daß die Ratssitzung zwar längst zu Ende sei, aber eine unamtliche und unnötige Fortsetzung erfahren habe drunten in des Rates Trinkstube. Das war nicht selten schon vorgekommen, und so erwog sie in ihrem Gemüte, ob sie es wagen könne, ihren ältesten Buben hinüberzuschicken, um den Vater heimzuholen. Daher hörte sie nur mit halbem Ohr hin auf das, was die geschwätzige alte Trine erzählte, und was sie sonst nicht wenig gespannt angehört haben würde. Denn die Alte hatte gestern abend den Einzug Christof Hagens und seiner jungen Frau mit angesehen, ein Ereignis, das ganz Hildesheim in Aufregung versetzt hatte. Die Hochzeit selber war in Goslar gefeiert worden. So hatte es Lucke gewollt, und ihr Verlobter war klug genug gewesen, ihr nachzugeben. Er mußte sich ja sagen, daß die Feier, wenn sie in Hildesheim begangen wurde, ein

höchst eigentümliches Gepräge hätte tragen müssen. Von seinen Standesgenossen wäre nicht einer erschienen, auch von denen nicht, die einst seine Freunde gewesen waren.

Seit jenem Auftritt im Rathause, der den Bürgermeister auf das Krankenlager geworfen hatte, war er unter den Vornehmen Hildesheims wie geächtet. Keiner verkehrte mehr mit ihm, keiner bot ihm einen Gruß. Auch Harmen Sprenger und seine Gesippten und Gefreunden hatten sich von ihm abgewendet, seitdem sie gemerkt hatten, daß sie ihre Ratsstühle auf die Dauer ebensowenig behalten würden wie die Anhänger des gestürzten Bürgermeisters Wildefüer. Hagen wollte das nicht; er hätte gern mit ihnen gearbeitet, denn er wußte wohl, daß er allein mit lauter der Geschäfte unkundigen Leuten die Stadt nicht werde regieren können. Aber seine Genossen, die mit ihm die Rebellion gemacht hatten, drangen mit jeder Woche heftiger darauf, daß mit dem ganzen alten Rate ein Ende gemacht werden müsse. Ihnen war es nicht genug, daß die Freiheit des Evangeliums erreicht war, und es erboste sie fast, daß der Rat in alle Vorschläge der Gemeinde gefügig einwilligte. Sie wollten selbst dahin, wo jetzt die Herren noch saßen; sie, die Handwerksmeister, wollten Ratsherren werden, in pelzverbrämten Samtmänteln und Baretten aufs Rathaus gehen und dort tagen und reden und regieren, und ihre wackeren Eehälften sehnten den Tag herbei, an dem es ihnen

vergönnt sein sollte, die golddurchwirkte Schabe zu tragen, die nach Herkommen und Gesetz nur die Frauen der Ratsherren tragen durften. Bis jetzt hatte Hagen die Begehrlichkeit seiner Genossen hingehalten, aber lange ging dies nicht mehr an, das fühlte er wohl. Jetzt schon, wenige Wochen nach dem Aufstande, machte er die bittere Erfahrung, daß jeder, der seine Macht dem Volke verdankt, bald nach der Pfeife des Volkes tanzen muß, wenn er nicht Einfluß und Ansehen gar schnell wieder verlieren will.

Unter sotanen Umständen war er sehr bereitwillig auf Luckes Vorschlag eingegangen, die Hochzeit in Goslar zu feiern, wo seine Braut Freundinnen und Gespielinnen besaß, und wo man geneigt war, ihn als den Bringer des reinen Evangeliums nach Hildesheim zu ehren. So hatte sie denn im Hause der getreuen Muhme Bröcker stattgefunden mit großer Pracht und Üppigkeit, und drei Tage lang waren die regierenden Herren von Goslar aus dem Weinrausch nimmer herausgekommen. Am vierten Tage hatten sie dem jungen Paare mit sechzig Pferden das Geleit gegeben, und so hatte sich der Einzug der Neuvermählten in Hildesheim überaus glanzvoll gestaltet. Die ganze Stadt war zusammengeströmt, um das prächtige Schauspiel mit Augen und Ohren zu genießen; nur von den Geschlechterherren und ihren Frauen und Kindern hatte sich niemand erblicken lassen.

Die alte Magd hatte ihrer Herrin schon gestern vieles berichtet und fing nun zum dritten und vierten Male an zu erzählen: »Ein großer Wagen mit Zinkenisten und Pfeifern fuhr voraus. Nachher kam einer im feuerroten Mantel, der ritt auf einem Schimmel und warf silberne Pfennige unter das Volk. Nachher kam der Wagen mit dem Hochzeitspaare. Unser junger Herr Christof hatte ein Gewand von grauem lübischen Tuche an, das mit Purpur verbrämt und ausgeschlagen war.« –

»Du sollst nicht sagen ›unser junger Herr‹,« unterbrach Frau Gesche ihren Redestrom unwillig. »Er hat sich von uns geschieden und geht uns gar nichts mehr an. Und nun höre auf zu schwatzen und nimm deinen Kranz. Du und ich, wir wollen nur immer hingehen. Mein Mann kommt doch nicht zur rechten Zeit; er mag uns dann mit seinem Kranze nachfolgen. Wir können nicht länger warten, denn es hat keine Art und Schicklichkeit, wenn wir die Kränze erst gegen Mittag hinlegen.«

Sie ergriff ihren Kranz und schritt der Tür zu, und die Alte folgte ihr mit gekränkter Miene. Aber als Frau Gesche eben die Hand an das Schloß legte, wurde die Tür von außen heftig aufgerissen, und ihr Mann stand vor ihr.

Der zornige Vorwurf, den sie für ihn bereit hatte, erstarb ihr bei seinem Anblicke auf den Lippen. Sie erkannte auf der Stelle, daß ihm etwas Unerfreuliches

zugestoßen war, denn sein Gesicht war bleich und seine Bewegungen hastig, während er sonst mit ruhiger Würde einherzuschreiten pflegte.

»Was ist dir?« rief sie erschrocken.

Tilo Brandis antwortete nicht sogleich. Er ließ sich auf eine Bank in der Nähe der Tür niedersinken, fuhr sich mehrmals mit der Hand über die Stirn und starrte wie geistesabwesend vor sich hin.

»Geh hinter in die Küche!« wandte sich Frau Gesche an die alte Magd, denn sie meinte, ihr Mann wolle in Gegenwart der Alten nicht sagen, was geschehen war. Aber nun fuhr er mit einem Ruck empor und stand mit einem Male kerzengerade da. »Es ist kein Geheimnis,« sagte er hart. »In einer halben Stunde weiß es sicher die ganze Stadt. Der ganze Rat hat abgedankt.«

Frau Gesche schrie auf und wich zurück wie vor etwas Unfaßbarem. »Wie?« stammelte sie. »Es war doch gar kein Rumor auf dem Markte.«

»Aber es sollte morgen einer werden,« fiel er ihr ins Wort. »Morgen sollte das Volk auf dem Markte sich versammeln und uns zur Abdankung zwingen. Dem sind wir zuvorgekommen. Nun mögen sie sehen, wie sie ohne uns fertig werden. Keiner von uns allen rührt noch eine Hand. Da mag der neue Bürgermeister Hagen zu sehen, wie er die Stadt regieren kann mit lauter Schustern und Badern und Handschuhmachern. Das geht keine drei Monate, dann sind sie am Ende!«

»Hagen ist Bürgermeister?«

»Sie wollen ihn dazu küren, und er wird's ja annehmen. Gut, daß der Vater nicht bei Sinnen ist. Das kränkte ihn, wenn er's erführe, bis ins tiefste Herz hinein.« Er hielt inne und atmete tief auf. »Ich muß jetzt für mich eine Weile allein sein,« fuhr er dann fort. Ich kann jetzt nicht mit dir in die Kirche gehen, mag keinen Menschen sehen. Vielleicht gehe ich am Abend an das Grab, wenn's dunkel ist. – Sage nichts. Ich weiß ja, daß unser Verzicht dich wurmt wie mich selber. Aber wir wollen später darüber reden, nicht jetzt.«

Damit schritt er aus dem Gemache, und sie machte nicht den Versuch, ihm zu folgen. Sie wußte es, jetzt schloß er sich ein und vertrug keines Menschen Trostesworte, auch die ihren nicht. Er war nun einmal so, daran war nichts zu ändern. Darum faßte sie sich, so gut es ging, wischte sich die Tränen des Zornes aus den Augen und wandte ihr erbliches Gesicht der alten Dienerin zu, die mehrmals die Hände vor Entrüstung zusammengeschlagen hatte und nun offenbar im Begriffe stand, ein großes Lamento über die Schlechtigkeit und Undankbarkeit der Welt anzuheben. Sie öffnete und schloß den Mund mehrmals hintereinander, wie ein Karpfen, der nach Luft schnappt, aber ihre Herrin hemmte den Strom ihrer Rede.

»Nimm die Kränze und folge mir!« gebot sie. »Und sprich kein Wort. Ich kann jetzt nichts hören.«

Sie trat mit schnellen Schritten aus der Tür ihres Hauses und ging so eilig den Markt hinunter, daß die

Alte ihr kaum nachzukommen vermochte. Es war ihr lieb, daß ein feiner Sprühregen vom Himmel herniederrieselte und die Leute von den Straßen vertrieb. Sie mochte niemandem begegnen; am liebsten hätte sie sich eingeschlossen wie ihr Mann. Sie kam sich vor wie eine Gebrandmarkte und trug das Haupt tief gesenkt. So war die Tochter Hans Wildefüers noch nie durch die Straßen ihrer Heimatstadt gewandelt. Als sie die Tür der Andreaskirche öffnete, schlug ihr eine scharfe, dumpfe Luft entgegen. Denn überall in dem weiten Raume, an allen Pfeilern, Bänken und Emporen hingen verwelkte Kränze und Blumengewinde. Sie waren noch nicht wieder herabgenommen seit dem Tage, an dem der Wittenberger Gottesmann Johannes Bugenhagen hier die erste evangelische Predigt gehalten hatte. Das war ein großer Tag gewesen für Hildesheim. Der Bürgermeister Sprenger mit mehreren Herren vom Rat hatte ihn feierlich eingeholt, und das riesige Gotteshaus hatte die Menge des Volkes nicht fassen können, das zusammengeströmt war, um Luthers Lehre zu hören und Luthers Lieder zu singen. Sie aber und ihr Mann waren still daheimgeblieben. Sie hingen ja längst heimlich der neuen Lehre an, aber solange ihr Vater am Leben war, wollten sie nicht tun, was ihn tief geschmerzt haben würde, wenn er es in seinem umnachteten Geiste hätte fassen können. Ach, sie hatte sich einst den Tag ganz anders vorgestellt, der ihrer Vaterstadt das Licht des reinen Evangeliums bringen

sollte! Die bürgerlichen Unruhen in der Stadt, die fortwährende Bedrohung des Rates, die mancherlei Gewalttaten gegen Priester und Mönche, aber auch gegen Reiche und Vornehme, hatten ihr die Freude an diesem Tage gründlich vergällt. Sie empfand keine Genugtuung, als sie beim Betreten der Kirche bedachte, daß ihre Mutter nun in einem lutherischen Gotteshause schlummere. Vielmehr schoß ihr der Gedanke durch den Kopf: Wäre doch lieber alles beim alten geblieben, und herrschte noch über Hildesheim die eiserne Hand, die jetzt gelähmt und kraftlos war!

Mit düsterem Blick und herb geschürzten Lippen trat sie auf den Seitenaltar zu, den ihr Vater vor Jahren schon gestiftet hatte, und vor dem unter einer mächtigen Sandsteinplatte der Sarg ihrer Mutter stand. Aber als sie um den zweiten Pfeiler bog, blieb sie plötzlich stehen, und das Blut schoß ihr zum Herzen. Auf dem Grabstein ihrer Mutter lag ein prächtiger Kranz, und eine hohe Frauengestalt, anscheinend im Gebet versunken, kniete dort. Sie erkannte die Kniende, obwohl sie ihr den Rücken zudrehte, auf der Stelle. Solche goldrote Haare, wie sie dieser unter dem Hute hervorquollen, hatte nur ein Weib in der ganzen Gegend. Es war Lucke von Hary oder, wie sie seit einigen Tagen hieß, Lucke von Hagen.

Mit erschreckender Deutlichkeit trat vor Frau Gesches Augen der Vorgang, der sich abgespielt hatte, als dieses junge Weib in das Haus ihrer Eltern gekommen

war. So, wie sie jetzt vor dem Leichensteine kniete, so hatte sie damals vor dem Lehnstuhle der Mutter gekniet. Es war ihr, als sehe sie die schlanken weißen Hände der Verstorbenen, wie sie damals dem Mädchen über das Haar strichen, und dasselbe Gefühl wallte in ihr auf wie in jenem Augenblicke, rasende Eifersucht, zu der sich nun noch heiße Empörung gesellte. Wie konnte Christof Hagens Weib nach allem, was geschehen war, es wagen, hierherzukommen! Wie durfte sie sich erfreuen, Blumen zu legen auf das Grab einer Frau, deren Gatten ihr Mann den Todesstoß versetzt hatte! Wie eine schnöde Entweihung der heiligen Ruhestätte ihrer Mutter erschien ihr der Kranz, der ihr von dem weißen Steine entgegenleuchtete.

»Hinweg!« rief sie und erschrak selber über den harten, lauten Klang ihrer Stimme. Sie hatte das Wort noch gar nicht aussprechen wollen; es hatte sich ihr unwillkürlich auf die Lippen gedrängt.

Das Haupt der Betenden fuhr herum, und dann stand Lucke Hagen langsam auf. Ihr Antlitz flammte in tiefer Purpurglut, aber offen und fest hielt sie den Blick auf Gesches Gesicht gerichtet, aus deren Augen ihr Abneigung und Haß entgegensprühten.

»Du weisest mich hinweg vom Grabe deiner Mutter?« fragte sie ruhig. »Warum? Habe ich dir etwas Übles angetan oder der Toten?«

»Mir und ihr,« gab Frau Gesche zurück. »Denn dein Haß hat mit dazu geholfen, daß mein Vater dem Tode

verfallen ist. Darum ist hier für dich kein Platz. Fühlst du das nicht selbst?«

Lucke schüttelte den Kopf. »Ich habe deinen Vater nur eine kleine Zeitlang gehaßt, da er mir schweres Unrecht tat. Aber als ich frei geworden war, schwand mein Haß schnell dahin, denn ich erkannte, daß er als ein Werkzeug Gottes an mir gehandelt hatte. Gott wollte mich durch die Trübsal zu sich ziehen und reif machen zu seinem Leben. Es ist mir herzlich leid, daß dein Vater jetzt so schwer darniederliegt, und ich will mit dir beten, daß er gesunden möge. – Deine Mutter aber habe ich innig liebgehabt. Sie war so gut zu mir wie eine Mutter, und ich hatte ja so wenig von Mutterliebe erfahren in meinem Leben. Und wenn ich auch nur wenige Tage um sie sein durfte, ihrer Güte werde ich doch immer gedenken, solange ich lebe. Wie kannst du mir also verwehren, ihr Blumen zu bringen auf ihr Grab und für sie zu beten?«

Sie hatte mit großer Eindringlichkeit und Wärme gesprochen, und ihre Worte waren nicht ohne Eindruck geblieben auf das Herz ihrer Gegnerin. Die eisige Kälte, die Gesches Antlitz im Anfange der Unterredung zur Schau getragen, verschwand aus ihren Zügen. Lucke bemerkte es sogleich, und um den Eindruck ihrer Worte zu verstärken, setzte sie hastig hinzu: »Du weißt es ja wohl nun sicherlich, daß deine Mutter im lutherischen Glauben gestorben ist?«

Gesche bejahte durch ein Neigen des Hauptes.

»Aber du weißt es nicht, daß ich es war, die sie vor ihrem Tode noch getröstet hat aus Gottes Wort. Ja, ich habe ihr die Sprüche der Heiligen Schrift vorgelesen, nach denen sie sehnlich verlangte.«

Mit leuchtenden Augen blickte sie Gesche an, aber die Wirkung ihrer Worte war eine ganz andere, als sie gehofft hatte. Es wallte wieder die Eifersucht auf in Gesches Seele und diesmal noch viel stärker und heftiger als vorher. Ihre Hände krampften sich zusammen, und wie ein Stöhnen kam es über ihre Lippen: »Das hast du getan? Und ich, ich hätte es tun müssen! Ich Unselige! Ach, daß ich ihr fern war in ihrer letzten Not!«

»Da du es nicht tun konntest, tat ich's an deiner Statt. Willst du mir deshalb böse sein?« erwiderte Lucke, und mit einer bittenden Gebärde streckte sie ihr die Hand hin, aber Frau Gesche richtete sich steil auf. »Du bist Christof Hagens Weib, und ich bin Hans Wildefüers Tochter! Wir haben nichts miteinander zu schaffen,« sagte sie hart.

Lucke verstummte und senkte das Haupt. Dann entgegnete sie mit tiefer Traurigkeit in der Stimme: »Ich gehe, da du es so willst. Wir wollen nicht zanken und streiten am Grabe deiner Mutter, und ich will mich nicht erbittern lassen, ich will nicht. Gott gebe, daß du zu einer besseren Einsicht kommst!«

Damit wandte sie sich ab und ging. Frau Gesche stand einige Augenblicke regungslos da, als horche sie auf das Geräusch der verhallenden Schritte. Dann

kehrte sie sich ihrer alten Dienerin zu, die mit ängstlichem Gesichte neben dem Pfeiler stehengeblieben war. Sie nahm schweigend aus ihrer Hand die Kränze und legte sie auf das Grab. Mehrmals streckte sie die Hand aus, um Luckes Kranz hinwegzustoßen, aber sie zog sie doch jedesmal wieder zurück, denn jedesmal war es ihr, als sähe sie die Augen ihrer Mutter bittend und vorwurfsvoll auf sich gerichtet, und als flüstere ihr Mund: »Was willst du tun? Darfst du mich dieses Zeichens der Liebe berauben?«

So ließ sie denn Luckes Kranz unberührt liegen und sank auf ihre Knie nieder, um für das Seelenheil der Entschlafenen zu beten. Aber sie vermochte es nicht. Immer wieder drängte sich vor ihre Seele das bekümmerte Antlitz des jungen Weibes, dem sie so weh getan hatte, und die Stimme ihres Gewissens fragte laut und vernehmlich: »Hast du recht gehandelt?« Ihr Stolz und ihr Groll erwiderten darauf: »Ja, du konntest nicht anders handeln. Du mußttest Christof Hagens Weib hinwegweisen von dieser Stätte.« Aber dann sprach wieder die anklagende Stimme in ihr: »Sollte der Haß, der die Menschen entzweit, nicht wenigstens an den Gräbern schweigen? Was hat dir denn Lucke von Hagen getan? Sie hat Unrecht erlitten von deinem Vater, das weißt du wohl, und doch bot sie dir die Hand zur Veröhnung. Ist sie nicht besser als du? Hat sie dir nicht wiederum bewiesen, daß mehr vom Geiste Christi in

ihr ist als in deinem stolzeren und doch schwächeren Herzen?»

Mit zornigen Tränen in den Augen erhob sich Frau Gesche nach kurzer Zeit. Sie konnte jetzt nicht beten, sie konnte sich zu keiner Andacht zwingen. Am Abend, wenn sie ruhiger geworden wäre und sich gefaßt hätte, wollte sie das Grab ihrer Mutter noch einmal aufsuchen, so beschloß sie in ihrem Herzen.

»Was zwischen mir und Christof Hagens Weib geredet worden ist, erfährt niemand, hörst du?« wandte sie sich an die Alte, die hinter ihr kniete und sich nun auch erhob. Dann schritt sie dem Ausgange der Kirche zu und begab sich heim. Sie hatte dabei das Haupt noch tiefer gesenkt als beim Herwege, denn sie trug einen Stachel im Herzen, den sie nicht mehr entfernen konnte.

Wenn die alten Weiber des gewesenen Rats Herrn Tilo Brandts vorübergingen, so blickten sie scheu zu zwei Fenstern empor, die mit weißen Tüchern verhangen waren. Dann humpelten sie von dannen, so schnell sie konnten, schlugen wohl auch aus alter Gewohnheit ein Kreuz und tuschelten miteinander, wie es wohl komme, daß der Mann, der dort hinter den Fenstern liege, noch immer nicht gestorben sei. Ganz geheuer sei es ja nie mit ihm gewesen, denn er habe immer mehr gekonnt als andere Leute, nun aber sehe man, wohin das führe.

Sie meinten damit Hans Wildefüer, den das seltsame und traurige Schicksal betroffen hatte, daß er nicht leben und nicht sterben konnte. Als man ihn vom Rathause getragen hatte, da waren sofort die beiden weisen und hochgelehrten Ärzte eines ehrbaren Rates an sein Lager berufen worden. Beide, Magister Hermanus und Magister Philippus aus der Judenstraße, hatten das Urteil abgegeben, er würde die Nacht nicht überleben. So hatte denn die gesamte Bürgerschaft erwartet, daß am anderen Morgen die Glocken von Sankt Andreas ihren ehernen Mund auf tun und der Stadt den Tod des Bürgermeisters verkündigen würden. Aber sie waren stumm geblieben, – denn Hans Wildefüer war nicht gestorben. Tag reihte sich an Tag, Woche an Woche, und aus den Tagen und Wochen wurden viele Monate. Hans Wildefüer starb nicht. Die grünen Blätter der Linde vor dem Rathause wurden gelb und fielen ab, Herbststürme brausten über den Markt hin, die Kälte des Winters kam, der Rolandsbrunnen froh ein, und die Dächer der Häuser schimmerten weiß, und Hans Wildefüer war immer noch am Leben. Aber sein Leben war kein Leben mehr. Meist lag er in dumpfer Bewußtlosigkeit und gab auf keine Frage, die man an ihn richtete, Antwort. Dann fuhr er plötzlich auf, aß und trank gierig, was ihm gereicht wurde, und führte wirre Reden, die niemand verstand. Seine kleinen Enkel, die ihn so zärtlich geliebt hatten, fürchteten sich jetzt vor ihm und waren nicht zu bewegen, das Krankenzimmer

zu betreten. Die alten Freunde und Bekannten, die am Anfang häufig gekommen waren, um nach seinem Befinden zu sehen, kamen immer seltener und blieben endlich ganz weg. Er weilte noch unter den Lebenden, aber er war für die Welt gestorben.

Frau Gesche Brandis weinte deshalb oftmals die bittersten Tränen, ja, sie haderte zuweilen mit Gott, weil er über ihren Vater ein solches Schicksal verhängt hatte. Sie war auch nicht abzubringen von dem Glauben, daß ihr Vater eines Tages wieder genesen werde. In Minden lebte ein hochberühmter Arzt. Der hatte schon vielen Leuten, die von anderen Ärzten aufgegeben waren, noch geholfen. Auf ihn setzte sie ihre Hoffnung. Jost Wildefür mußte nach Minden fahren und den großen Mann in seinem Wagen nach Hildesheim bringen. Aber auch er vermochte an des Kranken Zustand nichts zu ändern. Er ließ ihm etliche Medizin einflößen, die nicht anschlug, und reiste nach ein paar Tagen achselzuckend und kopfschüttelnd wieder ab, nicht ohne sich zuvor eine stattliche Summe für seine Bemühungen auszahlen zu lassen. Aber er gab doch vor seiner Abfahrt der weinenden Frau Gesche die tröstliche Versicherung, nach seiner Ansicht werde ihr Vater eines Tages von selber wieder zur Vernunft kommen.

An dieses Wort klammerte sie sich an und blieb voller Zuversicht, obwohl weder ihr Bruder noch ihr Mann ihre Hoffnungen teilten. »Du weißt ja gar nicht, was du deinem Vater wünschest,« sagte Herr Tilo Brandis.

»Würde er wieder gesund, so käme er in eine Welt zurück, die ganz verwandelt ist. In das Hildesheim, das Christof Hagen mit seinem Anhang regiert, paßt er nicht hinein. Was würde er sagen, wenn er hörte, daß Sankt Andreas eine lutherische Kirche geworden ist! Das Herz würde sich ihm im Leibe umdrehen. Gott hat ihm eine Gnade erwiesen, daß sein Geist umnachtet ist. So sollten wir nicht darum bitten, daß er ihn wieder ins Leben zurückführe, sondern daß er ihm ein seliges Sterbestündlein verleihe.«

So sprach Herr Tilo oftmals, aber seine Frau schüttelte dazu stets den Kopf und erwiderte: »Wenn er auch nicht wieder gesund wird, so möcht' ich doch, daß er noch einmal zu klaren Sinnen käme, ehe er von uns scheidet.«

»Welch ein törichter Wunsch!« pflegte dann Tilo Brandis auszurufen. »Vergönne doch deinem Vater, daß er in Bewußtlosigkeit hinüberschlummert! So wird doch dem Menschen das Sterben am leichtesten.«

Aber Frau Gesche erklärte auf solche Reden ihres Ehemannes sehr entschieden: »Ich kenne den Vater besser als du, und ich weiß, daß er bei voller Klarheit seiner Sinne sterben möchte. Er hat das früher auch einmal selber gesagt. Auch steht er ja nun einmal fest im alten Glauben. So wäre es ihm sicher ein großer Trost, wenn er sich vor seinem Ende noch könnte mit der heiligen Wegzehrung versorgen lassen.«

»Es würde uns übel verdacht werden in der Stadt, wenn wir dazu einen Priester ins Haus riefen. Es sind ja auch die meisten aus der Stadt gewichen,« brummte Tilo Brandis.

»Es sind eine ganze Menge da,« erwiderte Frau Gesche, »und mag es uns verdacht werden oder nicht, und wenn es mitten in der Nacht wäre, ich holte einen, damit der Vater nicht ohne Trost stürbe.«

Tilo Brandis erwiderte darauf nichts, denn er war davon überzeugt, daß man seinen Schwiegervater eines Tages tot in seinem Bette finden werde. Aber Frau Gesche sollte wirklich das Wunder erleben, auf das sie hoffte.

Am Nachmittage vor dem heiligen Abend ging sie hinauf nach dem Gemach, wo ihr Vater lag, um einmal nach ihm zu sehen, und als sie in die Türe trat, blieb sie wie versteinert stehen, und das Gefäß mit Wasser, das sie in der Hand trug, entfiel ihr. Denn ihr Vater saß aufgerichtet auf seinem Lager, und an dem klaren Ausdruck seiner Augen sah sie auf den ersten Blick, daß er vollkommen bei Bewußtsein war.

»Vater!« rief sie, und die Tränen stürzten ihr aus den Augen. »Vater, erkennt Ihr mich?«

»Warum soll ich dich nicht erkennen? Was soll das heißen?« erwiderte Hans Wildefüer unwirsch, aber mit sehr schwacher Stimme. »Warum hast du dich denn

so? – Und was ist mit mir?« setzte er hinzu, seine dünnen, abgezehrten Hände betrachtend. »Ich war wohl krank? Wie komme ich hierher?«

»Ach, sehr krank wart Ihr, lieber Vater, sehr krank, und habt so lange ohne Bewußtsein hier gelegen,« entgegnete sie und eilte auf ihn zu und ergriff seine Hände.

Er brummte undeutlich vor sich hin: »Wie ist das möglich? Was ist geschehen?« Offenbar suchte er in seinem Gedächtnis nach einer Erklärung dafür, wie er in diesen Zustand geraten sei, aber es schien ihn im Stiche zu lassen. Nach einer Weile fragte er mit allen Zeichen des Erstaunens: »Was fällt dir denn ein? Warum hast du Feuer im Ofen angemacht, wo es doch warm ist in der Natur?«

»Es ist nicht mehr warm draußen, Vater. Es ist Winter. Heute ist Weihnachten,« gab sie zur Antwort.

Er blickte sie starr an und erwiderte lange nichts. Es war, als grüble er über etwas nach, worüber er nicht ins reine kommen konnte. Endlich sagte er: »Es war aber doch Sommer. In unserem Garten blühten die Rosen, als ich von meinem Hause wegging. Wohin ging ich nur?«

»Ihr ginget aufs Rathaus, Vater, und dort wurdet Ihr plötzlich krank. Nun aber werdet Ihr, so Gott will, genesen.«

»Und es ist wirklich Weihnachten heute?«

Gesche Brandis öffnete das Fenster. »Seht auf die weißen Dächer der Häuser da drüben, Vater, und überzeugt Euch, daß es Winter ist.«

»So hat Gott ein Wunder getan, daß er mich noch einmal erwachen ließ nach so langer Zeit,« sagte Hans Wildefüer nach langem Sinnen. »Und ich werde wohl genesen, Kind, aber nicht zu diesem Leben. Sage deinem Mann, er solle mir Herrn Oldecop holen lassen. Dem will ich beichten, und er soll mich versehen. Ich mache es wohl nimmer lange.«

»Tilo ist in Peine,« antwortete Frau Gesche, »er kommt erst gegen Abend zurück. Und Herr Oldecop ist nicht in der Stadt.«

»Wo ist er denn?«

»Das weiß ich nicht. – Es sind,« fügte sie mit stockender Stimme hinzu, »gar viele Priester aus der Stadt entwichen in der letzten Zeit.«

»So sende zu Herrn Arnold Fridag. Er wird mir den Liebesdienst nicht weigern, kann sich in einer Sänfte herbringen lassen. Er ist mein alter Freund und Beichtvater.«

»Ja, Vater, ich will gleich nach ihm schicken,« erwiderte Frau Gesche und verließ das Gemach. Als sie nach kurzer Zeit zurückkehrte, sagte ihr Vater: »Ich erinnere mich nun gar wohl dessen, was geschehen ist. Du aber setzest dich hier vor mich und erzählst mir,

was in Hildesheim seither sich ereignet hat, und weshalb so viele Priester, wie du sagst, aus der Stadt gewichen sind. Ich ahne, daß du mir Übles zu künden hast, aber ich fordere von dir volle Wahrheit.«

So setzte sich denn Frau Gesche und begann ihren Bericht, und so schwer es ihr wurde, die bittere Wahrheit zu sagen, so vermochte sie doch nicht zu lügen. Sie erzählte, daß Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, am Siege verzweifelnd, aus seinem Lande geflohen sei und es den Schmalkaldenern überlassen habe. In Hildesheim seien drei Kirchen den Lutherischen übergeben, die andern geschlossen worden. In Sankt Andreas habe Bugenhagen gepredigt und das Gotteshaus zu einer lutherischen Kirche geweiht.

»Wo meine Mette liegt!« stöhnte der Kranke.

»Ach, grämt Euch darüber nicht, Vater,« begann Frau Gesche, aber er unterbrach sie mit dem gebieterischen Befehl:

»Es ist gut. Fahre fort!«

Sie berichtete weiter, der Rat sei abgesetzt. Christof von Hagen gebiete als ein Hauptmann in der Stadt, außer ihm und seinen Vertrauten habe niemand etwas zu sagen. Seine Lucke habe er heimgeführt noch im Herbst, sie sei jetzt die Königin von Hildesheim. Gewalttaten seien noch nicht geschehen, man könne täglich noch schlimmeres erwarten, und deshalb seien viele Priester auf und davon gegangen. Der neue Rat, so

heiße es, wolle dem Schmalkaldischen Bunde beitreten.

Das alles erzählte sie mit den schonendsten Worten, aber sie wagte es nicht, ihren Vater dabei anzusehen. Der unterbrach sie mit keinem Worte mehr, und als sie geendet hatte, legte er sich stumm in die Kissen zurück und lag so, den Blick an die Decke heftend, bis Herr Arnold Fridag kam.

Der uralte Domherr wurde von zwei Knaben, die auch die heiligen Gefäße trugen, die Treppe hinaufgeführt. Er war ganz erschöpft, als er oben anlangte, und mußte sich erst eine Weile erholen. Nach Atem ringend, saß er neben Wildefüers Bett und faßte nach dessen Hand, während Frau Gesche leise das Zimmer verließ.

»Es ist mir herzlich leid, ehrwürdiger Vater, daß ich Euch bemühen mußte,« sagte der Bürgermeister. »Aber ich wußte, Ihr würdet mir nicht Hilfe und Beistand weigern in meiner Todesnot. Denn ich weiß es, ich stehe dicht an der Pforte des Todes. Gott hat mich noch einmal zum Leben erweckt, damit ich nicht hinfahre ohne den Trost unserer heiligen Kirche.«

»Das wird wohl so sein,« erwiderte der Greis. »Ich habe an vielen Totenbetten gestanden und weiß es, wie die aussehen, die der Tod gezeichnet hat. Du trägst sein Zeichen, und du fürchtest dich davor so wenig, wie ich mich fürchten würde. So bekenne denn deine Sünden,

auf daß ich dir Absolution erteilen kann im Namen dessen, der unserer Kirche Haupt ist.«

Hans Wildefüers Beichte war nicht lang, denn auf die Sünden seiner Jugend- und Mannesjahre zurückzukommen, untersagte ihm der Domherr. »Die sind dir längst vergeben,« sagte er, »und du hast sie ja auch längst bereut. Rede von dem, was du gefehlt hast in den letzten Jahren, seit ich deine Beichte nicht mehr gehört habe.«

»Ihr wißt es, ehrwürdiger Vater, daß ich mich veründigt habe gegen meiner Stadt Recht und Gesetz, indem ich heimlich ein Bündnis gemacht hatte mit fremden Herren und Potentaten. Das ist jedem Bürger verboten und verstößt gegen seinen Eid. Und ich habe noch etwas getan, was Ihr nicht wißt. Ich habe dem Weibe, mit dem Herzog Heinz von Wolfenbüttel seine große und schwere Sünde vollbracht hat, Unterkunft gegeben in unserer Stadt, bis mir das Gewissen also beschwert ward, daß ich sie bei Nacht wieder habe fortführen lassen. Ich hätte den Bitten des Herzogs nicht nachgeben sollen. Daß ich an dieser Sache mit bin schuldig geworden, das bedrückt mich am meisten. Denn ich bin solchen Greueln zeit meines Lebens von Herzen Feind gewesen.«

»Das ist nur eine Verfehlung, mein Sohn, keine Todsünde. Ich meine, das wird dir Gott in seiner Gnade nicht allzu hoch anrechnen. Weißt du sonst nichts zu

beichten von Sünden und Verfehlungen wider seine heiligen Gebote?»

Wildefür dachte lange nach und erwiderte endlich: »Von groben Sünden weiß ich nichts zu sagen. Ich habe ja wohl an keinem Tage so gelebt, wie es einem vollkommenen Christen geziemt, aber einzelnes weiß ich nicht zu künden. Ich hätte wohl oftmals können milder und sanftmütiger sein, statt daß ich hart und zornig war. Jähzorn und Härte sind meine Fehler von Jugend an gewesen, und ich bin ihrer nie ganz Herr geworden, habe auch oftmals gar nicht mit Ernst gegen sie angekämpft.«

Er schwieg und schaute still vor sich hin. »Weiter hast du nichts zu bekennen, mein Sohn?« fragte der Domherr nach einer Weile.

»Ich weiß nichts weiter,« entgegnete Wildefür.

Da erhob sich Herr Arnold Fridag und sprach die lateinischen Worte der Lossprechung. Dann versah er ihn mit den heiligen Sterbesakramenten.

»Verziehet noch eine kleine Weile, ehrwürdiger Vater, wenn's Euch möglich ist,« sagte der Bürgermeister und ergriff die Hand des Greises. »Bleibt hier sitzen neben mir. Ich fühle, wie meine Kräfte schwinden, und das Sterben ist doch ein wunderbarlich Ding, sonderlich ein Sterben wie das meine. Denn ich gehe als Besiegter aus dieser Welt. Alles, wofür ich gestritten mein Leben lang, wofür ich recht und unrecht getan habe, ist zerfallen. So müßt' ich denn mit großer Bitterkeit

von hinnen fahren. Aber ich habe schon längst erkannt, daß dieser Welt Wesen vergeht und dahinschwindet wie ein Schatten. So liegt wohl nichts daran, ob wir Sieger bleiben oder umsonst kämpfen, wenn wir nur allezeit recht gestritten haben zu Gottes Ehre, so daß er uns brauchen kann in der besseren Welt, die auf uns wartet.«

Der Domherr nickte. »Da denkst du richtig. Gott wird niemanden richten nach seinen Erfolgen auf Erden, sondern er wird nur danach fragen, ob er den rechten Glauben gehabt habe, und ob er im Glauben geblieben sei.«

»So ist es denn mein Trost,« fuhr Wildefürer fort, »daß ich von dem Tage an, da der martinische Unfug aufkam, für unsre heilige Kirche gestritten habe mit aller Kraft. Ich denke, das wird die Menge meiner Sünden zudecken. Auch habe ich allezeit die gebenedeite Jungfrau und die lieben Heiligen fleißig angerufen, habe mehrmals große Wallfahrten unternommen ihnen zu Ehren, habe ihnen Altäre errichtet und Opfer gebracht, wie ich denn auch in meinem letzten Willen der heiligen Jungfrau eine große Summe ausgesetzt habe, daß ihr ein Kirchlein gebaut werde. An ihrer Fürsprache wird es mir nicht fehlen, und so bin ich der gewissen Hoffnung, daß Gott mir wird gnädig sein und mich zu sich nehmen wird in sein Reich.«

Der Greis lächelte, und es war ein Lächeln, das sein verwittertes Antlitz wunderbar verschönte. »Ist das

dein Trost, lieber Sohn,« sagte er, »so fahre darauf in Frieden hin. Aber ich will dir in dieser Stunde nicht verhehlen, daß ich für mich einen anderen Trost habe, wenn es mit mir zum Sterben kommt.«

Wildefüer blickte ihn verwundert an. »Einen andern? Nun, Ihr seid ja freilich viel heiliger gewesen als ich, seid ein Exempel der Frömmigkeit und Gottseligkeit —«

»Nichts davon!« unterbrach ihn der alte Domherr mit ungewöhnlichem Nachdruck. »Das alles sind Narretei- dinge, wenn wir uns in unserer letzten Stunde darauf verlassen. Denn wir sind allesamt unnütze Knechte und fehlen und sündigen immerdar. Nur eins macht uns gerecht vor Gott: das Verdienst unsres Heilandes Jesu Christi. Er ist für uns gestorben, auf daß er uns mit Gott versöhne. Darauf will ich mich verlassen, wenn ich sterbe, nicht auf die Fürbitte der Heiligen und nicht auf die Werke der Heiligen und nicht auf mein Verdienst.«

Wildefüer fuhr jäh aus seinen Kissen empor und starrte ihn erschrocken an. »Ehrwürdiger Vater, was redet Ihr da?« rief er. »Das ist der Trost des Ketzers von Wittenberg.«

»Nein,« erwiderte Arnold Fridag ruhig. »Das stammt nicht von ihm. Das hat die Kirche schon lange ge- wußt, und unzählige fromme Priester haben es solchen gesagt, die sie trösten mußten in ihrer Sterbestunde. Denn an die Sterbebetten gehört solcher Trost. Gegen

die Lebenden und Gesunden schweigt man lieber davon. Predigt man es als das Hauptstück der Christenlehre auf allen Märkten und Straßen, so wird es den Leuten ein bequemes Ruhekissen, und sie wollen keine guten Werke mehr tun, und alle Zucht sinket dahin. Darum soll man nur die damit trösten, die nichts mehr tun können, als seufzen und beten.«

»Wenn nun aber einer von hinnen fährt, ohne daß man's ihm sagt?« warf Wildefür ein.

»Dann ist er auch nicht verloren, sofern er nur die Gnade Gottes nicht von sich stößt. Denn Gott nimmt alle an, die auf seine Gnade trauen. Sie ist uns aber in Christo erschienen, und deshalb ist es ein absonderlicher Trost, sein Bild im Sterben vor Augen zu haben und sich zu sagen: Um seinetwillen ist Gott uns gnädig und vergibt uns alles, was wir verschuldet haben.«

Er stand auf und legte ihm die welke, zitternde Hand aufs Haupt und machte dann das Kreuzeszeichen über ihn. »Fahre hin in Frieden!« murmelte er. »Hier sehen wir uns nicht wieder, aber droben wohl bald.«

Er wartete keine Antwort ab, und es erfolgte auch keine. Mit weitgeöffneten Augen blickte Wildefür dem Greise nach, der mit leisem, schlüpfendem Schritt das Zimmer verließ, aber er sprach kein Wort. Allmählich erst löste sich die Spannung in seinen Zügen. Sein Antlitz verlor den Ausdruck schreckhaften Staunens, und ein heller Glanz trat in seine Augen.

So fand ihn Frau Gesche, als sie nach einigen Minuten wieder in das Gemach trat, und sie fragte erfreut: »Wie geht's Euch, Vater? Wie fühlt Ihr Euch?«

»Sehr schwach, Kind, es geht wohl mit mir zu Ende. Aber ich bin ganz getrost und voller Freudigkeit. Er hat mir einen großen Trost ins Herz gegeben.« Nach einer Weile setzte er hinzu: »Man sollte das den armen Leuten doch eher sagen, als wenn sie sterben müssen.«

»Was denn, Vater?« fragte Frau Gesche.

Er erwiderte nichts darauf, sondern rief, sich in den Kissen aufrichtend: »Was ist das? Warum läuten sie?«

»Sie läuten Weihnachten ein, Vater.«

»Da müßten doch die Domglocken anfangen?«

»Der Dom ist geschlossen, Vater. Nur die drei Kirchen dürfen läuten, die den Lutherischen eingeräumt sind.«

Wildefüers Gesicht verfinsterte sich, aber gleich darauf lächelte er. »Das geht mich nun alles nichts mehr an,« sagte er. »Gott mag hier alles fügen, wie er will. Seine Kirche wird nicht untergehen, auch wenn ich und andere nicht mehr für sie streite.«

Dann sank er auf sein Kissen zurück und faltete die Hände, und Frau Gesche sah mit Erschrecken, wie seine Züge sich veränderten und sein Antlitz immer hagerer und bleicher wurde. »Wie ist Euch, Vater?« fragte sie endlich beklommen und dem Weinen nahe.

»Sage Herrn Arnold Fridag, ich sei auf seinen Trost gestorben,« erwiderte der Sterbende. Von da an gab er auf keine Frage mehr eine Antwort, nickte nur und

lächelte, wenn seine Tochter das Wort an ihn richtete. Seinen Schwiegersohn und seine Enkel erkannte er nicht mehr und schlug nicht einmal die Augen nach ihnen auf, als sie an sein Lager traten. So lag er lange, und sein Atem wurde immer schwächer. Aber plötzlich hob er sich empor in den Kissen, als ob er lauschen wolle, und sagte mit leiser, aber deutlich vernehmbarer Stimme: »Es sind doch die Glocken, die ich als Kind gehört habe; sie rufen mich zum Frieden.« Dann sank sein Haupt wieder zurück – ein tiefer Seufzer noch – und seine Seele war hinüber.